Doppel-Bändchen.

Französische Classiker.

A. Thiers'

Geschichte

des

Konsulats und Kaiserreichs.

Vierundfunfzigster Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

A. Thiers'

sämmtliche

historische Werke.

Vierundsiebenzigster Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Geschichte

des

Konsulats und Kaiserreichs

von

A. Thiers.

Vierundfunfzigster Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Siebenundfunfzigstes Buch.

Die Insel Elba.

Den 15. Februar 1815 von Wien abgereist, war Lord Castlereagh den 26. zu Paris eingetroffen und hatte sich nur sehr wenige Tage daselbst aufgehalten, da er zu London von seinen Collegen ungeduldig erwartet wurde, die in seiner Abwesenheit die Discussion der Beschlüsse des Congresses nicht zu unternehmen wagten. Er hatte Ludwig XVIII. gesprochen, war von diesem Fürsten mit der äußersten Artigkeit empfangen worden und hatte die Unterhandlung glücklich beendet, womit er beauftragt war und welche bezweckte, Parma Marie Louisen während der Lebenszeit dieser Prinzessin zu lassen und die Erbin von Parma, nämlich die Königin von Etrurien, vorläufig nach Lucca zu versetzen. Ludwig XVIII. hatte in das vorgeschlagene Arrangement gewilligt, um England gefällig zu sein und namentlich um die Mitwirkung dieser Macht in der neapolitanischen Angelegenheit zu erlangen. Das Geräusch, das in Italien die Rüstungen Murat's erregten, vereinfachte

übrigens auch für die englischen Minister selbst die Lösung, und es war leicht geworden, den König von Neapel als seinen Verpflichtungen untreu und als Störer der europäischen Ruhe darzustellen, der es sonach verdiente, von dem Throne gestürzt zu werden, auf dem man ihn momentan geduldet hatte. Oesterreich war beschäftigt, zu den 50,000 Mann, die es in Italien hatte, noch 100,000 zu fügen, und Ludwig XVIII. hatte in seinem Staatsrathe ausgemacht, daß 30,000 Franzosen zwischen Lyon und Grenoble vereinigt werden sollten, um zu Land und zur See bei den gegen Murat beabsichtigten Operationen mitzuwirken. Alles schickte sich sonach dazu an, in Italien die letzte Spur des ungeheuern Reiches Napoleon's zu vernichten.

Aber das Geschick der Bourbonen hatte beschlossen, daß sie noch vor Murat in den allezeit offenen Abgrund der Revolutionen des Jahrhunderts stürzen sollten, um daraus aufs neue — dauerhafter und leider weniger schuldlos — hervorzugehen. Ihre Lage hatte sich, ach! ebensowenig als ihr Benehmen gebessert! Nachdem Alles, was man von den Kammern wünschte, erlangt worden war, hatte man sie Ende Decembers bis zum 1. Mai 1815 vertagt, und das Königthum hatte sich, indem es sich von einem scheinbaren Zwange befreite, seiner besten Stütze beraubt, denn namentlich die Deputirtenkammer war, in ihrem schüchternen, aber besonnenen Gange, der genaue Ausdruck der öffentlichen Meinung, die, obwol sie die Bourbonen unvorsichtig, oft selbst verletzend fand, doch deren Wiedererhebung und Aufrechthaltung wünschte. Die Kammer der Deputirten, die, wie man sich erinnert, nichts Anderes als der fortbestehende ehemalige gesetzgebende Körper war, hatte, indem

sie bisweilen auf der Tribüne einen scharfen Tadel gegen die Thorheiten der Emigrirten erschallen ließ, der öffentlichen Meinung eine Genugthuung, der Regierung aber eine heilsame Warnung gegeben, und verhielt sich als eine Art Vermittler, welcher verhütete, daß einerseits die Aufregung zu stark wurde und daß man anderseits die Fehler zu weit trieb. Die Abwesenheit der Kammern in einem solchen Augenblicke war daher höchst beklagenswerth, denn die Nation und die Emigration waren im Begriff, sich mehr und mehr von einander zu entfernen, ohne irgend eine mäßigende Macht, die fähig gewesen wäre, sie auszusöhnen und zu zügeln.

Daher steigerten sich auch die Fehler und die Wirkung der Fehler jeden Tag. Die Priester ließen nicht ab, auf der Kanzel gegen die Usurpation der Kirchengüter zu predigen; die Laien, ehemalige Eigenthümer der verkauften Domänen, bestürmten die neuen Besitzer, um sie zur Rückgabe von Gütern zu bestimmen, welche dieselben zwar häufig um geringen Preis erworben hatten, die man ihnen aber um einen noch geringern Preis entreißen wollte. Der Artikel der Charte, welcher die Unverletzlichkeit der Nationalverkäufe verbürgte, hätte die einigermaßen unterrichteten Inhaber genügend beruhigen müssen; aber man sagte ihnen, die Charte sei eine den Umständen gemachte ganz momentane Concession, und inmitten der Veränderlichkeit der Zeiten war es natürlich, daß sie sich beunruhigten. Uebrigens führten die angesehensten Zeitungen der royalistischen Partei über diesen Gegenstand die besorgnißerregendste Sprache, und wenn man ihnen mit Anführung des Grundgesetzes antwortete, erwiderten sie, das Gesetz habe die Materialität der Verkäufe garantiren können, aber es habe

nicht vermocht, deren Moralität in besseres Licht zu stellen und zu bewirken, daß dasjenige, was unmoralisch sei, in den Augen des öffentlichen Rechtsbewußtseins ehrenhaft werde. — Das Gesetz, sagten sie, garantirt die Nationalkäufe, die öffentliche Meinung brandmarkt sie. Man kann das nicht ändern und man muß sich sogar Glück wünschen zu dieser Reaktion der allgemeinen Moral gegen das Verbrechen und die Spoliation. — Wäre man consequent gewesen, so hätten auf diese Sprache spoliatorische Maßregeln folgen müssen, allein man wagte nicht, sich diese zu erlauben, und man that einstweilen den neuen Besitzern eine Art moralischer Gewalt an, um sie zu nöthigen, sich von selbst der streitigen Güter zu begeben. Solchergestalt fand sich jenes Wort des Hrn. Lainé in der Commission der Charte verwirklicht, daß man allerdings die Verkäufe garantiren müsse, aber nicht zu sehr, um die neuen Eigenthümer zu nöthigen, sich mit den alten zu vergleichen. —

Man hatte in dieser Absicht eine höchst bedeutsame Fabel erfunden. Man hatte behauptet, der Fürst von Wagram, Berthier, Besitzer des Gutes Groisbois, habe die Urkunden dieser Domäne genommen und sie zu den Füßen Ludwig's XVIII. mit der flehentlichen Bitte niedergelegt, deren Rückgabe zu genehmigen; der König habe sie angenommen und eine Stunde behalten, dann aber den reuigen Marschall des Kaiserthums zurückgerufen und zu ihm gesagt: Treten Sie wieder in Besitz der Domäne Groisbois; ich kann nichts Besseres thun, als zu Ihren Gunsten darüber verfügen und sie Ihnen zur Belohnung für Ihre langen Dienste geben. — Diese Anekdote hatte sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit bis in die entlegensten Provinzen verbreitet und daselbst Glauben gefunden.

Mochte der von allen Seiten interpellirte Fürst von Wagram immerhin versichern, daß Alles reine Erfindung sei, man fuhr trotzdem beharrlich fort, dieselbe zu verbreiten, als ob sie wahr gewesen wäre. Er hatte sich sogar bemüht, einen Widerruf seitens der royalistischen Zeitungen zu erlangen, doch war es ihm nicht gelungen.

Hr. Louis, welcher die Wirkung fürchtete, welche die den Inhabern von Nationalgütern eingeflößten Besorgnisse auf den Credit hervorbringen konnten, hatte im versammelten Staatsrathe und so zu sagen mit Gewalt, Ludwig XVIII. die Unterschrift der Ordonnanz abgenöthigt, welche den Verkauf eines Theiles der Forsten des Staates anordnete, und er hatte dabei in sehr bedeutender Menge ehemalige Kirchenwaldungen mit eingeschlossen. Nach Unterzeichnung der Ordonnanz hatte er, ohne Zeit zu verlieren, die Zuschläge begonnen, um die Käufer zu beruhigen, denn es ließ sich nicht vermuthen, daß man neue Veräußerungen unternehmen werde, wenn man die alten rückgängig zu machen beabsichtigte. Der sehr mäßige Preis der zum Verkauf bestimmten Grundstücke hatte Speculanten angelockt, die, da sie im Verkaufe des Holzes beinahe den Ersatz des Kaufpreises fanden und sonach den Boden beinahe umsonst hatten, es gern auf die Gefahr derartiger Erwerbungen ankommen ließen. Gleichwol hatte diese Maßregel die Sicherheit keineswegs hergestellt und die auf dem Lande sehr zahlreichen Grundbesitzer, welche während der Revolution angekauft hatten, fuhren fort in ernster Unruhe zu leben. Nun kommt aber eine Beunruhigung der Interessen einer Aufopferung derselben gleich, denn die Furcht wirkt auf die Menschen ebenso sehr und oft weit mehr als das Uebel selbst.

Die Kundgebungen gegen die französische Revolution hatten nicht aufgehört. Die Wiederkehr des 21. Januars hatte dazu eine mit Eifer ergriffene neue Gelegenheit geliefert. Ein frommer Mann hatte in der Straße de la Madeleine zu Paris das Terrain gekauft, in welchem der König Ludwig XVI., die Königin Marie Antoinette und Madame Elisabeth beerdigt worden waren, und bei der Annäherung des 21. Januars hatte er Nachgrabungen begonnen, um die Reste dieser erlauchten Opfer aufzusuchen. Er glaubte sie wiedergefunden zu haben und nach allen Anzeichen hatte er Grund, es zu glauben. Zufolge dieser Entdeckung hatte die Regierung eine Begräbnißfeierlichkeit behufs der Versetzung dieser so ehrwürdigen Reste nach St. Denis angeordnet. Leider aber hatte man diese Ceremonie mit Verwünschungen aller Art gegen die französische Revolution begleitet, worauf die Männer, welche durch ihre Handlungen oder auch blos durch ihre Meinungen dieser Revolution angehörten, mit tausend Zweifeln und tausend Spöttereien über die in der Straße de la Madeleine gemachte Entdeckung geantwortet hatten. Die Royalisten hatten mit neuen Beleidigungen gegen die Revolutionäre erwidert und ihnen wiederholt, wenn man ihnen materiell verzeihe und sie, aus großer Gnade, nicht aufs Schaffot schicke, so sei dies eben Alles, was ihnen zufolge des in der Charte gegebenen Versprechens der Vergessenheit zu beanspruchen gestattet sei; aber man könne das öffentliche Gewissen nicht ersticken und verhindern, daß es ihr abscheuliches Verbrechen richte. Gleich als ob man die Wiederkehr dieser traurigen Anschuldigungen besser sicher stellen wollen, hatte man eine jährliche Ceremonie zur Sühnung des Attentats vom 21. Januar angeordnet.

Zu allen diesen Handlungen gesellte man noch bedeutsamere rücksichtlich der Personen. Indem der König im Princip die Unabsetzbarkeit der Richter bewilligte, hatte er sich vorbehalten, den gegenwärtig im Amte befindlichen die Investitur zu geben oder zu verweigern und solchergestalt das gesammte Personal des Richterstandes zu revidiren. Demzufolge waren die richterlichen Beamten aller Grade mit ängstlicher Spannung gewärtig, daß man über ihr Loos entscheiden werde, und sie verblieben in einem Zustande der Abhängigkeit, welcher für die ihrer Gerichtsbarkeit Unterworfenen, namentlich für diejenigen, welche Nationalgüter besaßen, verhängnißvoll werden konnte. Die Kammern hatten, bevor sie auseinander gingen, verlangt, daß diesem Zustande der Ungewißheit ein Ende gemacht würde, und im Januar 1815 hatte die Regierung beim höchsten Gerichtshofe die so sehr gefürchtete Ausmusterung begonnen. Sie hatte Hrn. Muraire wegen seiner Privatangelegenheiten seines Amtes als ersten Präsidenten, Hrn. Merlin seines Amtes als Generalprocurator wegen seines Votums im Processe Ludwig's XVI. enthoben und dieselben durch Hrn. de Sèze und Hrn. Mourre ersetzt. Diese Veränderungen waren natürlich, aber nicht weniger natürlich war es, daß die revolutionäre Partei darin die Kundgebung der Gesinnungen erblickte, die man gegen sie hegte, zumal da die Maßregeln von der bittersten Sprache begleitet waren. Um einander derartige Dinge zu verzeihen, müßten die Parteien von einem Geiste der Gerechtigkeit beseelt sein, der ihnen nicht beschieden ist.

Um dieselbe Zeit hätte die Geistlichkeit, indem sie diesmal keineswegs ihren Leidenschaften, sondern aufrichtigen Skrupeln nachgab, beinahe einen wahren Aufruhr unter

der pariser Bevölkerung erregt. Eine berühmte tragische Schauspielerin, Fräulein Raucourt, war gestorben. Man erschien mit ihrem Sarge vor der Kirche Saint=Roch, ohne sich im voraus mit dem Pfarrer verständigt zu haben, um von ihm das Todtengebet zu erhalten. Der Pfarrer würde verständiger gehandelt haben, wenn er einen Eclat vermieden und jene Kundgebungen der Reue vorausgesetzt hätte, welche berechtigen, die der theatralischen Laufbahn gewidmeten Personen als wieder in den Schoos der Kirche aufgenommen zu betrachten. Der Pfarrer weigerte sich hartnäckig, den Sarg zu empfangen. Bald wuchs die Menge, und das Publikum, das in dieser Scene einen neuen Beweis der Intoleranz der Geistlichkeit sah, erbrach die Thüren der Kirche. Der Sarg wurde mit Gewalt eingeführt und man weiß nicht, wohin es gekommen sein würde, hätte nicht ein von den Tuilerien ausgegangener königlicher Befehl dem Pfarrer vorgeschrieben, der Verstorbenen das ehrenvolle Leichenbegängniß zu gewähren.

Nach den kanonischen Regeln hatte der Pfarrer Recht, und da die Geistlichkeit die Führung der Bücher des Civilstandes nicht mehr hat, da ihre Verweigerungen durchaus keinen Einfluß mehr auf den Zustand der Personen und überhaupt keine andre Folge haben, als die Entziehung der Ehren, welche die Kirche das Recht hat, je nach ihrem Ermessen zu bewilligen oder zu versagen, so war der Pfarrer von Saint=Roch allerdings befugt, das von ihm begehrte Gebet zu verweigern, und die Freunde der Verstorbenen hätten dieselbe nach dem Friedhofe führen sollen, ohne mit ihr vor der Kirche zu erscheinen. Aber der Mißbrauch, den man mit seinen Rechten macht, beraubt oft ihrer legitimsten Ausübung. Die aufhetzenden Predigten der Geistlichkeit

hatten die Gemüther dermaßen erbittert, daß man ihr nicht einmal ihre gegründetsten Forderungen verzeihen wollte, und wäre der Pfarrer dem königlichen Befehle nicht nachgekommen, so würde die zusammengerottete Menge wahrscheinlich irgend eine beklagenswerthe Profanation begangen haben, die zu unterdrücken die Armee und selbst die Nationalgarde nicht besonders eifrig bemüht gewesen sein würden.

Von allen Scenen dieser Zeit war die verdrießlichste und das meiste Aufsehen erregende der gegen den General Exelmans anhängig gemachte Proceß.

Wir haben bereits angegeben, welcher Art das diesem berühmten General zum Vorwurf gemachte Vergehen war. Unter den beim Lord Oxford in Beschlag genommenen und für den Hof von Neapel bestimmten Briefen hatte man einen gefunden, worin der General Exelmans gegen Murat, dessen Freund er und dem er verpflichtet war, die Versicherung einer unbedingten Ergebenheit wiederholte und erklärte, daß, falls sein Thron bedroht würde, zahlreiche französische Offiziere ihm ihren Degen anbieten würden. Man wußte im Publikum, daß sich der französische Hof bemühte, zu Wien die Absetzung Murats auszuwirken, aber der Krieg war nicht gegen ihn erklärt und folglich enthielt der aufgefangene Brief nichts der militärischen Disciplin Zuwiderlaufendes. Man konnte dem General Exelmans blos, da er in Activität behalten worden war, vorwerfen, daß er die sehr bekannten Absichten einer Regierung nicht schone, die sich wohlwollend gegen ihn gezeigt hatte. Dies war seinerseits höchstens ein Schicklichkeitsfehler, keineswegs eine Verletzung seiner Pflichten. Der General Dupont hatte ebenso geurtheilt und sich begnügt, ihm einen Verweis zu ertheilen und ihm für die Zukunft etwas mehr Behut-

samkeit einzuschärfen. Aber der Minister Dupont war im Departement des Krieges durch den Marschall Soult ersetzt worden und man hat gesehn, daß dieser, anfangs gegen die Restauration sehr übelgesinnte, dann mit ihr versöhnte Marschall versprochen hatte, die Disciplin in der Armee wiederherzustellen und in derselben mit dem Gehorsam zugleich die Treue wieder eintreten zu lassen.

Eines der Mittel, die er anzuwenden beabsichtigte, war, die vergessene Angelegenheit des Generals Exelmans wieder anzuregen und, indem er einem der populärsten Generale seine Autorität fühlen ließe, alle andern einzuschüchtern. Man war damals in der That gewohnt, zu sagen und auch zu glauben, daß die Schwäche der Regierung es sei, was der übeln Gesinnung der Armee Nahrung gebe. Der Herzog von Berry, den es kränkte, bei den Militärs nicht die Gesinnungen zu finden, die er gegen sie kund gab, zeigte sich von dieser falschen Idee beherrscht und verfocht sie mit dem Ungestüm seines Charakters. Der Marschall Soult, nur allzu beflissen diesem Prinzen gefällig zu sein, hatte den General Exelmans auf halben Sold gesetzt und ihm befohlen, sich nach Bar-sur-Ornain, seinem Geburtsorte, in eine Art Exil zu begeben. Damals machten die Offiziere mit halbem Solde dem Kriegsminister das Recht streitig, ihnen einen Aufenthaltsort anzuweisen. Sie sagten, da sie keine Beschäftigung und folglich auch keine Pflicht zu erfüllen hätten, welche ihre Gegenwart an einem bestimmten Orte erheischte, so stehe es ihnen frei, ihren Wohnsitz zu wählen, und da sie der Vortheile der Activität nicht genössen, so dürften sie auch deren Lasten nicht tragen. Der Kriegsminister beharrte seinerseits dabei, sein Recht zu behaupten, und er hatte Gründe, darauf zu halten, denn bei dem der-

maligen Zustande der Dinge, indem die nicht activ verwendeten Offiziere geneigt waren, sich nach Paris zu begeben, war es von Wichtigkeit, sie durch einen einfachen Befehl der Verwaltung zerstreuen zu können. Dieser sehr oft wiederholte Befehl war ohne Ausführung geblieben und die Offiziere mit halbem Solde waren fortwährend nach der Hauptstadt geströmt, wo sie die ungebührlichste und aufrührerischste Sprache führten. Es war aber eine Ungeschicklichkeit, die Frage an der Person eines so ausgezeichneten Militärs wie der General Exelmans lösen zu wollen, und zwar auf Grund des ziemlich lächerlichen Vergehens, das man ihm vorwarf.

Der General Exelmans, um den sich Alles gesammelt hatte, was Paris nur an Hitzköpfen beherbergte, zeigte sich nicht geneigt, einem Befehle Folge zu leisten, den er eine Verurtheilung zum Exil nannte, und begnügte sich für den Augenblick, einen Aufschub zu verlangen, indem er sich auf den Zustand seiner Frau berief, die niedergekommen war und seiner Aufmerksamkeit bedurfte. Es würde klug gewesen sein, sich mit diesem halben Gehorsam zu begnügen und nicht durch übertriebene Hartnäckigkeit in der Ausübung eines bestrittenen Rechtes einen offenen Widerstand hervorzurufen. Aber der Marschall Soult blieb hartnäckig und forderte die sofortige Abreise des Generals Exelmans. Durch seine jungen Freunde aufgereizt, verweigerte dieser ganz entschieden den Gehorsam. Nunmehr schickte der Marschall, ohne Rücksicht auf den Zustand der jungen Frau des Generals, zu diesem, um ihn verhaften zu lassen. Es gelang dem verhafteten und nach Soissons geführten General, sich seinen Wächtern zu entziehen, und er schrieb an den Minister, indem er Richter verlangte und versprach, sich als

Gefangener zu stellen, sobald man ihm ein regelmäßiges Tribunal bezeichnet haben werde, vor dem er erscheinen könne.

Diese Scene erregte unter den Militärs und bei einem großen Theile des Publikums gewaltiges Aufsehen. Man war höchlich aufgebracht gegen den Marschall, der aus einem eifrigen Diener des Kaiserthums ein nicht minder eifriger Diener der Bourbonen und weit mehr der Verfolger seiner alten Kameraden geworden war, als es der General Dupont gewesen. Man schilderte geflissentlich die gegen einen der glänzendsten Offiziere der Armee begangenen Gewaltthätigkeiten und namentlich die seiner jungen Frau verursachte Unruhe, was Alles eines sehr zweifelhaften Vergehens, eines Andenkens wegen geschehen sei, das er Murat, seinem alten Chef, seinem Wohlthäter geschenkt habe, und man leugnete, mit Recht oder Unrecht, daß der Kriegsminister bezüglich der nicht angestellten Militärs das Recht habe, ihren Wohnsitz zu bestimmen. Die öffentliche Meinung war also im höchsten Grade aufgeregt und zwar durch die Reizmittel, die am geeignetsten waren, auf sie zu wirken.

Nachdem man es einmal zu diesem unglücklichen Eclat hatte kommen lassen, war es unmöglich, stehn zu bleiben und den General auf der Flucht und ohne Richter zu lassen. Man mußte ihm nothwendigerweise solche geben. Der Marschall erstattete daher dem königlichen Staatsrathe einen schlecht abgefaßten und schlecht motivirten Bericht, welcher selbst die am wenigsten gemäßigten Mitglieder der Regierung in Verlegenheit setzte. Man hätte sich darauf beschränken müssen, den General wegen des Vergehens des Ungehorsams zu verfolgen, und es hätte sich viel zu

Gunsten des vom Kriegsminister reclamirten Rechtes sagen lassen. Indem der Staat einer beträchtlichen Anzahl Offiziere einen halben Sold, und zwar nicht als Ruhestandsgehalt, sondern als Gehalt für halbe Activität, gewährte, mußte er sich wol einige Rechte auf dieselben wahren, und es hieß keinen übermäßigen Vortheil verlangen, wenn man beanspruchte, ihnen einen Aufenthaltsort anzuweisen, denn man konnte ihrer an dem oder jenem Orte bedürfen und mußte die Befugniß haben, sie dorthin zu schicken. Der Minister beschränkte sich nicht auf diese sehr leicht erweisliche Anschuldigung des Ungehorsams; er beantragte, den General Exelmans vor das Kriegsgericht der 16. Militärdivision, das zu Lille seinen Sitz hatte, zu stellen, und zwar angeklagt der Correspondenz mit dem Feinde, der Spionage, des Ungehorsams, des Mangels an Ehrfurcht vor dem Könige und der Verletzung des St. Ludwigsritter-Eides. Obwol man bei der Regierung gegen die Militärs sehr aufgebracht zu werden begann, war man doch erstaunt, solche Anklagen anhäufen zu sehn. Der General Dessoles beklagte, daß man sich in die Nothwendigkeit versetzt habe, gegen einen so ausgezeichneten Offizier wie den General Exelmans streng zu verfahren, und fand es namentlich sehr seltsam, ihn des Spionirens anzuklagen. Er sagte übrigens, man müsse des Beispiels wegen eine Verurtheilung zu erlangen suchen, jedoch in der Absicht, sofort zu begnadigen. Der Graf von Artois äußerte mit einer seiner gewohnten Gutmüthigkeit wenig angemessenen Heftigkeit, man solle sich wohl hüten, zu begnadigen, man müsse vielmehr die Strenge walten lassen, um die Militärs zum Gehorsam zurückzuführen. Der Herzog von Berry führte die nämliche Sprache und konnte gleichwol nicht umhin, die An-

schuldigung der Spionage als wenig passend zu betrachten. Auch der König selbst und Hr. de Jaucourt, die beide in die auswärtigen Angelegenheiten eingeweiht waren (Hr. de Jaucourt ersetzte interimistisch Hrn. de Talleyrand), fanden nicht nur die Anschuldigung der Spionage, sondern auch die der Correspondenz mit dem Feinde gewagt. Sie wußten, wie schwierig es zu Wien gewesen war, den Königstitel Murat's zu bestreiten; sie wußten, daß bis zu seinen letzten Unvorsichtigkeiten ihm dieser Titel nicht versagt worden war, daß man ihm sogar die Benennung eines Alliirten gelassen und ihm auch in diesem Augenblicke noch nicht die eines Feindes gegeben, obwol man gedroht hatte, ihn bei der ersten Bewegung seiner Truppen als solchen zu behandeln. Der König und der interimistische Minister der auswärtigen Angelegenheiten verhehlten demnach nicht, daß es schwierig sein werde, auf Murat officiell den Titel eines Feindes anzuwenden, was nothwendigerweise aus der gegen den General Exelmans angestellten Anklage resultiren werde, da man gegen denselben keinen andern thatsächlichen Umstand als die an den Hof von Neapel gerichteten Briefe anzuführen habe.

Durch Eigenliebe genöthigt, verfocht der Marschall Soult mit Hartnäckigkeit den Inhalt seines Berichts. Der General, welcher zu Neapel regiere, wie er Murat bezeichnete, sei, meinte er, nur der Usurpator eines der Throne des Hauses Bourbon, somit der Feind Frankreichs, und ein Jeder, der an ihn geschrieben, habe mit dem Feinde correspondirt. Das Verbrechen der Spionage sei, sagte er, genugsam durch den einzigen Umstand charakterisirt, daß man Murat von der Geneigtheit vieler französischen Offiziere, ihm ihren Degen anzubieten,

in Kenntniß gesetzt habe. Was den Ungehorsam anlange, so sei dieser flagrant, da der General das Recht des Ministers, den Offizieren mit halbem Solde einen Aufenthaltsort anzuweisen, bestritten, und zwar dieses Recht nicht blos im Princip bestritten, sondern sich auch thatsächlich geweigert habe, sich demselben zu fügen. Was den Mangel an Ehrfurcht vor dem Könige, desgleichen was die Verletzung des St. Ludwigsritter-Eides betraf, so waren die Gründe des Ministers von äußerst geringem Werthe und diese Anklagepunkte waren übrigens auch die unwichtigsten. Der Marschall ließ es sich so hartnäckig angelegen sein, dieses Anklagesystem aufrecht zu halten, daß der König, ebenso sehr aus Nachgiebigkeit als aus Geistesträgheit, ihm gestattete, seinen Bericht zu motiviren, wie er wollte, indem er sich für den Fall einer Verurtheilung vorbehielt, rechtzeitigen Gebrauch vom Begnadigungsrechte zu machen. Der Herzog von Berry ereiferte sich, obwol er über den Werth der articulirten Klagpunkte Zweifel hegte, gleichwol sehr über die Geneigtheit zur Nachsicht, die der König blicken ließ, und wiederholte, man müsse sich wohl hüten, zu begnadigen, denn die Schwäche, sagte er, sei es, was die Armee verderbe. Der König, dem die Geduld ausging, antwortete ihm: Mein Neffe, gehen Sie nicht geschwinder als die Justiz und warten Sie deren Spruch ab. —

Man ließ also den Kriegsminister gegen den General Exelmans einen Proceß anhängig machen, der, wie man gesehn hat, auf Klagpunkten von keineswegs ernster Bedeutung beruhte. Als der General Exelmans erfuhr, daß er vor das Kriegsgericht der 16. Militärdivision gewiesen sei, zögerte er nicht, sich als Gefangener zu stellen, und

zwar auf den Rath seiner zahlreichen Freunde, die mit Recht nicht glaubten, daß es einen einzigen Militär und selbst einen einzigen Civilrichter gebe, der fähig sei, ihn zu verurtheilen.

Der General begab sich nach Lille und erschien den 23. Januar vor dem Kriegsgerichte der 16. Militärdivision. Nachdem der Rapporteur die vom Marschall Soult articulirten Klagpunkte vorgetragen hatte, gab der General einfache und passende Antworten in einem Tone der Mäßigung, der ihm nicht gewöhnlich war, den man ihm aber klüglich angerathen hatte. Was die Anschuldigung der Correspondenz mit dem Feinde anlangt, so antwortete er, da sich Frankreich in diesem Augenblicke mit allen Staaten Europas im Frieden befinde, so lasse sich unmöglich behaupten, daß er mit einem Feinde correspondirt habe, und wenn Frankreich zufällig einen solchen habe, so könne dieser gegenwärtig unbekannte Feind erst nach einer Kriegserklärung oder nach unzweifelhaften Feindseligkeiten als solcher betrachtet werden. Rücksichtlich des Vorwurfs der Spionage erklärte er mit einem von allen Anwesenden begriffenen und gebilligten Gefühle der Würde, daß er nicht einmal darauf antworten werde. In Betreff des Ungehorsams behauptete er, daß der Minister, während er unter den Umständen keinen Dienst von den Offizieren mit halbem Solde zu fordern habe, sich bezüglich derselben das Exilirungsrecht anmaße, indem er sich herausnehme, sie nach seinem Willen den Wohnort wechseln zu lassen. In Bezug auf das Vergehen der Beleidigung gegen den König versicherte er, daß er, von Ehrfurcht gegen Seine Majestät Ludwig XVIII. erfüllt, gewiß sei, nichts geschrieben zu haben, was dieser Ehrfurcht zuwiderlaufe. Was endlich den Vorwurf an-

langt, die Verpflichtungen als St. Ludwigsritter verletzt zu haben, so antwortete er sehr leicht hin, ohne Zweifel kenne er diese Verpflichtungen nicht, denn er könne deren keine entdecken, die mit dem, was er gethan, in Widerspruch stehe.

Diese Antworten waren so natürlich und so gegründet, daß sie alle Vertheidigung beinahe überflüssig machten. Die Debatte war kurz, und fast ohne zu berathen, sprach das Kriegsgericht einstimmig den General frei. Man kann sich leicht die Freude und namentlich die Kundgebung dieser Freude unter den Militärs vorstellen, die sich in Menge eingefunden hatten, um den General zu begleiten. Er wurde im Triumph nach seiner Wohnung zurückgeführt und binnen wenig Tagen verbreitete sich der zu Lille gefühlte Eindruck in ganz Frankreich unter den zahlreichen Feinden der Regierung. Ihre einsichtsvollen Freunde beklagten einen Proceß, worin man so viele wichtige Fragen auf einmal in so ungeschickter Weise gestellt und in so gefährlicher Weise hatte lösen lassen. Die offenbaren Folgen dieses Processes waren, daß die Armee Murat nicht als Feind betrachtete, daß sie dem Kriegsminister nicht das Recht zugestand, den auf halben Sold gesetzten Offizieren einen Aufenthalt anzuweisen, und endlich, daß alle Militärs, mochten sie Richter oder Angeklagte sein, sich nicht scheuten, sich mit der bestehenden Behörde in offenbare Opposition zu setzen.

Niemals hatte ein Umstand die Schwäche des restaurirten Königthums in treffendern Zügen hervortreten lassen. In der That, auf wen sich stützen, so vielen so ungeschickterweise provocirten Feinden gegenüber, während die bewaffnete Macht offenbar feindselig war? Es blieb allerdings noch die Nationalgarde, gebildet von den Mittelklassen,

welche die Aufrechthaltung der durch eine weise Intervention der Staatsgewalten in Schranken gehaltenen Bourbonen wünschten. Allein es hatte in Paris die Hoffart der Leibgarde, in den Provinzen die der zurückgekehrten Edelleute, allenthalben die Intoleranz der Geistlichkeit, die Drohungen gegen die Inhaber von Nationalgütern, die Leiden der durch die Einführung der englischen Producte zu Grunde gerichteten Industrie, die ungerechterweise der Restauration schuldgegebenen Gebietsverluste und endlich das Wiedererwachen des liberalen Geistes, aus dem sich die Bourbonen einen Feind machten, anstatt sich einen Bundesgenossen daraus zu machen, alles dies, sagen wir, hatte die Stimmung dieser Mittelklassen sehr verschlechtert und unter ihnen waren es nur die ganz vorzüglich einsichtsvollen Köpfe, welche meinten, daß man die Bourbonen unterstützen müsse, indem man sie zu bessern suchen solle. Aber konnte diese auf eine sehr geringe Anzahl Personen beschränkte Gesinnung genügen, um die Bourbonen gegen so viele Feindseligkeiten aller Art zu vertheidigen? Niemand glaubte es, und der Gedanke einer baldigen Veränderung, ein Gedanke, der oft herbeiführt, was er voraussieht, hatte in allen Köpfen Eingang gefunden. In der That, sobald diese verhängnißvolle Meinung, daß eine Regierung keine Dauer haben könne, sich verbreitet, werden die bereits kalten Gleichgültigen noch kälter, die Interessirten richten ihren Blick anderswohin, die bestürzten Freunde begehen noch mehr Fehler und die mit der Vertheidigung beauftragten Beamten tragen Bedenken, sich für eine Macht zu compromittiren, die nicht im Stande sein wird, sie für ihre Anstrengungen oder für ihre Gefahren zu belohnen. Diese letztern namentlich zeigten sich so übelgesinnt als nur

möglich. Sie gehörten beinahe alle dem Kaiserthum an, denn die Royalisten, Adelige wie Nichtadelige, Emigrirte wie daheim Gebliebene, hatten trotz ihrer Bereitwilligkeit, die Stellen einzunehmen, dieselben nicht von der Regierung erhalten können, weil sie mit den Geschäften allzu wenig vertraut waren. Viele hatten sich, wie man gesehen hat, als Militärs verwenden lassen, was den beklagenswerthesten Eindruck auf die Armee hervorgebracht hatte. Die andern hatten daran gedacht, sich im Finanzfache anstellen zu lassen, waren aber von Hrn. Louis, der den Fanatismus seines Faches hatte, ohne Erbarmen abgewiesen worden. Einige trachteten nach den Verwaltungsstellen, aber der Abbé de Montesquiou, gegen seine Freunde nicht minder trotzig als gegen seine Widersacher, hatte gesagt, es genüge nicht, emigrirt gewesen zu sein, um Frankreich zu kennen und um fähig zu sein, es zu verwalten, und aus Geringschätzung ebenso sehr als aus Trägheit hatte er von 87 Präfecten nicht 20 gewechselt. Was endlich diejenigen anlangt, die an richterliche Stellen dachten, so war man zwar entschlossen, sie in denselben zu verwenden, aber die seit langer Zeit in Aussicht gestellte Ausmusterung der Magistratur war kaum begonnen und sie hatten noch nicht Zeit gehabt, Anstellung darin zu finden, während die Absetzung der HH. Muraire und Merlin für die noch angestellten Gerichtsbeamten ein Anlaß wahrer Beunruhigung gewesen war. Also die Armee in hohem Grade feindselig, die Beamten, die fast sämmtlich ihren Ursprung im Kaiserthum hatten, der Dynastie, die sie nicht liebten, verdächtig, andererseits von den Royalisten, die ihre Stellen wollten, beunruhigt und der Heuchelei müde, zu der sie sich verurtheilt sahen, ferner die Mittelklassen, anfangs günstig ge-

stimmt, dann erkaltet, die ländliche Bevölkerung der Nationalgüter wegen völlig abwendig gemacht, das Volk der Städte aus Neigung und Gewohnheit den Revolutionären zugewandt, endlich einige nicht sehr zahlreiche und wenig Gehör findende Freunde unter den einsichtsvollen Männern, welche die Gefahr der Wiederherstellung des Kaiserthums voraussahen: solcher Art war, kurz zusammengefaßt, die Situation der verschiedenen Klassen der französischen Gesellschaft den Bourbonen gegenüber, eine Situation, die bei jedem der unangenehmen Vorfälle, die einander mit auffälliger Schnelligkeit folgten, sich deutlicher sichtbar machte.

Unter allen diesen entweder kalten oder feindseligen Klassen hatte die furchtbarste, die der Militärs, die Meinung, daß die Regierung von ihr allein abhänge und gestürzt werden würde, sobald sie es wollte. Diese Stimmung hatte man in unserer Armee nie bemerkt und glücklicherweise hat sie sich seitdem auch nicht wieder bemerklich gemacht, denn es gibt nichts Gefährlicheres, als eine Armee, die an den Revolutionen des Staats einen andern Antheil nehmen will, als den, die Ordnung im Namen der Gesetze aufrecht zu erhalten. Sie wird bald das verderblichste und niederträchtigste der Revolutionswerkzeuge, denn sie wird schnell ausschweifend, indisciplinirt, unersättlich und bisweilen feig, gut genug, den Staat im Innern zu unterdrücken, ohnmächtig, ihn nach außen zu vertheidigen, ihn entehrend und sich selbst entehrend, bis man sie endlich mit Schwert und Feuer vernichtet, wie es im Alterthume mit den Prätorianern, in neuern Zeiten mit den Strelitzen, den Mameluken und Janitscharen geschah. Bisher hatten allerdings die in Frankreich bewerkstelligten Revolutionen keinen Bezug auf die Armee gehabt, die sie weder zur Ursache, noch

zum Zwecke, noch zum Mittel gehabt hatten. Aber die Revolution von 1814, die durch das gesammte bewaffnete Europa gegen einen Militärchef bewerkstelligt wurde, der sein Genie und die Tapferkeit seiner Soldaten gemißbraucht hatte, diese Revolution schien besonders gegen die französische Armee gerichtet gewesen zu sein, die dadurch aufs tiefste verletzt worden war. Von den Bourbonen einen Augenblick in der Person ihrer Chefs geschmeichelt, hatte sie nur zu bald wahrgenommen, daß zwischen ihr und der Regierung der ganze Unterschied bestand, der sich zwischen einer Partei, die das Land vertheidigt hat, und einer Partei, die feindlich darin einfallen wollen, nur denken läßt, und diesmal (wir wiederholen, das einzige Mal in unserm Jahrhundert) war ihr der Gedanke gekommen, eine politische, eine revolutionäre Rolle zu spielen. — Jagen wir diese Emigrirten fort! so lautete die Rede der gesammten zu Paris angehäuften militärischen Jugend. — Mochte nun Napoleon sich wieder an ihre Spitze stellen, was sie eifrigst wünschte (ohne zu wissen, ach! was sie wünschte), oder mochte er nicht kommen, jedenfalls war sie entschlossen, die Regierung mit ihren eigenen Händen und zwar sobald als möglich zu stürzen. Die nicht angestellten Offiziere kündigten es unverhohlen an, und wenn sie in dieser Weise sprachen, fanden sie diejenigen, die angestellt waren, entweder stillschweigend oder ausdrücklich beipflichtend und bereit, sie zu unterstützen. Was die Soldaten anlangt, so konnte über ihre Gesinnung kein Zweifel walten, denn da die jungen infolge der allgemeinen Desertion im Jahre 1814 die Fahne verlassen hatten und durch die aus der Gefangenschaft oder aus entlegenen Garnisonen zurückgekehrten alten ersetzt worden waren, so war die Armee, na-

mentlich in den untern Schichten, den Bourbonen in gleichem Grade feindselig als Napoleon ergeben.

Ein Kriegsminister, wer es auch sein mochte, konnte nur sehr ungenügend sein, um derartige Stimmungen zu besiegen, und dem Marschall Soult, den man in der Hoffnung gewählt hatte, daß er darüber triumphiren werde, war es wenig gelungen. Sein Versuch strengen Verfahrens gegen den General Exelmans hatte im Gegentheil die Sachen zu einem äußerst beunruhigenden Zustande der Gährung befördert. Unmöglich konnten Offiziere jeden Grades, Generale, Obersten, Bataillonschefs bis zu einfachen Unterlieutenants, die auf halbem Solde geblieben und in einer Anzahl von mehreren Tausenden zu Paris versammelt waren, unaufhörlich wiederholen, daß man die Emigrirten ins Ausland zurückschicken müsse, ohne darauf bedacht zu sein, von Worten zur That überzugehen. Waren sie auch zahlreich genug, um für sich allein einen Handstreich zu wagen, so sahen sie doch ein, daß das Resultat bei weitem gesicherter sein werde, wenn sie einige ihrer mit einem Commando versehenen Kameraden auf ihrer Seite hätten, die auf das Signal, das man ihnen geben würde, über Truppencorps verfügen könnten. In dieser Beziehung kamen ihnen die Umstände vortrefflich zu Hülfe, denn unter ihren hitzigsten Kameraden fanden sich solche, welche in sehr geringer Entfernung von Paris ein Commando hatten. Der glänzende Lefebvre-Desnoettes war an der Spitze der im Norden stationirten Cavalerie der Garde geblieben. Die Brüder Lallemand, Offiziere vom größten Verdienst und im höchsten Grade gegen die Restauration erbittert, commandirten, der eine das Aisne-Departement, der andere die Artillerie von La Fère. Einer der ersten

Divisionscommandanten des Kaiserthums endlich, Drouet, Graf d'Erlon, Sohn des ehemaligen Postmeisters von Varennes, stand an der Spitze der 16. Militärdivision zu Lille. Alle vier zusammen konnten 15 bis 20,000 Mann stellen, dieselben nach Paris führen, sie mit den Offizieren auf halbem Solde, die daselbst zu etlichen Tausenden versammelt waren, vereinigen, und da sie in dieser Hauptstadt nur die Leibgarde des Königs zu fürchten hatten, so waren sie des glücklichen Erfolgs beinahe gewiß. Indeß war trotz diesen für die Regierung so drohenden Umständen das Gelingen weit weniger gesichert, als sie glaubten, wie es das Resultat auch bald bewies, denn glücklicherweise ist das Gefühl des Gehorsams in der französischen Armee so stark, daß es nicht leicht ist, die Truppen auch selbst in der Richtung ihrer Leidenschaften fortzureißen, wenn diese Richtung ihren Pflichten zuwiderläuft. Trotzdem waren die unzufriedenen Offiziere voll Zuversicht, und allerdings hatten niemals Verschwörer so guten Grund gehabt, an das Gelingen ihres Unternehmens zu glauben. Sie hatten sich, nichtangestellte Offiziere und Offiziere in Activität, untereinander verständigt, und da sie sehr wohl einsahen, daß bei derartigen Unternehmungen ein großer Name eine wichtige Bedingung des Gelingens ist, hatten sie an den einzigen großen militärischen Namen gedacht, der in Ungnade geblieben war, nämlich an den des Marschalls Davout. Dieser ernste und strenge Mann, der festeste Beobachter der Disciplin, war wenig zum Conspiriren geeignet. Indeß hatte ihn das gegen ihn beobachtete Verfahren tief verletzt, und dieses Verfahren war wahrhaft unverantwortlich, denn er war auf Verlangen des Feindes proscribirt und zwar wegen der Vertheidigung Hamburgs, einer der denkwürdigsten,

deren Andenken die Geschichte bewahrt hat. Daher hatte er denn auch die jungen und hitzigen Generale, die sich an ihn gewendet hatten, nicht zurückgewiesen. Ebenso wie sie geneigt, die Bourbonen als Fremde zu betrachten, und indem er sich schmeichelte, mit einem einzigen nach der Insel Elba gesendeten Worte Napoleon zurückkehren lassen und wieder an die Spitze des Kaiserthums stellen zu können, war das vorgeschlagene Unternehmen in seinen Augen nur die Einsetzung einer nationalen Regierung an die Stelle einer antinationalen, welche Frankreich von Europa aufgenöthigt war. Ohne sich den jugendlichen Urhebern dieses Planes gegenüber entschieden verbindlich zu machen, hatte ihnen der Marschall doch Sympathie genug gezeigt, um ihnen das Vertrauen einzuflößen, daß er ihr Chef sein werde, und höchlich erfreut über einen solchen Beitritt, indiscret, wie es erfreute Leute sind, hatten sie kaum ein Geheimniß aus ihren Hoffnungen gemacht.

Indeß mußte man, um solchergestalt für Napoleon zu arbeiten, mit seiner Zustimmung, seiner Mitwirkung arbeiten und sich folglich in Verbindung mit denjenigen setzen, die für seine Repräsentanten galten. Während sie besonders die großen Militärnamen des Kaiserthums suchten, hatten die Männer, die sich von den Bourbonen befreien wollten, doch auch an die großen Civilnamen gedacht, um durch deren Vermittelung mit Napoleon in Verbindung zu treten. Sie konnten sich nicht an den vorsichtigen Cambacérès wenden, den seine Schüchternheit und seine Gravität unzugänglich machten, auch nicht an den menschenscheuen Caulaincourt, der allen Umgang floh, ebenso wenig an den allzu verdächtigen und zu sehr überwachten Herzog von Rovigo, dem man sich unmöglich nähern konnte, ohne sich

selber der Polizei zu denunciren, und sie hatten ihr Augenmerk auf die beiden Männer gerichtet, die man im Besitze des persönlichen Vertrauens Napoleon's glaubte, nämlich auf die HH. Lavallette und de Bassano. Aber Hrn. Lavallette waren von Napoleon während des letzten Feldzugs 1,600,000 Francs in klingender Münze anvertraut worden, die das ganze persönliche Vermögen des ehemaligen Kaisers bildeten, und er hatte sie sorgfältig bewahrt, um sie auf das erste Verlangen zurückzustellen. Während er ein anvertrautes Gut zu verrathen fürchtete, welches das Brot seines Gebieters werden konnte, hatte er in seiner Treue dasselbe mit großer Vorsicht in seinem eigenen Hause versteckt, und um es desto besser versteckt zu halten, versteckte er sich selbst, indem er Niemand sah. Es war daher der treue und immer zugängliche Herzog von Bassano, zu dem die Anstifter des beabsichtigten Unternehmens ihre Zuflucht nahmen. Sie hatten ihn zugleich erfreut und erschreckt: erfreut, indem sie ihm bewiesen, daß man nicht aufhörte an Napoleon zu denken, erschreckt, indem sie ihn von einem Plane unterrichteten, der für so viele Menschen, besonders für Napoleon selbst compromittirend war, welcher auf der Insel Elba unter die Hand der Mächte gestellt und der Gefahr ausgesetzt blieb, den Rückschlag aller Besorgnisse derselben zu erleiden. Was beitrug, den Herzog von Bassano einzuschüchtern, war der Umstand, daß er seit der Abreise Napoleon's nach der Insel Elba keine Mittheilung von ihm empfangen hatte, und er hatte nicht gewagt, eine solche an ihn zu richten. Die Männer, die Napoleon gedient hatten, waren so gewohnt, seine Initiative abzuwarten, daß sie sich nie gestattet haben würden, derselben zuvorzukommen, und seit seinem Sturze hatten sie sich nicht geändert. Die Fehler

der Bourbonen hatten ihnen die Hoffnung wiedergegeben, ohne ihnen eine Spontaneität des Handelns einzuflößen, deren sie stets entbehrt hatten. Genau bekannt mit den jungen Generalen, die in diesem Augenblick agitirten, hatte der Herzog von Bassano ihnen erklärt, er sei ohne Verbindung mit Napoleon, könne ihnen folglich weder seinen Rath noch seine Zustimmung und noch weniger die Autorität seines Namens geben, und hatte sie alsdann dringend gebeten, ihren ehemaligen Chef nicht zu compromittiren, welcher, fortwährend der Gnade seiner Feinde preisgegeben, auf ein von Wien ausgegangenes Wort gewaltsam nach entlegenen Gegenden und in ein mörderisches Klima transportirt werden könnte. Diese Zurückhaltung hatte man nur für eine bei Staatsmännern gewöhnliche Vorsicht angesehen und die jugendlichen Köpfe, die ungeduldig nach Wiederaufrichtung des Kaiserthums trachteten, waren durch die Weise, in welcher sich der ehemalige Vertraute des Kaisers ausdrückte, weder entmuthigt noch zweifelhaft geworden.

Es gab noch eine andere Mitwirkung, die zu wünschen und zu erwarten nicht minder natürlich war, nämlich die Mitwirkung der revolutionären Partei. Hätten die Bourbonen auch gegen die Revolutionäre und insbesondere gegen die *Votanten* eine Schonung beobachtet, die ihnen ihr Herz unmöglich machte, so würde es ihnen wahrscheinlich doch nicht gelungen sein, dieselben für sich zu gewinnen. Fügt man aber zu dieser Hauptschwierigkeit noch die herben Beleidigungen, mit denen die Revolutionäre von den royalistischen Zeitungen täglich überhäuft wurden, so wird man begreifen, daß sich ihre Antipathie in einen wüthenden Haß verwandelt hatte. Unter dem Einflusse dieser Stimmung

hatte Carnot die berühmte Denkschrift geschrieben und veröffentlichen lassen, von der wir gesprochen haben; unter dem nämlichen Einflusse war Sieyès von einer geringschätzigen Mäßigung zu einer Heftigkeit übergegangen, die ihm nicht gewöhnlich war, und eine Menge anderer Persönlichkeiten der nämlichen Partei hatten sein Beispiel befolgt, mit Ausnahme Barras' jedoch, welcher wenig Lust spürte, wieder unter den undankbaren General zu gerathen, zu dessen Glück er den Anfang gemacht hatte, und welcher ruhig unter den Bourbonen zu sterben wünschte, denen er weise Rathschläge zukommen ließ, die sehr wenig Gehör fanden. Außer diesem Einen waren die Revolutionäre erbittert. Anfangs über Napoleon's Sturz erfreut, beklagten sie ihn jetzt und wünschten laut seine Rückkehr. An ihrer Spitze sah man wie gewöhnlich Hrn. Fouché in Bewegung, der fortwährend sich wieder einer Rolle zu bemächtigen wünschte und sich eine solche machte, indem er sich in alles mischte. Während er sich, wie man gesehen hat, mit den Agenten des Grafen von Artois und mit dem Grafen von Artois selbst in Verbindung gesetzt hatte, indem er die Bourbonen zu retten versprach, wenn die Bourbonen sich ihm anvertrauten, schrieb er an Hrn. von Metternich nach Wien, um ihm über die Weise, Europas Verhältnisse zu ordnen, seine Ideen mitzutheilen, die Hr. von Metternich nicht begehrte; schrieb er desgleichen an Napoleon, dem er den Rath gab, sich nach Amerika zu flüchten, indem er aufrichtig wünschte, Europa von ihm zu befreien und auch sich selber von ihm zu befreien. Sodann, während er beständig zwischen den Parteien hin und wieder ging, machte er, nachdem er erst die Revolutionäre gegen die Emigrirten aufgehetzt, den Emigrirten ein Schreckbild aus der herrschenden

Aufregung, indem er hoffte, man werde ihn berufen, um dieselbe zu beschwichtigen. Da indeß der letzte Ministerwechsel, welcher dem Marschall Soult das Portefeuille des Krieges, Hrn. d'André das der Polizei verschafft hatte, ihm die Hoffnung raubte, in der Bälde wieder zur Macht zu gelangen, so war er wie alle Männer seiner Partei, aber aus andern Beweggründen, von der Nachsicht zum Zorne gegen die Bourbonen übergegangen und war bereit, sich einem jeden anzuschließen, der dieselben zu stürzen trachtete. Es war demnach sehr schwer, daß etwas gegen sie angesponnen wurde, ohne daß er mit bei dem Unternehmen war und die erste Rolle dabei erhielt. Aber die Bonapartisten mißtrauten ihm im höchsten Grade und zogen ihm den Grafen Thibaudeau vor, welcher, ehemaliges Conventsmitglied, ehemaliger Königsmörder, ehemaliger Präfect des Kaiserthums, geschickt und streng, sich nach Paris zurückgezogen hatte, wohin er vor der Rachgier der über seine Verwaltung erbitterten Marseillaisen geflohen war. Revolutionär aus Gesinnung, Bonapartist aus Ehrgeiz, übrigens zuverlässig im Verkehr, hatte er die Verbindung der Revolutionäre mit den Bonapartisten bis zu dem Augenblick vermittelt, wo sich Hr. Fouché in den Mittelpunkt aller Umtriebe gestellt hatte, um sie nach seinem Belieben und zu seinem Vortheile zu leiten. Indem Hr. Fouché bei den Revolutionären seine Eigenschaft als Königsmörder, bei den Bonapartisten seine Eigenschaft als ehemaliger Minister Napoleon's als Unterpfand geltend machte, allen aber, und zwar als wichtigsten Rechtstitel, eine berühmte Thätigkeit und ebenso berühmte Gewandtheit anbot, war er bald die Hauptperson geworden und hatte nicht gesäumt, seine Ideen aufnöthigen zu wollen. Nun war aber seine Hauptidee, die Bourbonen zu stürzen,

ohne ihnen Napoleon selbst zu substituiren. Er sagte, für einen neuen Zustand der Dinge müsse man einen neuen Fürsten haben, der liberal wie die gegenwärtige Generation sei, Europa nicht den Haß einflöße, dessen Gegenstand Napoleon sei, und nicht, wie dieser, der Gefahr ausgesetzt sei, 600,000 Mann über den Rhein kommen zu sehen, um ihn zu entthronen; er sagte, Frankreich, des Krieges und des Despotismus müde, wolle ebenso wenig Napoleon als Bourbonen, und es gebe nur zwei wünschenswerthe Prinzen, den Herzog von Orleans oder Napoleon II. unter der Regentschaft Marie Louisens; der Herzog von Orleans könne, von den Banden seiner Familie umschlungen, sich von derselben nicht trennen, um zu einer Revolution die Hand zu bieten; seine günstigen Kundgebungen beschränkten sich auf größere Artigkeit gegen die Männer der Armee und der Revolution, aber es sei unmöglich, auf derartigen Grundlagen ein solches Unternehmen wie einen Regierungswechsel durchzuführen; die einzige passende Lösung sei der König von Rom mit der Regentschaft Marie Louisens; fasse man ein solches Ziel ins Auge, so werde man Oesterreich, durch Oesterreich Europa, und mit Europa den Frieden gewinnen; überdies werde man die Armee durch die Wiedergeburt des Kaiserthums glücklich, Napoleon selbst in der Person seines Sohnes für den Thron, den er verloren haben würde, entschädigt, endlich die Revolutionäre und Liberalen vollkommen befriedigt sehen, denn sobald sie in dem Sohne den Ruhm des Vaters ohne dessen Despotismus fänden und zu gleicher Zeit von den Quälereien der Emigration befreit wären, würden sie alle denkbaren Gründe haben, sich einem Regime anzuschließen, welches ihnen die Vortheile des Kaiserthums ohne irgend einen seiner Nachtheile verschaffen würde.

Diese Gründe waren, obwol in mehrfacher Hinsicht sehr verständig, dennoch wie alle andere, die man vorbrachte, um eine neue Revolution zu versuchen, in einer wesentlichen Richtung irrig, und zwar indem sie voraussetzten, daß man den Bourbonen einen andern Nachfolger als Napoleon geben könnte. Die Regentschaft Marie Louisens war ein bloßer Traum, denn Oesterreich würde weder Marie Louisen noch ihren Sohn überlassen haben, und diese Prinzessin wäre ebenso unbefähigt zu dieser Stelle als wenig geneigt, sie zu übernehmen, gewesen. Der Herzog von Orleans, welcher dereinst, als die Krone vacant war, dazu vermocht werden konnte, dem unwiderstehlichen Verlangen der öffentlichen Meinung nachzugeben, würde diesem Verlangen, welches damals noch sehr unbestimmt war, weder vorgegriffen noch dasselbe hervorgerufen haben. Da Marie Louise sowie der Herzog von Orleans aus verschiedenen Gründen unmöglich waren, so mußte man entweder sein Augenmerk auf Napoleon richten, was Europa gegenüber eine unbesonnene und unheilvolle Herausforderung war, oder man mußte die Bourbonen behalten, indem man sie in richtige Bahnen leitete, was in der That damals das einzige ehrenwerthe und vernünftige Verfahren war. Obwol dem Anschein nach klüger, war Hr. Fouché also in Wahrheit doch ebenso unbesonnen und weniger schuldlos als die Tollköpfe, deren Leitung er sich anmaßte. Er machte gleichwol durch seine Reden einigen Eindruck auf viele ehemalige Diener des Kaiserthums, die sich an den Despotismus, an den Ehrgeiz Napoleon's erinnerten, überdies seine Rache (denn fast alle hatten ihn verlassen) und besonders die Wirkung seiner Gegenwart auf Europa fürchteten. Es hielt indeß schwer, die jungen Generale, die bereit waren, ihren Kopf aufs

Spiel zu setzen, zu überreden, an andere Personen als an Napoleon zu denken, und man hatte diese Frage bei Seite gelassen, um sich nur mit dem nächsten Zwecke, nämlich mit dem Sturze der Bourbonen, zu beschäftigen. Die Urheber des Umsturzplanes sahen nur ein dabei zu beachtendes Verfahren, welches darin bestand, die Truppen, über die einige unter ihnen verfügten, zusammenzuziehen, sie nach Paris zu führen, sie mit den auf halben Sold gesetzten Offizieren zu vereinigen und mit diesen Mitteln einen Handstreich auszuführen. In den Monaten Januar und Februar 1815 hatte man begonnen, von diesem Plane mit einer außerordentlichen Indiscretion zu sprechen, die dem für so leichtfertig geführte Unternehmungen viel zu ernsten Marschall Davout schon höchlich mißfiel und den Herzog von Bassano, der fortwährend fürchtete, Napoleon zu compromittiren, ohne ihn zu Rathe gezogen zu haben, mit Besorgniß erfüllte. Daher wiederholte der Herzog von Bassano auch diesen jungen Militärs, er stehe in keiner Verbindung mit der Insel Elba, könne ihnen also keine Mitwirkung zusichern und bitte sie dringend, Napoleon nicht zu compromittiren, den eine Unvorsichtigkeit der Gefahr aussetzen werde, nach den entlegensten Regionen der Erde deportirt zu werden. Hr. Lavallette war, obwol er sich verborgen hielt, endlich doch mit ihnen zusammengekommen und hatte mit ihnen über den Plan gesprochen, der sie beschäftigte. Er hatte sie gebeten, sich ruhig zu halten, dem Willen Napoleon's nicht vorzugreifen zu suchen, und sie hatten erwiedert, sie bedürften weder der Zustimmung noch der Mitwirkung irgend Jemandes, um eine Regierung zu stürzen, die der Nation wie ihnen antipathisch und deren Existenz gänzlich in ihren Händen sei. Sie hatten also ihren Plan beharrlich festge-

halten und verkehrten besonders viel mit Hrn. Fouché, der sie, weil er in ihnen einen Faden mehr sah, der sich in Bewegung setzen ließ, an sich zu fesseln gesucht und zu diesem Ende das leichte Mittel angewendet hatte, sie anzuhören, ohne ihnen zu widersprechen.

Wenn man jedes mit drohenden Reden begleitete Umsturzverlangen Verschwörung nennt, so war allerdings bei dem soeben von uns Berichteten eine solche vorhanden. Nennt man aber Verschwörung einen wohlentworfenen Plan unter ernsten Leuten, die den festen Willen haben, ein Ziel zu erreichen, die entschlossen sind, ihren Kopf dabei zu wagen und die ihre Mittel mit Vorsicht und Präcision combinirt haben, so läßt sich unmöglich sagen, daß hier etwas Derartiges vorhanden war. Diese jungen Offiziere wollten sich allerdings von den Bourbonen befreien und zwar selbst um den Preis ihres Lebens, das sie nicht zu schonen gewohnt waren; einige, die ein actives Commando besaßen, hatten gewaltige Mittel zum Handeln in den Händen und ihrerseits war unleugbar Verschwörung vorhanden. Auf Seiten der vorgeblichen Führer aber verhielt es sich anders. Der Marschall Davout hatte, ohne sich darauf einzulassen, Plane angehört, die seinem Grolle schmeichelten, aber seinen gesunden Verstand und seinen Sinn für Disciplin beleidigten. Hr. Lavallette hatte jede Mittheilung zurückgewiesen. Der Herzog von Bassano hatte, obwol er sein Ohr etwas weniger als Hr. Lavallette verschloß, doch Sorge getragen, Napoleon in keiner Weise zu compromittiren, indem er versicherte, daß er ihm nichts gesagt habe und nichts sagen werde, und was die Herzoge von Vicenza und Rovigo, sowie den Fürsten Cambacérès anlangt, so hatte man mit diesen nicht einmal gesprochen.

Der Marschall Ney und die andern für unzufrieden geltenden Chefs der Armee waren in völliger Unkenntniß von dem, was vorging, übrigens auch ihren alten Kameraden der königlichen Gunstbezeigungen wegen verdächtig, die sie empfangen hatten, und wußten nur, wie das Publikum, daß Paris von Offizieren mit halbem Solde wimmelte, die zu den tollsten Streichen bereit seien. Die einzige hervorragende Persönlichkeit, die, weil sie ihre Hand überall im Spiele zu haben wünschte, auf diese Plane eingegangen war, war Hr. Fouché und im Grunde war er der eigentliche Führer dabei geworden aus dem einzigen Grunde, weil er, weit entfernt, die Anstifter des Unternehmens zu entmuthigen, sich zu ihrem Vertrauten, ihrem Rathgeber und selten zu ihrem Mäßiger gemacht hatte. Gab es Verschwörung, so fand sie sich, in Wahrheit, auf seiner Seite und auf Seiten der Militärs, deren Leidenschaften er schmeichelte und deren Plane er begünstigte. Aber auch von ihnen und von ihm konnte man es kaum behaupten, denn nichts war fest bestimmt, weder der Zeitpunkt, noch der Plan, noch die Theilnehmer des Unternehmens. Indem die Polizei überall Complote sehen wollte, verstand sie das einzige nicht zu entdecken, welches einen Schatten von Realität hatte. Sie überwachte die Militärs im allgemeinen, aber diejenigen, deren Namen wir angeführt haben, weniger als die andern. Was Hrn. Fouché selbst anlangt, so war sie weit entfernt, in ihm die gefährliche Persönlichkeit wahrzunehmen, die man auf jedem Schritte hätte beobachten müssen. Die officielle Polizei signalisirte ihn zwar als eine verdächtige Person, der man mißtrauen müsse, aber die officiöse Polizei des Grafen von Artois schilderte ihn als den geschicktesten, einflußreichsten Mann, als denjenigen, dessen Händen man

das Wohl der Dynastie und Frankreichs wieder anvertrauen müßte. Hörte man diese Polizei, so waren die wirklichen Verschwörer Hr. Cambacérès, der kaum einige Freunde zur Stunde seiner Mahlzeit sah; die HH. de Bassano und Lavallette, die, wie wir gesagt haben, Sorge trugen, sich von jedem ernstlichen Unternehmen abzusondern; ferner der Herzog von Rovigo, den Jedermann mied, so verdächtig war er, und der Jedermann mied, so undankbar fand er seine Freunde; und endlich die Königin Hortensia, welche den Schutz des Kaisers Alexander und die Huldbezeigungen Ludwig's XVIII. angenommen hatte, welche beschäftigt war, gegen ihren Gemahl wegen des Besitzes ihrer Kinder einen Proceß zu führen, und die, obwol Napoleon fortwährend zugethan, doch durch seinen Sturz so niedergeschlagen war, daß sie eine Rückkehr nicht für möglich hielt. Nach dieser nämlichen Polizei, welche man die des Schlosses nannte, standen der Fürst Cambacérès, der Herzog von Bassano, Hr. Lavallette und die Königin Hortensia in geheimer Correspondenz mit Napoleon, empfingen einen Theil seiner Schätze, um die Complote zu bezahlen, die im Gange waren, und die Verzweigungen dieser Verschwörung erstreckten sich noch weiter, denn Hr. von Metternich, mit den Mächten des Nordens zerfallen und durch die Königin von Neapel mit Napoleon in Verbindung gebracht, gedachte denselben wieder auf den Schauplatz zu führen, um sich an undankbaren Bundesgenossen zu rächen, die sich Sachsens und Polens bemächtigen wollten.

Die in dieser Geschichte bereits auseinandergesetzten Thatsachen genügen, um zu zeigen, inwiefern diese Vermuthungen gegründet waren. Die HH. de Cambacérès, Bassano, Lavallette besaßen allerdings das Vertrauen Na-

poleon's im vollsten Maße, aber gerade weil sie es verdienten, würden sie sich wohl gehütet haben, dem ersten besten etwas davon mitzutheilen. Die Königin Hortensia war ihrem Stiefvater sehr ergeben, aber im Augenblicke hatte die Mutter bei ihr die Adoptivtochter fast ganz zum Schweigen gebracht. Hr. von Metternich war unzufrieden mit Preußen und Rußland, es war ihm schwer geworden, sich vom Hofe von Neapel zu trennen, aber man hat Gelegenheit gehabt, zu sehen, ob er daran dachte, sich Napoleon's zu bedienen, um den Ansprüchen der Russen und Preußen zu widerstehen; und was Napoleon anlangt, so wird man bald beurtheilen können, ob er Geld auf derartige Unternehmungen zu verwenden und ob er die Hand bei denjenigen im Spiele hatte, die in Frankreich im Werke waren. Der wahre Nachtheil solcher extravaganten Erfindungen, denen die Regierungen nur zu häufig das Ohr leihen, wenn eine kalte und sichere Vernunft sie nicht leitet, besteht darin, daß sie deren Aufmerksamkeit von wirklichen Gefahren ablenken, um sie auf eingebildete Gefahren zu richten, daß sie, wie auf der Jagd, dieselben bestimmen, die wahren Fährten zu verlassen, um sich auf falsche zu werfen. Man vernachlässigte Hrn. Fouché, den die Agenten jeder Polizei schonten und selbst rühmten, man dachte an keinen einzigen der jungen Generale, die ein Commando im Norden hatten und deren Kühnheit bald gefährlich werden konnte, aber man richtete seine Augen und seinen Haß auf Männer, die allerdings Wünsche gegen die Regierung hegten, von denen aber keiner bereit war, die Hand gegen dieselbe zu erheben. Auf solche Weise bestürmte man mit tausend beunruhigenden Berichten den Grafen von Artois, welcher, fortwährend in Schrecken, alles glaubte, und

Ludwig XVIII., welcher, dieser unaufhörlichen Schreckensgerüchte müde, gar nichts glaubte, und die Regierung schwankte, weil ein fester und scharfsinniger Geist an ihrer Spitze fehlte, zwischen alles glauben und nichts glauben und ging solchergestalt dicht an allen Gefahren vorüber, nicht ohne sich vor ihnen zu fürchten, aber ohne sie zu erkennen.

Zugleich besorgt und erfreut über das, was er vernahm, zitterte der Herzog von Bassano gleichwol bei dem Gedanken, ein so ernstes Unternehmen wie das, um welches es sich handelte, versucht zu sehen, ohne daß Napoleon davon unterrichtet war, denn es konnte seinen Absichten zuwiderlaufen, es konnte ihn grausamen Maßregeln aussetzen und ebenso konnte es, ohne ihn ausgeführt, Andern als ihm Vortheil bringen. Dieser treue Diener würde also gewünscht haben, Napoleon von dem, was vorging, zu unterrichten, und indem er das Mittel dazu suchte, bot ihm der Eifer eines unbekannten jungen Mannes unverhofft ein solches dar.

Ein mit Geist, Eifer, Ehrgeiz begabter Auditor des Kaiserthums, Hr. Fleury de Chaboulon, der sich zu Paris langweilte, weil er nichts war, hatte sich entschlossen, nach der Insel Elba zu gehen, um seine unbeschäftigte Thätigkeit dem Dienste des entthronten Kaisers zu widmen. Aber er wünschte dort mit einer Empfehlung einzutreffen, geeignet, ihm eine günstige Aufnahme zu sichern. Er wendete sich daher an den Herzog von Bassano, der ihn anfangs mit Zurückhaltung anhörte, sich offner zeigte, nachdem er seine Aufrichtigkeit erkannt hatte, und ihm endlich die Mission anvertraute, die wahre Lage Frankreichs, nämlich die steigende Impopularität der Bourbonen, die Erkaltung der

Mittelklassen gegen dieselben, die Aufregung der Inhaber von Nationalgütern, die Erbitterung der Armee, die Geneigtheit der jungen Militärs, Alles zu wagen, endlich die allgemein accreditirte Meinung, daß der Zustand der Dinge nicht dauern könne und daß er entweder zum Vortheil der Familie Bonaparte, oder zum Vortheil der Familie Orleans eine Aenderung erfahren werde, Napoleon mündlich auseinanderzusetzen. Als Hr. Fleury de Chaboulon in den Herzog von Bassano drang, sich deutlicher zu erklären und sich zu einem Napoleon ertheilten Rathe zu verstehen, z. B. zu dem, die Insel Elba zu verlassen und in Frankreich zu landen, antwortete der Herzog von Bassano mit Recht, er könne eine solche Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen; übrigens ertheile man einem Manne wie Napoleon keinen Rath und am wenigsten einen derartigen Rath. Hr. Fleury de Chaboulon wurde blos beauftragt, die genaue Auseinandersetzung der Lage nach der Insel Elba zu bringen, und es ward ihm ausdrücklich anempfohlen, nichts zu sagen, was eine Anreizung in dem einen oder in dem andern Sinne zu handeln sei. Der Herzog von Bassano weigerte sich, ihm etwas Schriftliches anzuvertrauen, gab ihm aber ein Erkennungszeichen, welches Napoleon bezeugte, von welcher Seite er käme. Hr. Fleury de Chaboulon reiste im Januar ab, kam durch Italien, ward unterwegs krank und konnte die Insel Elba erst im Laufe des Monats Februar erreichen.

Bevor wir die Resultate seiner Sendung kennen lehren, ist es am Orte, auseinanderzusetzen, wie Napoleon auf der Insel Elba lebte, seit er von der Weltherrschaft zur Souveränetät einer der kleinsten Inseln des mittelländischen Meeres übergegangen war. Ein merkwürdiges und der Betrachtung der Geschichte würdiges Schauspiel gewährt in der That

diese erstaunliche Thätigkeit, die, nachdem sie sich über ganz Europa ausgedehnt, jetzt auf einen Raum von etlichen Meilen beschränkt war und sich auf 12 — 15,000 Unterthanen und etwa 1000 Soldaten erstreckte! Unsre Aufgabe würde unvollständig gelöst sein, wenn wir versäumten, dieses Schauspiel zu schildern.

Auf der englischen Fregatte Undaunted nach der Insel Elba transportirt, war Napoleon den 3. Mai 1814 auf der Rhede von Porto=Ferrajo vor Anker und im Laufe des 4. ans Land gegangen. Einige Tage vor seiner Ankunft hatten ihn die Einwohner im Bilde verbrannt, und zwar aus den Beweggründen, die alle Völker des Kaiserthums gegen ihn gewandt hatten, nämlich des Kriegs, der Conscription und der vereinigten Gefälle wegen. Auf die Kunde von seiner Ankunft hatten sie ihren kaum erst rege gewesenen Zorn vergessen und waren, von einer brennenden Neugierde getrieben, hinzugeeilt. Dann hatten sie eine geräuschvolle Freude kund gegeben, weil sie glaubten, sie würden vom Joche Toscanas befreit werden, der neue Monarch werde ihnen ungeheure Schätze zuführen, einen bedeutenden Handel zu ihnen herbeiziehen und mit seinem schöpferischen Genie aus ihrer Insel bald etwas Außerordentliches machen. Sie hatten ihn mit Gepränge nach der Kirche geführt und dort ein Tedeum gesungen. Er hatte sich gefällig ihren Wünschen gefügt, wie wenn er ihre kindische Freude einigermaßen hätte theilen können.

Indem er mit Ergebung die Dinge nahm, wie sie sich ihm darboten, und nicht wahrzunehmen schien, daß sie klein waren, hatte er sich schon am nächsten Tage nach seiner Ankunft ans Werk gemacht und zu Pferde die Runde auf der Insel zu machen begonnen. Nachdem er dieselbe in ihrer

ganzen Ausdehnung binnen etlichen Stunden durchstreift, hatte er den Plan seiner neuen Regierung mit demselben Eifer festgestellt, mit dem er 15 Jahre früher Europa zu reorganisiren beschäftigt war.

Seine erste Sorge wurde der Stadt Porto-Ferrajo gewidmet, die auf einer Höhe am Eingange eines gegen Italien gewendeten schönen Golfs liegt und Aussicht auf die Gebirge Etruriens hat. Sie war ehemals befestigt gewesen und konnte zu einem einigen Widerstands fähigen Platze werden. Napoleon beschäftigte sich auf der Stelle, sie in vollständigen Vertheidigungsstand zu setzen. Indem er sich von einer Abtheilung seiner Garde nach der Insel Elba begleiten ließ, hatte er sich mehrere Hundert ergebene Leute gesichert, theils um sich gegen eine gemeine Gewaltthätigkeit zu vertheidigen, theils um sich ihrer als Stütze bei irgend einem kühnen Unternehmen zu bedienen, wofern er jemals ein solches wagen wollte. Diese Exilsgefährten, deren Zahl sich auf ungefähr 1000 belief, konnten, mit Lebensmitteln und Munition in einen guten Seeplatz eingeschlossen, sich einige Wochen darin vertheidigen und ihm die Zeit verschaffen, sich heimlich zu entfernen, wenn es die Souveräne etwa bereuten, ihn Europa so nahe gelassen zu haben, und daran dachten, ihn nach dem Oceane zu deportiren. Er beeilte sich daher, die Wälle von Porto-Ferrajo ausbessern zu lassen, das Geschütz daselbst zusammenzubringen, das während des letzten Krieges auf der Insel vertheilt worden war, es auf die Mauern zu ziehen, die Forts, welche die Rhede beherrschten, zu vollenden und zu armiren, Magazine herzustellen und Lebensmittel und Munition darin anzuhäufen. In sehr wenig Wochen wurde Porto-Ferrajo ein Platz, der eine ziemlich starke Expedition erfordert

haben würde, um sich desselben zu bemächtigen. Durch diese Vorsichtsmaßregeln gewann Napoleon, außer sehr reellen Vertheidigungsmitteln, auch den Vortheil, von dem, was man gegen ihn beabsichtigen würde, sicherer unterrichtet zu werden und zwar durch den Umfang der Streitkräfte, die man hätte entfalten müssen, um ihm Gewalt anzuthun. Dabei ließ es seine Voraussicht nicht bewenden. Eine sehr kleine, unter seine Souveränetät gehörige Insel, nämlich das drei Meilen entfernte Pianosa, bot seinen Absichten günstige Umstände dar. Diese flache Insel, mit guten Weideplätzen bedeckt, die unter jenem Himmelsstriche sehr kostbar sind, war von einem senkrechten Felsen und einem Fort überragt, wo 50 Mann fast unüberwindlich waren. Er ließ das Fort in Vertheidigungsstand setzen, schickte Lebensmittel und eine kleine Garnison hin und richtete, ohne sein Geheimniß irgend Jemand zu sagen, die Sachen in der Weise ein, daß man in der Nacht vom Fort nach dem Gestade herabgehen, sich einschiffen und in die See stechen konnte, was die Lage der Insel leicht machte, denn sie ist nicht auf der Seite gegen Toscana, sondern auf der dem offenen Meere zugekehrten Seite gelegen. Napoleon hatte also, wenn man kam, um ihn aufzuheben, das Rettungsmittel, sich während der Nacht nach der Insel Pianosa zu flüchten und sich dort, gleichviel nach welchen Regionen, einzuschiffen. Um die dortigen Weiden nützlich zu machen, hatte er seine Pferde und sein Vieh hintransportiren lassen, sodaß er, indem er die Vortheile der Insel nutzte, zugleich jeden Gedanken an ein militärisches Etablissement fern hielt.

Nachdem er für die Vertheidigung der Insel Elba gesorgt, organisirte Napoleon daselbst eine äußerst wachsame

Polizei. Man konnte nur zu Porto-Ferrajo, der Hauptstadt der Insel, oder zu Rio, Porto-Longone und Campo landen, kleinen Häfen, die einen im Westen, die andern im Osten gelegen, letztere für den Dienst der Bergwerke, erstere für den Handel mit den Landesproducten bestimmt. Gendarmenposten mußten den Zugang zu den Küsten auf allen andern Punkten verbieten und eine gut organisirte Seepolizei in jedem der offen gelassenen Häfen unterwarf die Ankommenden, wer sie auch sein mochten, einem schnellen und sichern Examen. Vier bis fünf Stunden nach jeder Ankunft auf den von Porto-Ferrajo entferntesten Punkten wußte Napoleon, wer auf seine Insel gekommen und warum man dorthin gekommen war. Um solchergestalt zu verfahren, hatte er hinreichend wichtige Gründe. Die französische Regierung hatte nach Corsica einen alten Freund Georges', den General Brulart, geschickt, den man zu einem höhern Grade und einem höhern Commando, als seiner Stellung angemessen war, befördert hatte, offenbar um ihn zum Beobachter der Insel Elba zu machen. Nichts war allerdings berechtigter als eine solche Ueberwachung seitens der französischen Regierung; aber zu Napoleon gelangte Nachrichten hatten ihn fürchten lassen, daß diese Ueberwachung nicht der einzige Zweck sei, den man im Auge hatte, und daß ein Attentat gegen seine Person beabsichtigt werde. Uebrigens bieten die in der Folge gefundenen Documente nichts dar, was den General Brulart anklagen könnte; indeß ist gewiß, daß Intriganten, die mit dem correspondirten, was man die Polizei des Schlosses nannte, sich rühmten, Napoleon ermorden lassen zu können und sogar daran zu arbeiten; desgleichen ist gewiß, daß Meuchelmörder corsischen Ursprungs verhaftet wurden und daß die

Gründe ihrer Anwesenheit auf der Insel Elba sehr zweideutig blieben. Napoleon entließ sie mit der Erklärung, daß in Zukunft der erste von ihnen, der sich auf der Insel Elba betreffen ließe, erschossen werden würde, und er fügte hinzu, daß er auf die erste gegründete Beschwerde den General Brulart mitten in der Stadt Ajaccio durch 50 entschlossene Leute aufheben lassen und vor den Augen Europas auf eclatante Weise bestrafen werde. Wir müssen hinzufügen, daß sich der General Brulart, sei es aus Furcht, sei es weil er nichts Schlimmes beabsichtigte, ruhig verhielt und daß seinerseits nichts über eine rechtmäßige Ueberwachung hinauszugehen schien.

Solchergestalt hatte Napoleon sowol gegen einen Meuchelmord, als gegen einen Entführungsplan seine Maßregeln ergriffen, denn da er, um ihm Gewalt anzuthun, eine starke Expedition nothwendig gemacht hatte, so war er sicher, davon stets zu gehöriger Zeit Kenntniß zu erhalten.

Was das Personal seiner Streitkräfte anlangt, so hatte er in der Verwendung von tausend Mann ebenso große Geschicklichkeit gezeigt als ehemals in der Verwendung einer Million. Bevor er Fontainebleau verließ, hatte ihm Drouot mit vieler Sorgfalt unter den Soldaten der alten Garde, die alle bereit waren, ihm zu folgen, ungefähr 600 Grenadiere und Jäger zu Fuß, etwa 100 Reiter und 20 Marinesoldaten, im Ganzen 724 Mann Elite, ausgewählt. Sie hatten, nachdem sie von Fontainebleau nach Savona zu Fuße gereist und dann auf englischen Fahrzeugen eingeschifft worden waren, Porto-Ferrajo gegen Ende Mai erreicht. Napoleon, der einen Augenblick gefürchtet hatte, daß man sie zurückhalten werde, hatte sie mit einer Freude eintreffen sehen, an der die Voraussicht eben-

soviel Antheil hatte, als das Vergnügen, alte Waffengefährten wiederzufinden. Er hatte die Mannschaft nach Kräften casernirt und die Pferde auf die Weiden von Pianosa geschickt. Da er auf seiner Insel keinen großen Gebrauch von Reitern machen konnte, so hatte er sie in Kanoniere verwandelt und verwendete die Muße des Exils auf ihren Unterricht. Für ungefähr 60 Polen, die sich zu Parma befanden und Erlaubniß erhalten hatten, sich zu Livorno einzuschiffen, hatte Napoleon die Ueberfahrt bezahlt und sich mit einer neuen Abtheilung ergebener Leute verstärkt. Einige dem Mangel preisgegebene französische Offiziere waren, indem sie, so gut sie konnten, ihre Reise durch Italien bewerkstelligt hatten, ebenfalls gekommen, sich ihm anzuschließen, und er hatte sie gleicherweise aufgenommen. Solchergestalt war seine Truppe auf etwa 800 Mann gestiegen, obwol von der ursprünglichen Zahl einige Todte und Kranke abgingen.

Napoleon fand das Mittel, zu diesen 800 Mann eine Verstärkung abgehärteter und unerschrockener Soldaten zu fügen. Unter seiner Regierung war die Bewachung der Inseln Bataillonen leichter Infanterie anvertraut gewesen, in die man die zur Desertion geneigten Conscribirten steckte, die großentheils unfügsam, aber kräftig und brav waren. Zwei dieser Bataillone, zum 35. leichten Regiment gehörig und Provenzalen, Ligurianer, Toscaner und Corsen enthaltend, befanden sich im Jahr 1814 als Garnison auf der Insel Elba. In dem Augenblicke, wo sie sich nach Frankreich einschiffen sollten, erklärte ihnen Napoleon, er werde diejenigen von ihnen bei sich behalten, die in seinen Dienst treten wollten. Auf diese Weise behielt er ungefähr 300 Mann von ihnen, größtentheils Corsen, zurück, die ihm,

mit Ausnahme einiger wenigen Deserteure, unwandelbar treu blieben. Er verfügte sonach über 1100 Mann regulärer Truppen und zwar von der trefflichsten Art. Er fügte dazu 400 Mann von der Insel, die er in folgender Weise organisirte.

Die Insel Elba besaß ein recht gut disciplinirtes und aus so guten Soldaten wie die Corsen gebildetes Milizbataillon von vier Compagnien. Napoleon befahl, daß jede der vier Compagnien, die dieses Bataillon bildeten, allmonatlich 25 Mann auf Wache haben sollte, während man 75 auf ihren Feldern lassen würde, was 100 Mann im Dienst und 300, die auf das erste Signal jederzeit disponibel sein würden, voraussetzte. Man bezahlte nur die 100 Mann im Dienste, welche die Polizei im Innern der Insel und an den Küsten versahen. Die neue Armee Napoleon's zählte also 1500 Soldaten, die fast alle der alten Garde, infolge der Mischung mit derselben, am Werthe gleichkamen.

Es waren dies keineswegs die eiteln Beschäftigungen eines Wahnsinnigen, der sich mit dem Spielwerk unterhielt, das ihn an seine ehemalige Größe erinnerte; es war vielmehr für ihn, wie wir es auseinandergesetzt haben, ein Mittel, sich entweder gegen eine Gewaltthätigkeit oder gegen eine Deportation nach fernen Regionen sicher zu stellen, die niemals eine Ueberraschung sein konnte, wenn er im Stande war, sich einige Tage zu vertheidigen; endlich war es auch, wenn sich eine neue Zukunft vor ihm öffnete, ein Mittel, auf dem Continente zu landen und daselbst eine neue Rolle zu versuchen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, durch einige Gendarmen angehalten und auf einer Landstraße erschossen zu werden.

In der nämlichen Absicht hatte Napoleon Sorge getragen, sich eine Marine zu schaffen. Zu Porto-Ferrajo hatte er eine Brigg, l'Inconstant, in sehr gutem Zustande gefunden, zu deren Bemannung 60 Seeleute erforderlich waren, und desgleichen eine Goelette, die Caroline, die deren 16 bedurfte. Zu Livorno hatte er eine Felucke, l'Etoile, die 14 Mann bedurfte, und zwei Avisschiffe, la Mouche und l'Abeille, gekauft, die beide zusammen 18 Mann erforderten. Zu diesen Fahrzeugen waren sonach etwa 100 Seeleute nöthig, und mit einer oder zwei Felucken, die man sich leicht verschaffen konnte, hatte Napoleon die Mittel, die 1100 Mann, die seine kleine reguläre Armee bildeten, einzuschiffen. Weiter bedurfte er nichts, wenn er jemals daran dachte, seine Insel zu verlassen, was in seinen Augen eine sehr zweifelhafte, aber mögliche Sache war. Diese hundert und etlichen Seeleute waren unter seine unerläßlichen Ausgaben gerechnet worden, und wenn er eine kleine Anzahl im Lande aufgebotener Matrosen hinzufügte, konnte er binnen 24 Stunden die Bemannung seiner Flotille vollständig machen. Inzwischen correspondirte er mit Hilfe seiner beiden Avisschiffe mit den Häfen von Genua, Livorno, Neapel, von wo er Vorräthe, Briefe und Zeitungen erhielt; mit der Goelette Caroline machte er die Polizei der Rhede von Porto-Ferrajo und ferner führte er von Zeit zu Zeit auf der Brigg l'Inconstant die Flagge seines kleinen Staates — eine weiße Flagge mit amaranthfarbenem Querbalken und mit Sternen bedeckt — spazieren und gewöhnte auf diese Weise die englische, französische, genuesische und türkische Marine daran, seine Farben im toscanischen Meere zu sehen.

Nachdem er auf diese Weise für seine Sicherheit und

für seine Zukunft, wie sie sich immerhin gestalten mochte, Sorge getragen, war er darauf bedacht, seinen Aufenthalt zu verschönern, ihn für sich selbst, für seine Familie, für seine Soldaten erträglich zu machen, den Wohlstand seines kleinen Volkes zu entwickeln und endlich seine Finanzen in der Weise zu ordnen, daß deren Erschöpfung verhütet würde. Bei seiner Ankunft hatte er sich zuerst im Stadthause von Porto=Ferrajo einquartiert und war sodann in einen sehr verfallenen und sehr unzureichenden Palast der ehemaligen Gouverneure übergesiedelt. Er beschloß, ihn durch Hinzufügung eines Hauptgebäudes regelmäßig zu machen und zu vergrößern, um sich in Stand zu setzen, seine Mutter, seine Schwestern, selbst seine Gemahlin, wenn diese sich gegen alle Wahrscheinlichkeit entschließen sollte zu kommen, anständig darin empfangen zu können. Er kaufte Hausgeräth in Genua und machte diesen Aufenthalt endlich bewohnbar. Er führte ein Gebäude für die Offiziere seines Bataillons auf, damit sie in seiner Nähe vereinigt und etwas besser als in der Stadt quartiert sein möchten. Außer seiner Residenz zu Porto=Ferrajo wollte er ein Landhaus haben und ließ ein solches, ebenso einfach als anständig, in dem reizenden Thale San Marino bauen, welches nach der Rhede von Porto=Ferrajo ausläuft und Aussicht auf die Gebirge Italiens hat. Er ließ dort Land umbrechen und Pflanzungen ausführen, und reizte den Maire, einen schlichten Mann und wenig gewohnt zu schmeicheln, sehr zum Lachen, als er behauptete, daß er daselbst bald 500 Sack Korn säen würde. — Sie lachen, Herr Maire, sagte er lebhaft, weil Sie nicht wissen, wie sich die Dinge entwickeln und vergrößern. Ich werde 50 Sack im ersten Jahre säen, 100 im zweiten, 200 im dritten, und so weiter. — Zu diesem landwirthschaft=

lichen Unternehmen sollte es, ebenso wie zu seinem Weltreiche, an nichts, ach! als an Zeit fehlen! Nachdem er seine zwiefache Residenz in der Stadt und auf dem Lande eingerichtet hatte, beschäftigte er sich mit seiner Hauptstadt Porto-Ferrajo, die etwa 3000 Einwohner zählte. Er ließ die Straßen reinigen und pflastern; er ließ einen artigen Springbrunnen bauen; er machte zwei Landstraßen fahrbar, welche die ganze Insel durchschnitten und von denen die eine von Porto-Ferrajo nach Porto-Longone, Haupthafen für den Verkehr mit Italien, die andre von ebenda nach dem kleinen Hafen Campo führte, der gegen die Insel Pianosa und das offene Meer gewendet ist.

Seine Finanzen gestatteten ihm nicht, auf diese verschiedenen Arbeiten mehr als 6—700,000 Francs (eine Summe, deren Bedeutung man nicht nach dem Aufwande der gegenwärtigen Zeit messen darf) zu verwenden, und es gelang ihm, sich darauf zu beschränken, indem er sich der Hände seiner Soldaten bediente, denen er einen mäßigen Lohn zahlte, indem er Steine, Marmor, Ziegel, Kalk und Holz lieferte. Während er sich einen Theil des Tages zu Pferde befand, widmete er diesen äußerst kleinen Gegenständen jenen gewaltigen Blick, der kaum noch auf die Welt geheftet gewesen und der in den geringsten Dingen allezeit ebenso sicher war wie in den größten. Desgleichen widmete er seine Aufmerksamkeit Allem, was den Boden verbessern und dem Handel seiner Insel förderlich sein konnte. Er beschloß, sie mit Maulbeerbäumen zu bedecken, um den Seidenbau zu entwickeln, und begann mit diesen nützlichen Bäumen die beiden Straßen zu bepflanzen, die er hergestellt hatte. Bei Campo befanden sich schöne Marmorbrüche; er ordnete deren Ausbeutung an. Die Salinen und Thun-

fischereien bildeten zwei der bedeutendsten Revenuen des Landes. Er beschäftigte sich damit, deren Ausbeutung und Ertrag zu verbessern. Endlich schenkte er auch seine ganze Aufmerksamkeit den Eisenbergwerken, die den Hauptreichthum der Insel Elba ausmachten. Diese Bergwerke lieferten seit geraumer Zeit ein Erz von vortrefflicher Qualität, welches mehr als 80 Procent reinen Metalls enthielt. Aber aus Mangel an Brennmaterial konnte man es nicht in Eisen verwandeln und war genöthigt, es den italienischen Handelsleuten zu verkaufen, welche die Verarbeitung übernahmen. Napoleon beeilte sich, die fast auf nichts reducirte Gewinnung dieses Erzes in einem großen Maßstabe wieder zu beginnen, und in dieser Absicht bemühte er sich, Arbeiter herbeizuziehen, die er mit dem auf dem italienischen Continente gekauften Korn ernährte. Rücksichtlich all dieser Unternehmungen war jedoch die Kärglichkeit seiner Finanzen ein schwer zu überwindendes Hinderniß. Glaubte man den Einwohnern seiner Insel, seinen Soldaten, dem europäischen Publikum und namentlich den Bourbonen, so hatte er unermeßliche Schätze mit hinweggenommen, denn, seine eigene physische Person ausgenommen, konnte man an nichts Kleines glauben, sobald es sich um ihn handelte. Wenn sie an diese Schätze dachten, zitterten seine Feinde vor Furcht und seine naiven Unterthanen vor Freude. Aber diese Schätze waren nur Chimäre, denn dieser Mann, der ehrgeizigste auf der Welt, war gleichwol der unbekümmertste aller Menschen rücksichtlich dessen, was ihn persönlich anging. Er hatte seinen Weg bis zuletzt, bis zum Tage seiner Abdankung verfolgt, ohne sich jemals zu fragen, wovon er fern vom Throne leben werde. Nachdem er es verstanden, von seiner Civilliste 150 Millionen zu sparen, die er nicht

für sich, sondern für die außerordentlichen Bedürfnisse des Kriegs verwendet hatte, rechnete er zum erstenmale im Augenblicke des Abschieds von Fontainebleau und es fand sich, daß er nur noch die wenigen nach Blois transportirten Millionen hatte, deren größter Theil der Kaiserin vom Abgeordneten der provisorischen Regierung, Hrn. Dudon, abgenommen worden war. Zum Glück hatte er vor dieser Beschlagnahme Zeit gehabt, 2,500,000 Francs, welche die Lanciers der Garde escortirt hatten, abholen zu lassen und die Kaiserin anzuweisen, 2,900,000 Francs für sich selbst zu nehmen. Von diesen 2,900,000 Francs hatte die Kaiserin ihm noch 900,000 zu übersenden vermocht, sodaß sich sein Schatz, nachdem er nach der Insel Elba abgereist war, auf 3,400,000 Francs belief. Diese Summe bestand in Gold und Silber, begleitete seine Wagen und gelangte mit ihm nach Porto=Ferrajo. Es war dies die einzige Hilfsquelle, um ihn auf der Insel Elba zu ernähren, und zwar ihn und seine Soldaten, wofern er sich darein ergab, seine Tage dort zu beschließen. Der durch den Vertrag vom 11. April stipulirte Jahrgehalt von 2,000,000 war in der That keineswegs gezahlt worden und es blieben ihm keine andern Einkünfte übrig, als die der Insel. Diese Einkünfte waren aber sehr unbedeutend. Die Stadt Porto = Ferrajo trug an Eingangs= und andern Zöllen ungefähr 100,000 Francs ein; die Insel selbst lieferte andre 100,000 Francs an directen Steuern. Der Ertrag der Fischereien, der Salinen und der Minen belief sich in deren gegenwärtigem Zustande auf etwa 320,000 Francs, sodaß die gesammte Einnahme 520,000 Francs betrug. Von dieser Summe absorbirten die Municipalausgaben Porto = Ferrajos und der andern kleinen Ortschaften der Insel, sowie der Aufwand

für die Straßen in dem Zustande, in den Napoleon sie gebracht hatte, mindestens 200,000 Francs, sodaß ein Reinertrag von ungefähr 300,000 Francs jährlich übrig blieb. Nun mußte aber Napoleon sein Haus, seine Marine und seine Armee unterhalten und diese drei Gegenstände erforderten nicht weniger als 1,500,000 bis 1,600,000 Francs. Er mußte folglich alljährlich eine Summe von mindestens 1,200,000 Francs von seinem durch die Kosten der Fahrzeuge bereits von 3,400,000 auf 2,800,000 Francs reducirten Schatze nehmen. Er konnte also, wenn man ihm den bewilligten Jahrgehalt nicht zahlte, nicht lange auf der Insel Elba leben, wofern er nicht seine Garde verabschieden, d. h. sich der treuen Soldaten, die ihm gefolgt waren, berauben, sich der ersten Banditenschar, die ihn würde ermorden wollen, wehrlos preisgeben und überdies auf einen Armeekern verzichten wollte, dessen er nicht entbehren konnte, sobald er sich später veranlaßt sah, irgend ein Unternehmen zu wagen. Daher befleißigte er sich auch, ohne sich noch irgend einen Plan gebildet zu haben, seine geringsten Ausgaben dermaßen zu überwachen, daß er selbst diejenigen in Erstaunen setzte, die mit seiner Ordnungsliebe genau bekannt waren, und daß man sich in seiner Umgebung sogar über seinen Geiz beschwerte. Seit dem sechsten Monate seines Aufenthalts hatte er aufgehört, den Dienst der Milizen der Insel zu verlangen, die, wie wir erwähnt haben, immer ein Viertel ihres Effectivbestandes unter den Waffen hatten. Er hatte somit die Unterhaltung von 100 Mann weniger zu bestreiten. Er hatte die Formirung seines Bataillons alter Garde verändert und den Cadre von sechs Compagnien auf vier zurückgeführt. Er hatte seinen Marstall auf das streng Nothwendige reducirt, nur die für seine

Mutter, seine Schwester und ihn selbst unentbehrlichen Wagen und an Reitpferden nur dasjenige beibehalten, was nöthig war, um mit Drouot, Bertrand und einigen Mann Escorte die Insel zu Pferde zu durchstreifen. Er hatte den Gehalt seiner vornehmsten Officiere auf ein sehr bescheidenes, aber anständiges Maß fixirt, ohne jedoch Drouot bewegen zu können, etwas anzunehmen. Da dieser letztere Obdach und Tisch bei seinem alten General hatte, bedurfte er, wie er sagte, nichts weiter um zu leben.

Solchergestalt hatte sich Napoleon auf der Insel Elba für die Gegenwart und für die Zukunft eingerichtet. Sein Leben war übrigens ruhig und ausgefüllt, denn den überlegenen Geistern ist die Befähigung verliehen, sich den Härten des Schicksals, zumal wenn sie dieselben verdient haben, zu fügen und sich für die kleinen Dinge zu interessiren, weil dieselben ebenso gut ihre Tiefe haben wie die großen. Seine Mutter, hart und gebieterisch, aber streng in der Erfüllung ihrer Pflichten, hatte es ihrer Würde angemessen geglaubt, das neue Geschick ihres Sohnes zu theilen, und sie war zu Porto-Ferrajo der Gegenstand der Ehrerbietung des exilirten Hofes. Die Prinzessin Pauline Borghese, welche die Freundschaft, die sie für ihren Bruder fühlte, bis zur Leidenschaft trieb, hatte nicht verfehlt, ebenfalls zu kommen, und ihre Gegenwart war Napoleon äußerst angenehm. Sie hatte sich es sehr angelegen sein lassen, ihn mit Murat auszusöhnen, was nicht sehr schwierig gewesen war. Napoleon pflegte wenig Groll zu hegen, weil er die Menschen kannte. Er wußte, daß Murat leichtfertig, eitel, verzehrt von der Begierde, König zu sein, aber ebenso gutmüthig als brav war und er hatte ihm verziehen, den Umständen nachgegeben zu haben, die außerordentliche waren. Reuevoll,

zumal seit er das Trügerische sowol als die Undankbarkeit seines Benehmens eingesehn, hatte Murat den Ausdruck seiner Reue nach der Insel Elba gesendet und Napoleon hatte dagegen die Prinzessin Pauline beauftragt, nach Neapel zu gehen, um Murat zugleich mit seiner Verzeihung den Rath zu überbringen, vorsichtig zu sein und sich für die unvorhergesehenen Ereignisse, die noch eintreten könnten, bereit zu halten. Die Prinzessin hatte Murat diese Botschaft überbracht, die ihn entzückt hatte, und sie war darauf zurückgekehrt, um ihrem Bruder treulich Gesellschaft zu leisten. Sie war der Mittelpunkt einer kleinen Gesellschaft, bestehend aus den gebildetsten Einwohnern der Insel, die um Napoleon wie um ihren Souverän lebten. Man hatte ein Theater eingerichtet, worin Napoleon dieser Gesellschaft und sehr gewöhnlich auch den Soldaten seiner Garde den Zutritt gestattete. Er zeigte sich dort freundlich, artig, heiter und selbst aufmerksam, als ob er nicht ehedem den von den ersten Schauspielern des Jahrhunderts dargestellten Meisterwerken der französischen Bühne beigewohnt hätte. Sobald die Pflichten seiner bescheidenen Souveränetät erfüllt waren, brachte er seine Zeit mit Bertrand und Drouot, bald zu Pferde und die Insel durchstreifend, um seine Arbeiten zu inspiciren, bald zu Fuße oder im Boote zu. Bisweilen schiffte er sich mit seinen Offizieren in einer großen Schaluppe mit halbem Verdeck ein und machte, von allen Marinen anerkannt und salutirt, ein- und zweitägige Fahrten im Meere. Während dieser langen Promenaden zu Land oder zu Wasser unterhielt er sich, je nach dem Gegenstande, heiter oder ernst, bisweilen mit der muntern Laune eines jungen Mannes, meist aber mit dem Ernste eines gewaltigen und tiefen Genies. Er trug sich fortwährend mit dem Gedanken,

die Geschichte seiner Regierung zu schreiben, und erörterte die dunkeln Punkte seiner Laufbahn mit großer Offenheit, wobei er häufig auf die beklagenswerthe Verweigerung des Friedens von Prag zurückkam. Es war dies der einzige Fehler, den er ohne Schwierigkeit einräumte. — Ich habe unrecht gehabt, sagte er, aber man versetze sich an meine Stelle. Ich hatte so viele Siege und noch ganz neuerdings die von Lützen und Bautzen gewonnen, wo ich meine Macht in zwei Schlachten wiederhergestellt hatte! Ich zählte auf meine Soldaten und auf mich selbst und habe ein letztes Mal die Würfel in die Luft werfen wollen. Ich habe verloren; aber die mich tadeln, haben niemals aus dem berauschenden Becher des Glücks getrunken . . . — Drouot hörte ihn gesenkten Hauptes an, denn er wagte nicht ihm zu sagen, daß es keineswegs klug ist, auf solche Weise seine eigne Existenz aufs Spiel zu setzen, daß es aber strafbar ist, die Existenz seiner Kinder, und verbrecherisch, diejenige seiner Nation aufs Spiel zu setzen! Der redliche Mann schwieg, indem er sich dies Schweigen nur verzieh, weil sein Gebieter besiegt und proscribirt war.

In diesem stillen Leben, wo er von Errichtung eines unsterblichen historischen Denkmals träumte, war Napoleon beinahe glücklich, denn mit der Ruhe verband er einen Rest von Hoffnung. Er las die Zeitungen mit einer Aufmerksamkeit und mit einem Scharfblick, der ihn unter den tausend Angaben der Journalisten die Wahrheit errathen ließ, wie wenn er den Berathungen der Cabinete beigewohnt hätte. Seiner Ansicht nach begann die einen Augenblick in ihrem Gange aufgehaltene französische Revolution ihren unwiderstehlichen Lauf wieder fortzusetzen. Das alte Regime und die Revolution standen im Begriff, sich neue und

furchtbare Schlachten zu liefern, und inmitten dieser Wirren mußte er Gelegenheit finden, wieder auf dem Schauplatze zu erscheinen. Er wußte nicht bestimmt, ob er nochmals regieren werde; jedenfalls war er überzeugt, daß er nicht auf dieselbe Weise werde regieren können, denn die auf einen Augenblick durch den Schrecken der Revolution paralysirten Geister hatten ihren Muth und ihre Selbständigkeit wiedergewonnen. Was würde er noch sein, was würde er werden, welche Rolle würde er zu spielen haben? Er wußte davon nichts, aber während er die Ungeschicklichkeit der Bourbonen zu Paris und den Ehrgeiz der Mächte zu Wien sah, sagte er sich, daß die Welt noch nicht nahe daran sei, ruhig zu werden, in der sturmbewegten Welt aber müsse seine Stelle immer groß sein wie er. Solcher Art waren seine dunkeln Zukunftsträume und sie genügten, ihn unter der Last des jetzt in seiner Seele verschlossenen ungeheuern Thatendranges nicht ersticken zu lassen. Er genoß also einer durch einen Hoffnungsstrahl erhellten Ruhe. Bisweilen gelang es der beleidigenden Sprache der öffentlichen Blätter doch, ihn aus der Fassung zu bringen. Als er eines Tags eine große Anzahl Zeitungen erhalten, hatte er darunter eine gefunden, welche sagte, er sei verrückt geworden, seine treuesten Diener, Bertrand, Drouot, seine ergebensten Verwandten, seine Mutter, seine Schwester, hätten die Heftigkeit seines Wesens nicht aushalten können und hätten ihn verlassen. Er begab sich in den Salon, wo sich seine Mutter, seine Schwester, Bertrand, Drouot zu versammeln pflegten, und sagte zu ihnen, indem er eine Masse Zeitungen auf einen Tisch warf: Ihr wißt nicht, daß ich verrückt geworden bin .... Niemand von euch hat die Ausbrüche meines ungestümen Wesens aushalten können, ihr alle, meine Mutter, Drouot,

ihr seid alle abgereist. . . — Dann gab er ihnen jene Blätter zu lesen, indem er wiederholte: Ich bin verrückt! ich bin verrückt! . . . Er beruhigte sich und rächte sich, indem er die Angelegenheiten der Welt, die Fehler der einen und die Fehler der andern mit einem bewundernswerthen Scharfsinn erörterte. — Die Bourbonen, Europa, rief er, sind der gegenwärtigen Situation kein halbes Jahr sicher. —

Solchergestalt führte er auf der Insel Elba ein erträgliches Leben, während er mit jedem Tage deutlicher sah, daß der Schauplatz der Welt wieder zugänglich für ihn werden sollte. In dieser Stimmung war er begierig nach Nachrichten und würde andre, als die er in den Zeitungen fand, zu erhalten gewünscht haben. Er hatte allerdings einige Agenten nach dem italienischen Continente geschickt und diese hatten ihm berichtet, ganz Italien werde sich bei seinem Erscheinen erheben, wenn er dort landen wolle; aber diese Aussicht hatte ihn nicht in Versuchung geführt, denn die Italiener waren es nicht, mit denen er Europa die Spitze zu bieten hoffte. Er würde vielmehr über Frankreich Auskunft zu erhalten gewünscht haben, aber er wagte nicht, an die hervorragenden Männer zu schreiben, die ihm gedient hatten, weil er sie zu compromittiren fürchtete, und diese letzteren hatten, aus Furcht ihn selbst zu compromittiren, eine gleiche Zurückhaltung beobachtet. Besser war er über das, was zu Wien vorging, unterrichtet worden. Nicht seine Gemahlin hatte ihn von allen Vorgängen unterrichtet, sondern Hr. Meneval, dessen Treue und Eifer sich nie verleugnet hatten und der ihm durch Vermittlung genuesischer Kaufleute häufig Nachrichten über seinen Sohn und den Congreß schickte. Herr Meneval erhielt seine Auskunft von Madame de Brignole, einer genuesischen Edlen, die mit einem

seltenen Geiste begabt, Frankreich sehr zugethan und vergebens bemüht gewesen war, Marie Louisen, zu deren Ehrendamen sie gehörte, der Stimme der Pflicht Gehör geben zu lassen. Madame de Brignole empfing ihre Nachrichten von den vornehmsten Persönlichkeiten Wiens und namentlich vom Herzog von Dalberg, ihrem Schwiegersohn, Minister Ludwig's XVIII. Sie folgte den Ereignissen mit der äußersten Sorgfalt und hatte den Plan erfahren, Napoleon nach einer Insel des atlantischen Oceans zu deportiren. Hr. Meneval hatte nicht verfehlt, Napoleon von diesem Plane in Kenntniß zu setzen, indem er die Wahrscheinlichkeit der Ausführung übertrieb, denn man schickte sich, wie wir bereits gesagt haben, an, Wien zu verlassen, ohne in Betreff dieses Punktes etwas entschieden zu haben. Zu dieser Nachricht hatte Hr. Meneval noch eine andere gefügt, nämlich die vom baldigen Auseinandergehen des Congresses und von der spätestens auf den 20. Februar festgesetzten Abreise der Souveräne.

Diese verschiedenen Nachrichten hatten auf Napoleon einen äußerst lebhaften Eindruck gemacht und ihm zu tiefen Betrachtungen über seine gegenwärtige und künftige Lage Anlaß gegeben. Er hatte sich bereits mehr als einmal gesagt, daß er nicht auf dieser Insel sterben könne, daß für ihn, ja selbst für seinen Ruhm, ein tragisches Ende besser sei, als ein behagliches Alter in diesem ruhigen Gefängnisse der Insel Elba. Die sichtliche Langeweile seiner Unglücksgefährten bestärkte ihn sehr in diesen Gedanken. Der Großmarschall Bertrand litt seit der Ankunft seiner Familie etwas weniger durch das Exil; Drouot hatte seine gewohnte Haltung, die der schlichten Tugend in der Erfüllung ihrer Pflichten. Ein Gleiches galt jedoch nicht von den Andern. Nachdem die erste Hitze der Hingebung vorüber war, lang-

weilten sich Offiziere und Soldaten aufs drückendste in ihrem Müßiggange. Sie gaben es Napoleon häufig zu erkennen und fragten ihn in ihrer vertraulichen Weise: Sire, wann brechen wir nach Frankreich auf? — Er antwortete ihnen mit Stillschweigen und mit einem freundschaftlichen Lächeln, aber er errieth, was im Grunde ihres Herzens vorging, und sah wol voraus, daß ihre Geduld der Dauer seines Exils nicht gewachsen sein werde. Er suchte die Soldaten zu beschäftigen, indem er sie gegen eine Solderhöhung auf seinen Straßen, in seinem Garten arbeiten ließ, und diejenigen, die nichts thun wollten, ließ er die Weinstöcke seines Gutes San Martino plündern, indem er über ihren harmlosen Raub lachte. — Wir kommen von St.-Cloud, sagten sie zu ihm, wenn er ihnen auf der Landstraße begegnete, während sie noch die ihm geraubten Trauben verzehrten. — Gut, antwortete er ihnen, aber er begriff ihre Langeweile in ihrem ganzen Umfange und litt mehr als sie darunter. Etwa zwanzig unter ihnen, die den Zustand nicht länger auszuhalten vermochten, hatten ihren Abschied von ihm verlangt und er hatte ihnen denselben in ehrenvoller Weise bewilligt. Zum Ersatz waren allerdings einige Offiziere vom Continente bei ihm eingetroffen, aber diese waren der Langenweile Frankreichs entflohen, ohne noch die Langeweile der Insel Elba zu kennen. Zu dieser nur allzu offenkundigen Stimmung seiner Soldaten, die ihn fürchten ließ, dieselben nicht lange bei sich zurückhalten zu können, kam noch der sehr natürliche Gedanke, daß es ihm bald unmöglich sein werde, sie zu ernähren, denn er hatte 3,400,000 Francs nach Porto-Ferrajo mitgebracht, und nach Beendigung seiner Arbeiten sollten ihm davon nur 2,400,000 übrig bleiben, d. h. gerade so viel, als erforderlich war, um seine

Marine und seine Armee zwei Jahre lang zu bezahlen. Diese Gründe würden, ganz abgesehen von der unbezwinglichen Rastlosigkeit seines Geistes, allein hingereicht haben, ihn im Stillen zu dem Entschlusse zu treiben, sich aufs Neue ins Feld der großen Abenteuer zu werfen. Indeß hatten diese Rücksichten Napoleon noch zu keiner bestimmten Entschließung veranlaßt, als er das von uns angegebene zwiefache Factum erfuhr, nämlich daß man ihn entführen wollte, um ihn nach dem Ocean zu versetzen, und daß die Souveräne, nachdem sie ihre Arbeiten vollendet, im Begriff waren, sich zu trennen. Mehr bedurfte es nicht, um seine feurige Seele in Gährung zu versetzen. Zwei höchst wichtige Umstände sprangen ihm auf der Stelle ins Auge. Erstens mußte, wenn die Souveräne sich zu trennen im Begriff waren, der ihn betreffende Beschluß bereits gefaßt sein, und einmal gefaßt, konnte man ihn nicht lange unausgeführt lassen. Zweitens mußte, da die Souveräne Wien bald verlassen und in ihre Staaten zurückkehren sollten, die Gelegenheit gut sein, eine Revolution in Frankreich zu versuchen, denn einmal abgereist, konnte es ihnen nicht leicht werden, sich aufs neue zu versammeln, und jede aus der Ferne, durch Correspondenz von Cabinet zu Cabinet bewirkte Vereinigung konnte nur langsam, unvollständig und wenig wirksam sein. Diese beiden Umstände waren von großem Gewicht; da aber Napoleon in allen Dingen sofort an die Ausführungsmittel dachte, fand er in der Jahreszeit selbst einen Beweggrund, einen sofortigen Entschluß zu fassen. Man hatte die Mitte des Februars 1815 erreicht und die langen Nächte sollten bald den langen Tagen Platz machen. Nun bedurfte Napoleon aber, um von der Insel Elba auf einer Flotille, die seine Soldaten befördern sollte, zu entschlüpfen, sehr langer

Nächte. Dieser letztere Grund brachte ihn beinahe zur Entscheidung und auf jeden Fall befahl er den 16. Februar, die Brigg l'Inconstant in den Binnenhafen zu bringen, um sie auszubessern, wie ein englisches Schiff anzustreichen und mit Lebensmitteln auf einige Monate zu versehen. Den nämlichen Tag wies er seinen Geschäftsführer der Minen zu Rio an, zwei große Transportschiffe zu miethen, unter dem Vorwande, Erz nach dem Festlande zu schicken. Uebrigens sagte er niemand etwas von seinen Absichten.

Während er sich solchergestalt geneigt fühlte, seinem Gefängnisse zu entschlüpfen, empfing er, nachdem er zwei bis drei Wochen aller Mittheilungen beraubt gewesen, eine Menge Zeitungen auf einmal. Er verschlang sie und fand darin mit einer lebhaften Genugthuung neue Merkmale der Gährung der Gemüther in Frankreich, denn sie enthielten den Bericht über den Proceß Exelmans, desgleichen über die durch das Leichenbegängniß des Fräuleins Raucourt veranlaßte Emeute, und bewiesen, daß die Militärs und das Volk von Paris reif für eine Revolution waren. Namentlich das durch den Herzog von Dalberg von den Vorgängen zu Wien ziemlich genau unterrichtete Journal des Debats brachte ihm die Bestätigung der baldigen Trennung der Souveräne und diese Uebereinstimmung mit den Berichten Hrn. Meneval's bestärkte ihn in dem Entschlusse, seine Anstalten zur Abreise zu treffen.

In diesem Augenblicke meldete man ihm die Ankunft eines unbekannten jungen Mannes zu Porto-Ferrajo, welcher erklärte, mit einer wichtigen Mission bei ihm beauftragt zu sein. Dieser junge Mann war Hr. Fleury de Chaboulon, von welchem die Rede gewesen ist. Kaum zu Porto-Ferrajo ans Land getreten, hatte er verlangt, zum General Bertrand

geführt zu werden, indem er sich als einen Abgesandten des Herzogs von Bassano angab. Napoleon ließ ihn auf der Stelle bei sich vor, empfing ihn anfangs mit einem gewissen Mißtrauen, betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, sah bald, daß er es mit einem durch und durch aufrichtigen und eifrigen jungen Manne zu thun hatte, und nachdem er von demselben die Angabe eines dem Herzog von Bassano und ihm allein bekannten Umstandes vernommen hatte (es war dies das vom Herzog von Bassano gewählte Mittel, um Hrn. Fleury de Chaboulon zu beglaubigen), lieh er ihm ein aufmerksames Ohr. — Man erinnert sich also meiner in Frankreich noch? sagte er im Tone der Unzufriedenheit; der Herzog von Bassano hat mich also nicht vergessen? . . . — Nachdem Hr. Fleury de Chaboulon die Gründe der außerordentlichen Zurückhaltung, welche die treuesten Diener des Kaiserthums bisher beobachtet, angegeben hatte, hielt sich Napoleon keinen Augenblick weiter bei diesem leichten Vorwurfe auf und hörte die Auseinandersetzung des Standes der Dinge an, die sein Unterredner mit Eifer, aber mit Aufrichtigkeit vortrug. Obwol Hr. Fleury de Chaboulon ihm nichts Neues sagte und er schon beim Lesen der Zeitungen alles errathen hatte, war er doch erfreut, die Bestätigung dessen durch einen Augenzeugen und zwar durch einen Zeugen, der ihm die eigenen Worte des Herzogs von Bassano berichtete, zu erhalten. Was ihn rührte, und was ihn ganz besonders rühren mußte, war die bestimmte Enthüllung der Gesinnung der Armee und der Ungeduld, welche dieselbe kund gab, sich der Autorität der Bourbonen zu entziehen. Dies war ein Grund, der in hohem Grade zu dem Glauben berechtigte, daß sie beim ersten Erscheinen ihres alten Generals ihre Gesinnung laut offenbaren werde, und für einen

so kühnen Geist wie den Napoleon's genügte die Präsumtion des Gelingens, um das Unternehmen zu beschließen. Daher entschloß er sich denn auch, nachdem er den Abgesandten des Herzogs von Bassano gehört hatte, sofort abzureisen. Indem er denselben indeß zu weiterer Erklärung veranlassen wollte, legte er ihm folgende Frage vor: — Kommen Sie zum Schluß, sagte er zu ihm. Räth mir der Herzog von Bassano, mich einzuschiffen und in Frankreich zu landen? . . . — Mit jenem durchdringenden Blicke befragt, dem niemand widerstand, wagte der junge Mann eine so große Verantwortlichkeit weder auf sich zu nehmen, noch auf dem Herzog von Bassano lasten zu lassen, und er antwortete zitternd, der Herzog von Bassano gebe keinen Rath und habe ihm ausdrücklich anempfohlen, sich auf die reine Auseinandersetzung der Umstände zu beschränken. Napoleon drang nicht weiter in ihn, und wohl begreifend, daß man ihm gegenüber eine so schwere Verantwortlichkeit nicht hatte auf sich nehmen können, entließ er Hrn. von Chaboulon, indem er ihm seine Absichten zwar nicht eröffnete, wol aber merken ließ. Da er befürchtete, daß die Aufregung dieses jungen Mannes, der zum erstenmale in seinem Leben in wichtige Geheimnisse eingeweiht war, zu einer Indiscretion führen möchte, übertrug er ihm eine imaginäre Mission nach Neapel, indem er ihn anwies, nach Erfüllung derselben sich nach Frankreich zum Herzog von Bassano zu begeben, der ihm neue Befehle übergeben werde.*) Um diese Zeit aber mußte

*) In seinem Werke über die Hundert Tage, betitelt: „Memoiren über das Privatleben Napoleon's im Jahre 1815,“ einem aufrichtigen Werke, welches die Ehre gehabt hat, von Napoleon auf St.-Helena commentirt zu werden, hat Hr. Fleury de Chaboulon seine Rolle ein wenig vergrößert, die er unter einem angenommenen

Napoleon bereits den Thron der Bourbonen gestürzt haben, oder auf einer Heerstraße erlegen sein.

Während er sein Geheimniß für sich allein bewahrte, sprach er sich gleichwol gegen seine Mutter darüber aus. — Ich kann, sagte er zu ihr, auf dieser Insel nicht sterben und meine Laufbahn in einer Ruhe vollenden, die meiner wenig würdig sein würde. Uebrigens würde ich aus Mangel an Geld bald allein hier sein und mich dann allen Gewaltthätigkeiten meiner zahlreichen Feinde ausgesetzt sehen. Frank-

---

Namen geschildert hat. In seinem Berichte scheint er zu glauben, daß er es sei, der Napoleon bestimmt habe, die Insel Elba zu verlassen. Aber wie alle diejenigen, die nur eine Seite der Dinge kennen gelernt haben, hat er alles auf dasjenige bezogen, was ihm persönlich war, und auf das, was er gesehen hatte. Die Befehle Napoleon's auf der Insel Elba, die sich erhalten haben, seine Berichte an die Königin Hortensia und den Marschall Davout seit seiner Rückkehr nach Paris, die sich in handschriftlichen Memoiren finden, die uns mitgetheilt worden sind, sowie Napoleon's eigene Noten über das in Rede stehende Werk, lassen deutlich erkennen, daß sich die Ereignisse ein wenig anders, als sie Hr. Fleury de Chaboulon schildert, und genau so, wie wir sie hier berichten, zugetragen haben. Ein Umstand hebt übrigens alle Zweifel über diesen Punkt, nämlich das Datum der Befehle in Betreff der Instandsetzung der Brigg l'Inconstant. Diese Befehle, in der Sammlung der Correspondenzen der Insel Elba, welche aufbewahrt worden ist, sind vom 16. Februar. Obwol nun Hr. Fleury de Chaboulon, indem er seine Reise unter einem angenommenen Namen schildert, das Datum seiner Ankunft auf der Insel Elba nicht genau angegeben hat, so beweisen doch gewisse Merkmale, daß er sich um die genannte Zeit noch nicht dorthin begeben hatte. Dieser Punkt ist wichtig und man wird später sehen warum, denn er beweist, daß es nicht die Umtriebe in Paris waren, was das Unternehmen Napoleon's entschied. Die Mittheilungen des Hrn. Fleury de Chaboulon brachten ihn vollends zur Entscheidung, waren aber sicherlich nicht die Hauptursache seines Entschlusses.

reich ist aufgeregt. Die Bourbonen haben alle Ueberzeugungen wider sich empört und alle Interessen der Revolution zugethan gemacht. Die Armee verlangt nach mir. Alles läßt mich hoffen, daß sie bei meinem Anblicke mir entgegenfliegen werde. Ich kann allerdings auf meinem Wege auf ein unvorhergesehenes Hinderniß stoßen, ich kann auf einen den Bourbonen getreuen Offizier stoßen, der die Begeisterung der Truppen dämpft, und dann werde ich in wenig Stunden unterliegen. Ein solches Ende ist besser als ein verlängerter Aufenthalt auf dieser Insel mit der Zukunft, die mich erwartet. Ich werde also abreisen und das Glück noch einmal versuchen. Welcher Meinung sind Sie, meine Mutter? — Diese energische Frau fühlte sich heftig ergriffen, als sie diese Mittheilung vernahm, und bebte entsetzt zurück, denn sie begriff, daß ihr Sohn, trotz seinem Ruhme, gar wol auf der Küste Frankreichs wie ein gemeiner Verbrecher werde enden können. — Laß mich, erwiederte sie ihm, einen Augenblick Mutter sein, und ich werde dir dann meine Ansicht sagen. — Sie sammelte sich, verharrte einige Zeit in Schweigen und sagte darauf in einem festen und inspirirten Tone: Reise ab, mein Sohn, reise ab und folge deinem Geschick. Du wirst vielleicht scheitern und dein Tod wird rasch auf ein verfehltes Unternehmen folgen. Aber du kannst nicht hier bleiben, ich sehe es mit Schmerz; übrigens hoffen wir, daß Gott, der dich inmitten so vieler Schlachten geschützt hat, dich noch einmal schützen werde. — Nach diesen Worten umarmte sie ihren Sohn mit heftiger Bewegung. *)

Der bereits gefaßte Entschluß Napoleon's gewann noch

*) Dies ist der eigene Bericht Napoleon's, enthalten in den handschriftlichen Memoiren.

mehr Entschiedenheit. Nicht früher als im letzten Augenblicke eröffnete er sich Bertrand, den er mit Freude erfüllte, denn für Bertrand war es verdienstlich, dem Exile zu trotzen, weil er trotz der Gegenwart seiner Familie darunter litt. Napoleon erklärte sich desgleichen mit Drouot, den er mit Unruhe erfüllte. Dieser Held, der redlichste Mann, fragte sich, ob die Pflicht, das Mißgeschick Napoleon's zu theilen, sich so weit erstreckte, daß man demselben auch bei einem Unternehmen folgen müsse, welches Frankreich furchtbarem Unglück aussetzen konnte. Napoleon bekämpfte diese Zweifel, indem er ihm den Zustand Frankreichs zeigte, wie es im Zwiespalt, von den Parteien zerrissen, zu baldigen Versuchen der einen oder der andern verurtheilt, von Europa unwürdig behandelt war und dagegen Aussicht hatte, sich unter der energischen Hand, die es schon im Jahre 1800 reorganisirt hatte, wieder zu erholen. Die neuen Ideen übrigens, mit denen Napoleon nach zehnmonatlichen tiefen Betrachtungen nach Frankreich zurückkehrte, sein Entschluß, nicht wieder in den Abgrund des Krieges zu gerathen, sofern dies von ihm abhing, das französische Volk als freies Volk zu behandeln und ihm einen reichlichen Antheil an seiner Regierung zu geben, dies alles waren weitere Gründe, welche hoffen ließen, daß es vielleicht gelingen werde, Frankreich Ruhe, Einigkeit, eine starke Stellung, überhaupt alles zu verschaffen, was es besessen haben würde, wenn sich Napoleon während seiner ersten Regierung zu zügeln gewußt hätte. Indem die Ergebenheit das Uebrige that, fügte sich Drouot dem Willen seines Gebieters und befaßte sich mit den geheimen Anstalten zu der nahe bevorstehenden Expedition. Unter einem plausibeln Vorwande ließ Napoleon das in der Insel cantonnirte corsische Bataillon nach Porto-Ferrajo

kommen und ließ Kleidungsstücke fertigen, um es neu zu bekleiden. Er ließ jedoch auf den Weiden von Pianosa die Pferde der polnischen Lanciers, deren Versetzung nicht genügend motivirt und deren Transport schwierig gewesen sein würde. An Mannschaft sammelte man alles, was gesund war, d. h. ungefähr 1100 Mann, nämlich 800 von der Garde und 300 Corsen, Piemontesen oder Toscaner, welche der Rest des auf der Insel gefundenen 35. leichten Regiments waren. Keiner dieser Leute vermuthete das beabsichtigte Unternehmen; sie konnten annehmen, daß man sie die Revue passiren lassen wolle, denn die Arbeiten hatten wie gewöhnlich ihren Fortgang. Uebrigens begünstigte ein Umstand den Entweichungsplan. Die Engländer hatten zur Ueberwachung der Insel Elba den Obersten Campbell, einen der Commissäre, die Napoleon von Fontainebleau nach Porto-Ferrajo begleitet, in diesen Gewässern gelassen und ihm, um die Rolle dieses Agenten besser zu verbergen, eine Mission am Hofe von Toscana gegeben. Der Oberst Campbell ging und kam von Florenz nach Livorno, von Livorno nach Porto-Ferrajo, und war ein wahrer Aufseher, ohne es zu scheinen. In diesem Augenblicke hatte er Porto-Ferrajo verlassen, um sich nach Livorno zu begeben. Das Auge der englischen Politik war also geschlossen und es blieben nur ihre jederzeit leicht zu täuschenden oder zu vermeidenden Kreuzer übrig. Um das Geheimniß seiner Anstalten besser zu sichern, ließ Napoleon zwei Tage vor seiner Einschiffung Beschlag auf alle in der Insel Elba eingelaufenen Schiffe legen und gestattete keine einzige Verbindung mehr mit dem Meere. Er ließ durch seinen Ordonnanzoffizier Vantini ein großes Fahrzeug unter den im Hafen befindlichen wegnehmen, und mit diesem Fahrzeuge,

mit dem l'Inconstant von 26 Kanonen, mit der Goelette Caroline, der Felucke l'Etoile, dem Avisschiff la Mouche und zwei andern zu Rio gemietheten Transportschiffen, im ganzen sieben Fahrzeugen, sicherte er sich das Mittel, seine 1100 Mann und vier Stück Feldgeschütz einzuschiffen.

Endlich, nachdem er seinen Entschluß und seinen Plan wohl erwogen, nachdem er sich gesagt, daß er seine Laufbahn nicht auf dieser Frankreich so nahe gelegenen Insel beschließen könne, ohne bald aus Mangel an Mitteln zur Ernährung seiner Soldaten allein und den Streichen der gemeinsten Meuchelmörder ausgesetzt zu bleiben, ohne überdies demnächst von den europäischen Mächten deportirt zu werden; nachdem er sich gesagt, daß bei dem Zustande Frankreichs vielleicht Andere bald versuchen würden, was er zu thun im Begriff stand, ohne die nämliche Aussicht auf glücklichen Erfolg zu haben, daß, indem er sich zeige, seine Gegenwart genügen werde, die ganze Armee für ihn zu gewinnen und die Bourbonen in die Flucht zu jagen; daß die Souveräne, die, wie es die empfangenen Nachrichten bestätigten, sich am Vorabend ihrer Trennung befanden, nicht leicht aufs neue zu vereinigen sein, daß sie zögern würden, die Waffen abermals für die Bourbonen zu ergreifen, indem sie dieselben so hinfällig sähen und ihn so friedfertig fänden (denn er war entschlossen, es zu sein), daß er folglich alle Aussicht habe, mit einem Schlage wie durch Zauber den kaiserlichen Thron wiederherzustellen, daß er sich übrigens beeilen müsse, während die Nächte noch lang seien: nachdem er sich alles dies ein letztes mal gesagt, wählte er den 26. Februar zu dem Tage seines fabelhaften Unternehmens.

Bevor er abreiste, fertigte er mit einem der beiden

Avisschiffe, die zur Unterhaltung seiner Verbindungen mit den Küsten Italiens dienten, eine Botschaft nach Neapel ab. Indem er Murat seine Einschiffung nach Frankreich meldete, beauftragte ihn Napoleon, einen Courier nach Wien zu schicken, um dem österreichischen Hofe anzuzeigen, daß er binnen kurzem in Paris eintreffen, jedoch mit dem festen Entschlusse dort eintreffen werde, den Frieden aufrecht zu halten und sich auf den Vertrag von Paris vom 30. Mai 1814 zu beschränken. Er zeichnete ihm außerdem das als König von Neapel zu beobachtende Verhalten vor. Er empfahl ihm ausdrücklich, seine Truppen in Bereitschaft zu setzen, sie in den Marken, wo sie zum Theil vereinigt waren, zu concentriren, aber die Initiative der Feindseligkeiten nicht zu ergreifen, geduldig abzuwarten, was zu Paris und Wien vorgehen werde, bevor er irgend eine Bewegung mache, und, wenn er unbedingt genöthigt sei, sich zu schlagen, anstatt vorzurücken, lieber zurückzuweichen, bis man ihm die Hand bieten könne, denn je näher es bei Neapel zur Schlacht kommen werde, um so stärker werde er und um so schwächer würden die Oesterreicher sein.

Den 26. ließ Napoleon bis zur Mittagszeit seine Soldaten die Arbeiten fortsetzen, mit denen sie beschäftigt waren. Am Nachmittag rief man sie plötzlich zusammen, ließ sie ihre Mahlzeit halten und versammelte sie dann mit Waffen und Gepäck am Hafen, indem man ihnen sagte, sie würden an Bord der Fahrzeuge gehen. Obwol man ihnen nicht gestanden hatte, daß dies geschehen solle, um den Weg nach Frankreich einzuschlagen, zweifelten sie doch daran nicht und überließen sich einer unbeschreiblichen freudigen Bewegung. Aus ihrer langweiligen Unbeweglichkeit herauskommen, den Ort wechseln, thätig werden, Frankreich

wiedersehen, wieder zum Gipfel der Macht und des Ruhmes gelangen, das waren lauter Aussichten, die sie entzückten, und sie erfüllten die Rhede von Porto-Ferrajo mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! Die Einwohner, die allein über diese Abreise betrübt waren, denn es schien ihnen, als zöge das Glück ihrer Insel mit Napoleon hinweg, umgaben schweigend und trübsinnig die aufgeregte und lärmende Menge, die sich einschiffte. Viele von ihnen, die mit unsern Offizieren und unsern Soldaten befreundet waren, sagten ihnen ein rührendes Lebewohl, indem sie ihrem Unternehmen einen glücklichen Erfolg wünschten und sich mit dem Gedanken trösteten, daß der Stern Napoleon's, sobald er, was sie nicht bezweifelten, aufs neue strahlend am Himmel emporstiege, auch auf ihre Insel einige seiner Strahlen senden werde. Napoleon säumte nicht, begleitet von Bertrand, Drouot, Cambronne und dem ganzen Stabe, der ihm ins Exil gefolgt war, zu erscheinen. Er hatte mit seiner Mutter und seiner Schwester gespeist und indem er sie zu wiederholten Malen umarmte, vergebens ihre Thränen zu trocknen suchte und sie erinnerte, wie eine Art Wunder inmitten aller Kämpfe Europas seine Person zwanzig Jahre lang geschützt hatte, verließ er sie bewegten, aber festen Herzens und ging, das Gesicht hoffnungstrahlend, zum Ufer hinab. Bei seinem Erscheinen erhob sich neues enthusiastisches Geschrei und bald befand sich die kleine Armee von 1100 Mann, welche das Kaiserthum Frankreich im Angesichte von ganz Europa erobern sollte, am Bord der zu ihrem Transport bestimmten sieben Schiffe. Ungefähr 300 Mann nebst dem Stabe schifften sich auf der Brigg l'Inconstant ein; die übrigen wurden auf die Goelette Caroline und auf die fünf andern Schiffe, welche die

Flotille bildeten, vertheilt. Um sieben Uhr Abends, während sich die Menge auf dem Quai, die Mutter und die Schwester Napoleon's an den Fenstern des Palastes befanden, ging die kaiserliche Flotille unter Segel, indem sie sich nach dem Cap St.-André wendete. Sie wollte, indem sie diese Richtung einschlug, die Insel Elba überflügeln und, zwischen der Insel Capraja und der Küste Italiens hindurch, sich den von den Kreuzern besuchten Gewässern so fern als möglich haltend, nordwärts segeln. Da der Wind in diesem Augenblick aus Süden wehte, schien das Glück diese kühne Expedition begünstigen und ein letztes mal den außerordentlichen Mann in Schutz nehmen zu wollen, den es mehrmals über die Alpen versetzt, nach Aegypten geführt, wohlbehalten nach Frankreich zurückgebracht, in allen seinen Unter! nehmungen von den Ufern des Tajo bis zu denen de- Dnieper unterstützt und nur zu Moskau verlassen hattes War es bereit, ihm noch eine jener Gunstbezeigungen zu gewähren, womit es sein außerordentliches Leben erfüllt hatte? Dies war der zweifelhafte Punkt, der indeß keineswegs ein solcher für Napoleon und seine Soldaten war, so zuversichtlich waren sie!

Bald begannen die Wechselfälle einzutreten, die sich selbst bei den vom glänzendsten Erfolge gekrönten Unternehmungen einstellen. Der günstige Südwind ward merklich schwächer, und im Angesicht des Cap St.-André angelangt, blieb die Flotille unbeweglich. Kaum vermochte man sich ein wenig nordwärts gegen die Insel Capraja zu bewegen und den 27. morgens hatte man nur sieben bis acht Meilen zurückgelegt. Man befand sich gerade in den Gewässern der englischen und französischen Kreuzfahrten und mußte gewärtig sein, den letztern zu begegnen. Die

Gefahr war groß. Der Fregattencapitän Chautard, der sich auf der Insel Elba bei Napoleon eingefunden hatte, der Capitän Taillade, der die Brigg l'Inconstant commandirte, und mehrere Seeleute waren der Ansicht, nach Porto-Ferrajo zurückzukehren, um dort unter Segel einen bessern Wind zu erwarten. Das hieß, um einer Gefahr auszuweichen, sich in eine andere stürzen, denn es konnte, obwol man zu Porto-Ferrajo auf alle Schiffe Beschlag gelegt hatte, doch eine Nachricht zu den Engländern gelangt sein, und in diesem Falle würde man sich durch ein plötzliches Erscheinen der britischen Streitkräfte in Porto-Ferrajo eingesperrt gesehen haben, man wäre bei einem Attentat gegen den allgemeinen Frieden auf frischer That betroffen worden und würde, nicht als Souverän, sondern als Gefangener auf eine Insel verwiesen worden sein. Es war sonach gerathener, auszuharren und zu warten, bis jener so ersehnte Südwind wieder wehte. Napoleon, der in Betreff der Zufälle dieser Welt eine Erfahrung ohne gleichen hatte, wußte, daß man bei jedem Unternehmen die so verschiedenen Aspecten, welche die Ereignisse annehmen, kaltblütig ansehen und sich bis zur Wiederkehr günstiger Umstände in Geduld fassen muß. Die größte Gefahr war es am Ende doch, der aus zwei Fregatten und einer Brigg bestehenden französischen Kreuzfahrt zu begegnen. Nun kannte man aber den Geist, welcher die Mannschaften beseelte, und es war möglich, sie ohne Schwertstreich zu gewinnen, wenn man enterte und mit den Adlern und den drei Farben an Bord sprang. Er wartete also, entschlossen, sich durch einen kühnen Streich aus der Verlegenheit zu helfen, wenn man von der französischen Kreuzfahrt bemerkt würde.

Zu Mittag ward der Wind stärker und man gelangte

bis zur Höhe von Livorno. Zur Rechten gegen die genuesische Küste sah man eine Fregatte und eine andere auf der Linken gegen das offene Meer; in der Ferne schien sich ein von günstigem Winde getriebenes Linienschiff mit vollen Segeln auf die Flotille zu dirigiren. Das waren Gefahren, denen man trotzbieten mußte, während man sich rücksichtlich des Resultats auf das Glück zu verlassen hatte. Man setzte die Fahrt fort und plötzlich fand man sich Bord an Bord mit einer französischen Kriegsbrigg, dem Zephyr, commandirt vom Schiffslieutenant Andrieux, einem guten Offizier, dem die kleine Marine der Insel Elba häufig begegnete. Man konnte versuchen, diese Brigg wegzunehmen, aber ohne Noth wollte sich Napoleon nicht der Gefahr eines solchen Versuchs aussetzen. Er ließ seine Grenadiere sich auf dem Verdeck niederlegen und befahl dem Capitän Taillade, der den Commandanten Andrieux kannte, mit ihm zu parlementiren. Der Capitän Taillade nahm sein Sprachrohr, grüßte den Commandanten Andrieux und fragte ihn, wohin er ginge. — Nach Livorno, antwortete dieser; und Sie? — Nach Genua, erwiederte der Capitän Taillade; und er erbot sich, Aufträge vom Zephyr zu übernehmen, was der Commandant Andrieux nicht annahm, da er, wie er sagte, für jenen Hafen keine hätte. Und wie befindet sich der Kaiser? fragte der Offizier der königlichen Marine. — Sehr gut, antwortete Capitän Taillade. — Das freut mich, bemerkte der Commandant Andrieux; und er verfolgte seinen Weg, ohne zu ahnen, welche Begegnung er gemacht und welch ungeheuere Dinge er hatte passiren lassen, ohne es zu merken.

In der Nacht sah man die Kriegsschiffe, die einige Stunden früher Besorgniß erregt hatten, verschwinden und

man richtete sich direct auf Frankreich. Im Laufe des 28. segelte man durch den Golf von Genua ohne andere Begegnung als die eines Schiffes von 74 Kanonen, welches man anfangs für einen feindlichen Kreuzer hielt, das sich aber bald nicht mehr mit der Flotille zu beschäftigen schien, und am 1. März morgens, einem ewig denkwürdigen, obwol für Frankreich und für Napoleon verhängnißvollen Tage, entdeckte man mit einer unbeschreiblichen Freude die Küste. Zu Mittag bemerkte man Antibes und die Inseln Sainte-Marguerite. Um 3 Uhr legte man sich im Golf Juan vor Anker und Napoleon konnte, nachdem er in der glücklichsten Weise die ersten Schwierigkeiten seines Unternehmens überwunden hatte, an die Rückkehr seines alten Glücks glauben, und seine Soldaten, die diesen Glauben theilten, erfüllten die Lüfte mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser!

Auf ein gegebenes Signal und unter dem Donner des Geschützes entfaltete man auf allen Schiffen die dreifarbige Fahne, jeder Soldat nahm die dreifarbige Cocarde und man setzte die Schaluppen aus, um die Ausschiffung zu bewerkstelligen. Napoleon wies den Infanteriehauptmann Lamouret an, sich mit 25 Mann einer in der Mitte des Golfs gelegenen Küstenbatterie zu bemächtigen. Der Hauptmann Lamouret begab sich dorthin in einer Schaluppe und fand nur Douaniers, die sich hoch erfreut, die Ankunft Napoleon's zu erfahren und sehr bereit zeigten, sich ihm zu ergeben. Man betrat das Land mit einer leicht zu begreifenden Freude und während die Schaluppen zwischen den Schiffen und der Küste hin und wieder gingen, kam der Hauptmann Lamouret auf den Gedanken, sich auf Antibes zu wenden, um den Platz wegzunehmen, was

einen Stützpunkt von großer Wichtigkeit verschafft haben würde.

Dieser tollkühne Offizier erschien in der That vor Antibes, sprach den Posten an, der das Thor bewachte, und wurde von ihm sehr gut aufgenommen. Der General Corsin, welcher in Antibes commandirte, befand sich in diesem Augenblick zu Besuch auf den Inseln Sainte-Marguerite. Der Oberst Cuneo d'Ornano war sein Stellvertreter. Als dieser vernahm, um was es sich handelte, ließ er, entschlossen, seine Pflichten als Militär zu erfüllen, die 25 Grenadiere eintreten, befahl dann, die Zugbrücke plötzlich aufzuziehen, und machte sie solchergestalt zu Gefangenen. Aber sie begannen zu den Soldaten des 87. Regiments, welches die Garnison zu Antibes bildete, zu sprechen und regten sie dermaßen auf, daß dieselben „Es lebe der Kaiser!“ riefen und den Platz durchaus Napoleon übergeben wollten. Dem Obersten Ornano gelang es, sie zu beschwichtigen, und inzwischen entwaffnete er die 25 Grenadiere, denen er ihre Waffen wiederzugeben versprach, sobald die Umstände besser aufgeklärt sein würden.

Diese allzu zuversichtlichen 25 Mann waren also für Napoleon verloren und man hätte diesen Beginn als von sehr schlechter Vorbedeutung betrachten können, hätte man nicht zu gleicher Zeit eine Menge Soldaten des 87. Regiments sich von den Wällen stürzen und nach Cannes eilen sehen, um sich, wie sie sagten, ihrem Kaiser anzuschließen.

Um 5 Uhr war die Ausschiffung vollendet. Die 1100 Mann Napoleon's waren nebst vier Kanonen und ihrer Bagage gelandet und hatten ihr Bivouak in einem Olivenfelde auf der Straße von Antibes nach Cannes eingerichtet. Als die Einwohner mehrere von Menschen erfüllte Schiffe

kanoniren sahen, glaubten sie anfangs, es seien Barbaresken, welche Fischer entführten, und geriethen in Schrecken. Bald indeß besser unterrichtet, strömten sie mit Neugier zusammen, ohne sich in dem einen oder in dem andern Sinne zu erklären, denn die Küstenbewohner waren im allgemeinen dem Kaiserthum nicht sehr günstig, weil es ihnen einen funfzehnjährigen Seekrieg zugezogen hatte. Napoleon schickte Cambronne an der Spitze einer Avantgarde nach Cannes, um Lebensmittel zu bestellen und Pferde zu kaufen, und da er wußte, daß man, um die Leute zu gewinnen, nicht mit einer Verletzung ihrer Interessen beginnen darf, ließ er alles baar bezahlen. Die Lebensmittel wurden in der That verschafft und einige Maulthiere sowie einige Pferde gekauft. Trotz dem Befehle, aus Cannes, namentlich auf der nach Toulon führenden Straße, Niemand abgehen zu lassen, gelang es doch einem Gendarmerieoffizier, mit dem Cambronne wegen Ankaufs von Pferden verhandelt, und der sich gestellt hatte, sie ablassen zu wollen, davonzusprengen, um sich nach Draguignan zu begeben und den Präfecten des Vardepartements von dem großen Ereignisse, welches eingetreten war, zu benachrichtigen. Zum Glück für Napoleon verließ sich dieser Offizier, da er die ausgeschiffte Artillerie auf die Straße von Toulon gestellt gesehen hatte, auf den ersten Anschein und verbreitete die Kunde, daß die Expedition nach der Provence, d. h. nach Toulon und Marseille gerichtet sei.

Dem war keineswegs so, wie man sogleich sehen wird. In dem Olivenfelde, wo Napoleon sein Bivouak eingerichtet hatte, war ein Stuhl und ein Tisch für ihn besorgt worden und er hatte darauf seine Karten entfaltet. Zwei Straßen boten sich dar: die eine ohne Schwierigkeit für den Marsch,

nämlich die der Niederprovence, welche nach Toulon und Marseille führte, die andre, die der Dauphiné, voller steilen Berge, damals noch mit Schnee und Eis bedeckt und von furchtbaren Defilés durchschnitten, wo funfzig entschlossene Leute eine Armee hätten aufhalten können. Diese letztere, die sich mitten durch die französischen Alpen zog, war auf mehrern Punkten nicht fahrbar, sodaß man, wenn man sie vorzog, sich vor allen Dingen von seiner Artillerie trennen mußte. Trotz diesen beim ersten Anblick erschreckenden Schwierigkeiten war Napoleon durchaus nicht unschlüssig und sicherte durch die Wahl, die er in diesem Augenblicke traf, den Erfolg seines abenteuerlichen Unternehmens.

Die physischen Hindernisse, mit denen die Alpenstraße bedeckt war, bestanden in steilen oder eisbedeckten Wegen, in Defilés, die man forciren oder umgehen mußte, und diese Hindernisse vermochte man mit Geduld, Hartnäckigkeit und Kühnheit zu übersteigen. Napoleon führte 1100 Mann mit sich, die zu Allem fähig und sehr genügend waren, um über den Widerstand zu triumphiren, der sich in diesen Gegenden darbieten mochte, wo er unmöglich etwas andres finden konnte als kleine, von einem Hauptmann oder einem Bataillonschef commandirte Garnisonen. Dagegen waren die moralischen Hindernisse, die ihn auf der Straße des Littorales erwarteten, in ganz andrer Weise furchtbar. Folgte er dieser Straße, die über Toulon, Marseille, Avignon, Valence führt, so sollte er einer Bevölkerung begegnen, welche heftig, von einem wüthenden Royalismus beseelt und fähig war, dem Eifer der Truppen für ihn Einhalt zu thun. Ueberdies hätte er auf seinem Wege Autoritäten hohen Ranges gefunden, Admiräle zu Toulon, einen Marschall von Frankreich zu Marseille (Massena commandirte in dieser

Stadt). Nun bildeten aber bei dem Unternehmen, welches er wagte, die hohen Grade die größte der Gefahren. In der Armee waren die Soldaten, fast insgesammt alt im Dienste, aus ausländischen Gefängnissen oder Garnisonen gekommen, von einem wahren Fanatismus für Napoleon beseelt. Die Offiziere theilten diese Stimmung, jedoch mit etwas mehr Zurückhaltung, weil sie durch ihren Eid und ihr Pflichtgefühl gebunden waren. Die Generäle, namentlich die Marschälle, die aus den nämlichen Gründen noch behutsamer waren, überdies die Gefahr der Wiederherstellung des Kaiserthums besser zu würdigen wußten und sich schwer zu compromittiren fürchteten, mußten der hinreißenden Begeisterung der Truppen schwerer nachgeben, als die Offiziere. Man hatte demnach weniger Chancen, einen Marschall an der Spitze von 8 bis 10,000 Mann fortzureißen, als einen Hauptmann an der Spitze von einigen Hundert Soldaten.

Aus allen diesen Gründen mußte man die höhern sowol Civil- als Militärbehörden vermeiden und selbst die allerschlechtesten Wege vorziehen, wenn man daselbst nur Offizieren niedern Grades zu begegnen brauchte. Auf der Straße der Dauphiné konnte es Napoleon, wie wir bemerkt haben, nur mit schwach commandirten kleinen Garnisonen und mit Bauern zu thun haben, die weder die Edelleute noch die Priester liebten und die fast insgesammt Inhaber von Nationalgütern waren. Die größte Stadt, durch die man kommen sollte, wenn man den Weg durchs Gebirge einschlug, war Grenoble. Nun wußte aber Napoleon, daß die Grenoblaisen, wie alle Grenzbewohner, von einem kriegerischen Geiste beseelt und seit der berühmten Versammlung von Vizille den liberalen Traditionen treu, ganz

entschieden gegen die Bourbonen waren. Er hatte in seiner Garde einen aus der Dauphiné gebürtigen Chirurgen, den Doctor Emery, welcher geheimen Verkehr mit seiner Vaterstadt unterhalten hatte und für seine Landsleute bürgte. Napoleon wählte also die Straße durchs Gebirge, indem er die schöne Straße des Littorales und den marseillaisischen Royalismus zur Linken ließ und hier abermals seinen vorzüglichen Scharfblick bewies, der ihm so oft die größten militärischen Triumphe verschafft hatte und ihm bei dieser Gelegenheit den größten politischen Triumph verschaffen sollte, den jemals ein Reichs- oder Parteihaupt erzielt hatte. Er traf demgemäß seine Dispositionen.

Er entschloß sich, seine Artillerie im Stich zu lassen, deren er nicht ernstlich bedurfte, denn der Gedanke an ein Gefecht mit Kanonenschüssen fand kaum Eingang in seinem Geiste. Die 1100 Mann, die er hatte, genügten, ihn gegen die Hand der Gendarmen oder gegen den Widerstand eines Bataillonschefs sicher zu stellen, und was den anderweitigen Widerstand anlangt, so zählte er, um ihn verschwinden zu lassen, auf die Wirkung seiner Gegenwart. Entweder mußte beim Anblick seines Rockes, seines so berühmten Hutes das erste ihm entgegengeschickte Detachement und nach und nach die ganze Armee ihm zu Füßen fallen, oder er mußte auf der Heerstraße den Tod des gemeinsten Verbrechers sterben: das war die Frage, die sich offenbar nicht mit Kanonenschüssen entscheiden konnte. Indem er auf seine Artillerie verzichtete, die ihm nicht hätte folgen können, ließ er seinen kleinen Schatz, den Rest desjenigen, den er nach der Insel Elba gebracht hatte und sich auf 1,000,000 und 7 bis 800,000 Francs belaufend, auf Maulthiere laden. Das Uebrige war theils auf der Insel

Elba verausgabt, theils seiner Mutter gelassen worden. Gleichzeitig schickte er nach Grasse, um Lebensmittel besorgen zu lassen und zwei Proclamationen in Druck zu geben, wovon seine Offiziere bereits am Bord der Brigg l'Inconstant zahlreiche Abschriften gemacht hatten und deren eine für das französische Volk, die andre für die Armee bestimmt war. Diese Proclamationen enthielten, theils wörtlich, theils dem Inhalte nach, Folgendes:

„Franzosen", sagte er in der ersten, „durch die Siege von Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Vauchamp, Mormans, Montereau, Craonne, Reims, Arcis-sur-Aube, Saint-Dizier, durch den Aufstand der braven Landleute Lothringens, der Champagne, des Elsaß, der Franche-Comté, Burgunds, und durch die Stellung, die ich im Rücken der feindlichen Armee eingenommen, indem ich sie von ihren Magazinen, ihrer Kriegsmunition, ihrem Heergeräth abgeschnitten hatte, war dieselbe in eine verzweifelte Lage gebracht worden. Die Franzosen waren nie auf dem Punkte mächtiger zu sein und der Kern der verbündeten Truppen hätte sein Grab in jenen weiten Landstrichen gefunden, die sie so grausam verheert hatten, als der Verrath des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt übergab und die Armee desorganisirte. Der Abfall des Herzogs von Castiglione, dem ich hinreichende Streitkräfte anvertraut hatte, um die Oesterreicher zu schlagen, und der, wäre er im Rücken des Feindes erschienen, unsern Triumph vollständig gemacht haben würde, vollendete im nämlichen Augenblicke unsern Ruin. Das unerwartete Benehmen dieser beiden Generale, die zugleich ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wohlthäter verriethen, gab solchergestalt dem Schicksale des Krieges eine andere Wendung. Unter diesen traurigen Umständen war

mein Herz zerrissen, aber meine Seele blieb unerschütterlich. Ich zog nur das Interesse des Vaterlandes zu Rathe, ich exilirte mich auf einen Felsen mitten im Meere, ich erhielt ein Leben, welches euch noch nützlich sein konnte . . . .“

Nachdem er auf solche Weise sein Mißgeschick erörtert, suchte Napoleon den Geist der Emigration zu charakterisiren, die sich, wie er sagte, auf das Ausland stützte und die Mißbräuche des feudalen Regimes wieder herstellen wollte. Er fügte hinzu:

„Franzosen, in meinem Exile habe ich eure Klagen und eure Wünsche gehört; mitten unter Gefahren aller Art bin ich übers Meer gekommen; ich lange unter euch an, um meine Rechte, welche die eurigen sind, zurückzunehmen. Alles, was Individuen seit der Einnahme von Paris gethan, geschrieben oder gesagt haben, werde ich stets ignoriren und nur das Andenken der wichtigen Dienste bewahren, die sie geleistet haben, denn es gibt Ereignisse eines derartigen Charakters, daß sie über der menschlichen Organisation sind ..... Franzosen, es gibt keine Nation, wie klein sie auch sei, die nicht das Recht gehabt und nicht versucht hätte, sich der Schmach zu entziehen, einem Fürsten zu gehorchen, den ein momentan siegreicher Feind aufgenöthigt hatte. Als Karl VII. wieder in Paris einzog und den emphemeren Thron Heinrich's IV. stürzte, erkannte er an, seinen Thron der Tapferkeit seiner Braven und nicht dem Prinzregenten von England zu verdanken. Ebenso setze ich meine Ehre darein und werde sie allezeit darein setzen, allein euch und den Braven der Armee Alles zu verdanken.“

Napoleon sagte der Armee:

„Soldaten!

Wir sind nicht besiegt worden: zwei Männer aus unsern

Reihen haben unsere Lorbern, ihr Land, ihren Fürsten, ihren Wohlthäter verrathen.

„Diejenigen, die wir fünfundzwanzig Jahre lang ganz Europa haben durchziehen sehn, um uns Feinde zu erwecken, die ihr Leben damit zugebracht haben, in den Reihen der fremden Armeen, unser schönes Frankreich verwünschend, gegen uns zu kämpfen, dürften sie es sich anmaßen, unsre Adler zu commandiren und zu fesseln, sie, die deren Blicke niemals haben ertragen können? Werden wir dulden, daß sie die Frucht unserer Arbeiten erben, daß sie sich unserer Ehren, unserer Güter bemächtigen, daß sie unsern Ruhm verlästern? Wenn ihre Herrschaft Dauer hätte, würde Alles verloren sein, selbst das Andenken unserer denkwürdigsten Tage.

„Euer General, durch die Wahl des Volkes auf den Thron gerufen und auf euern Schildern erhoben, ist euch zurückgegeben: kommt, euch ihm anzuschließen.

„Reißt jene Farben ab, welche die Nation geächtet hat und die fünfundzwanzig Jahre lang allen Feinden Frankreichs als Erkennungszeichen dienten. Legt die dreifarbige Cocarde an, die ihr an unsern großen Tagen trugt. Wir müssen vergessen, daß wir die Gebieter der Nationen gewesen sind, aber wir dürfen nicht dulden, daß sich deren eine in unsre Angelegenheiten mische. Wer könnte sich anmaßen, bei uns Gebieter zu sein? Wer würde die Macht dazu haben? Nehmt diese Adler wieder, die ihr bei Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram, Friedland, Tudela, Eckmühl, Eßling, Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen, Wurschen, Montmirail hattet . . . Stellt euch unter die Fahnen eures Chefs. Seine Existenz beruht nur auf der eurigen; seine Rechte sind nur die des Volkes und die eurigen; sein Interesse,

seine Ehre, sein Ruhm sind keine anderen als euer Interesse, eure Ehre, euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt marschiren; der Adler mit den Nationalfarben wird von Kirchthurm zu Kirchthurm bis zu den Thürmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet ihr eure Narben mit Ehren zeigen können; dann werdet ihr euch dessen, was ihr gethan haben werdet, rühmen können: ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein."

Solchergestalt gab Napoleon in diesen feurigen, alle Leidenschaften der Zeit athmenden, aber mit Geschicklichkeit alle wesentlichen Punkte des Augenblicks berührenden Proclamationen, ohne sich darum zu bekümmern, ob er gerecht sei, der Wuth der Soldaten Augereau und Marmont preis, die, wie er wußte, der Armee verhaßt waren. Den Rechten der Bourbonen stellte er das Volksrecht entgegen und berührte auf diese Weise die Massen auf ihrer empfindlichsten Seite. Er versprach klüglich Vergessenheit, indem er gewisse Schwächen der Allgewalt der Revolutionen zur Last legte; er berief sich auf die dreifarbige Cocarde, die er im Tornister der Soldaten versteckt wußte, erinnerte dieselben an ihren durch den unklugen Haß der Emigrirten verlästerten unsterblichen Ruhm und verkündigte in einem zur Einbildungskraft sprechenden Bilde, welches populär geblieben ist, den Sieg seiner Anhänger. Diese Proclamationen waren nicht die mindest tiefe und sollten auch nicht die mindest wirksame seiner Berechnungen sein.

Bevor er sich in Marsch setzte, ließ er seine glückliche Flotille wieder nach der Insel Elba abgehen, damit sie seiner Mutter und seiner Schwester den Erfolg der ersten Hälfte seines Unternehmens melden möchte, und wies die Brigg l'Inconstant an, dieselben nach Neapel zu bringen, damit

sie dort in Sicherheit das Ende dieser Krise abwarten könnten.

Gegen Abend hatte er sich Cannes genähert und infolge des von ihm ertheilten Befehls, alle Wagen anzuhalten, brachte man ihm in sein Bivouak den Fürsten von Monaco, der, wie alle Männer der Zeit, von einem Kultus zum andern, vom Kaiserthum zur Restauration übergegangen war. Er ließ ihn auf der Stelle in Freiheit setzen, empfing ihn mit Heiterkeit und fragte ihn, wohin er ginge. — Ich kehre nach Hause zurück, antwortete der Fürst. — Und ich auch, erwiederte Napoleon. Darauf trennte er sich von dem kleinen Souverän von Monaco, indem er ihm glückliche Reise wünschte.

Um Mitternacht brach er nach Grasse auf, indem er Cambronne folgte, der mit einer Abtheilung von 100 Mann vorausgegangen war. Im Centrum befand sich das Bataillon der alten Garde, welches den Schatz und die Munition escortirte, dann kam das corsische Bataillon, welches die Arrieregarde bildete.

Von Cannes aus begann die Gebirgsstraße, der man auf einer Strecke von 80 Meilen folgen mußte, um Grenoble zu erreichen. Man traf den 2. März gegen Tagesanbruch zu Grasse ein. Die wenigen Stunden, die man in der Gegend von Cannes zugebracht hatte, waren dazu benutzt worden, Rationen in Bereitschaft zu setzen, sich Pferde zu verschaffen und namentlich die beiden Proclamationen zu drucken. Von diesem Augenblicke an war Napoleon entschlossen, keine Stunde mehr zu verlieren, um Grenoble vor allen von Paris abgesendeten Befehlen zu erreichen. Er frühstückte stehend, von seinem Stabe umgeben, unweit der Stadt Grasse, unter den Augen der neugierigen, aber

bestürzten Bevölkerung, die keineswegs den Enthusiasmus kund gab, den er bald zu finden hoffte.

Um acht Uhr setzte er sich in Marsch, indem er fortwährend seine Avantgarde vorausgehen ließ, und brauchte mehrere Stunden, um auf einem mit Eis bedeckten Wege den hohen Gebirgszug zu ersteigen, welcher die Ufer des Meeres vom Thalbecken der Durance scheidet. Der größte Theil des Weges wurde zu Fuß zurückgelegt. Die Leute, die sich Pferde zu verschaffen gewußt hatten, gingen neben ihren Thieren, die andern folgten, indem sie ihr Zeug auf den Schultern trugen. Die Kälte war streng und Napoleon war oft genöthigt, vom Pferde zu steigen, um sich durch Gehen zu erwärmen, eine Bewegung, deren er nicht sehr gewohnt war. Mehr als einmal strauchelte er im Schnee und er machte Halt, um einen Augenblick in einer Art Sennhütte auszuruhen, in der sich eine alte Frau und einige Kühe befanden. Während er vor einem Reisigfeuer seine Kräfte wiederbelebte, wendete er sich an diese Bäuerin, die nicht wußte, welche Gäste sie unter ihrem Strohdach empfangen hatte, und fragte sie, ob man Nachrichten von Paris habe. Sie schien sehr erstaunt über eine Frage, an die sie nicht gewöhnt war, und antwortete natürlich, sie wisse nichts. — Ihr wißt also nicht, was der König macht? fragte Napoleon weiter. — Der König! versetzte die alte Frau mit noch größerem Staunen, der König! . . . Ihr wollt sagen der Kaiser . . . der ist immer noch d a u n t e n. — Diese Alpenbewohnerin wußte also nicht, daß Napoleon vom Throne gestürzt und durch Ludwig XVIII. ersetzt war! Die Zeugen dieses Auftritts fühlten sich einer so seltsamen Unwissenheit gegenüber wie versteinert. Napoleon, der nicht im geringsten überrascht war, sah Drouot an und sagte zu

ihm: Nun wohl, Drouot, was nützt es, die Welt in Unruhe zu versetzen, um sie mit unserm Namen zu erfüllen? — Ganz nachdenklich und die Eitelkeit des Ruhmes erwägend, verließ er die Hütte. Man setzte sich wieder in Marsch und quartierte sich am Abend in Seranon ein, einem aus etlichen Bauerhöfen bestehenden Dörfchen. Die Soldaten legten sich in den Scheunen nieder und Napoleon fand ein gutes Bett im Landhause eines Einwohners von Grasse. An diesem ersten Tage hatte man eine Strecke von 15 Meilen zurückgelegt, ohne ein anderes Hinderniß als das des Eises und der Felsen zu übersteigen gehabt zu haben. Die Mannschaft war äußerst erschöpft, aber der Enthusiasmus für ihr Unternehmen lieh ihnen Kraft, und sie waren bereit, die Prophezeiung von dem von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegenden Adler zu erfüllen.

Den 3. März brach man sehr frühzeitig auf. Man fand abermals gebirgige und schneebedeckte Wege, und am Abend, nachdem man eine ungefähr gleich große Strecke, wie Tags vorher, durchlaufen, machte man zu Barreme, bereits im Thale der Durance, aber zehn Meilen von deren Ufern, Halt für die Nacht.

Den 4. war man trotz der zunehmenden Erschöpfung bei guter Zeit unterwegs; man machte zu Digne einen Halt, um daselbst zu frühstücken, und marschirte bis Malijay. Man befand sich beinahe am Ufer der Durance und mußte an derselben über Sisteron und Gap hinaufgehen, um sich dann durch den Engpaß in das Thal der Isère zu werfen. Hier sollte man auf ein höchst beunruhigendes Hinderniß stoßen. Zu Sisteron ging die Straße vom linken auf das rechte Ufer der Durance über und führte über eine Brücke,

welche, wäre sie vertheidigt gewesen, durch das Feuer des Platzes unzugänglich gemacht worden sein würde. Ein den Bourbonen getreuer Offizier konnte, wenn er nur die Thore dieser elenden Feste schloß, die Expeditionscolonne aufhalten. In diesem Falle hätte man an der Durance hinabgehen müssen, um sie unterhalb zu überschreiten, man hätte auf diese Weise kostbare Stunden verloren, allen Commandanten der Umgegend die Muße gelassen, zur Besinnung zu kommen, und der leidenschaftlichen Bevölkerung von Marseille Zeit gegeben, sich auf die Spuren Napoleon's zu stürzen. Die Gefahr war demnach sehr groß, indeß marschirte Napoleon fortwährend seinem Sterne vertrauend, ohne Zögern auf Sisteron.

Er hatte richtig gerathen, und diejenigen, die ihm entgegengestellt waren, hatten in ihrer Bestürzung, anstatt die Schwierigkeiten auf seiner Straße zu häufen, dieselben verschwinden lassen. Es hatte in der That auf Grund der Angaben des Gendarmerieoffiziers, von dem wir gesprochen haben, der Präfect des Vardepartements in dem Glauben, daß Napoleon sich auf Toulon und Marseille wende, in den Esterelwald, d. h. auf die Straße des Littorales, Alles gestellt, was er an Nationalgarden und Truppen hatte vereinigen können, von denen die erstern sehr eifrig, die letztern dagegen von sehr zweifelhaften Gesinnungen beseelt waren. Nachdem er im Laufe des 2. diese Maßregeln ergriffen, hatte er an den Marschall Massena nach Marseille eine Stafette, die erst den 3. März eintreffen konnte, und eine andere nach Grenoble geschickt, die erst den 4. dorthin gelangen konnte. Gleichzeitig hatte er die sämmtlichen Commandanten der kleinen Alpenfestungen von dem, was vorging, zu unterrichten versucht, ohne ihnen Instructionen

zu geben, zu deren Ertheilung er übrigens, trotz seinem Eifer, unfähig gewesen sein würde. Unter diesen Umständen war jeder Commandant, bei der fürchterlichen Kunde von einem heftigen Schrecken ergriffen, nur bedacht gewesen, sich hinter seine Mauern zurückzuziehen, ohne sich aus denselben herauszuwagen, um Napoleon den Weg zu sperren. Der General Loverdo, der das Departement der Basses-Alpes unter seiner Autorität hatte, hatte die wenigen Truppen, über die er verfügte, auf die untere Durance und auf Aix zurückgezogen; die Commandanten von Embrun und Mont-Dauphin hatten ihrerseits, voll Hast, sich in die ihrer Ehre anvertrauten Plätze einzuschließen, alle ihre Posten nach der oberen Durance zurückgerufen, und so hatte sich das mitteninne gelegene Sisteron ohne Vertheidigung befunden. Diese Art von zusammenziehender Bewegung, die bei überraschten und erschrockenen Leuten natürlich ist, hatte somit für Napoleon den Weg geöffnet, ohne daß Verrätherei dabei etwas zu thun gehabt hatte. Sein Name allein drängte zu jenen unüberlegten Entschlüssen, die er sich so trefflich zu Nutze zu machen wußte.

Cambronne der an der Spitze von 100 Mann vor Sisteron erschien, drang ohne Schwierigkeit den 5. daselbst ein und Napoleon frühstückte dort, nachdem er wie durch Zauber eines der größten Hindernisse seiner Straße hatte fallen sehn. Er begann hier den Geist der Gebirgsbewohner der Dauphiné zu finden, braver, für den Waffenruhm sehr empfänglicher Gebirgsbewohner, welche die Fremden haßten, das, was man die Edelleute und Priester nannte, verabscheuten, durch die Predigten der Geistlichkeit über die Nationalgüter und den Zehnten sehr beunruhigt und aus allen diesen Gründen für Napoleon begeistert waren. Man

sah sie in Menge unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! von dem Gebirge herabkommen, mit Bereitwilligkeit Lebensmittel, Pferde, alles was man von ihnen verlangte, liefern, es gern umsonst und noch lieber für Geld geben.

Trotz des guten Empfangs, den er zu Sisteron gefunden hatte, mochte Napoleon sich dort nicht aufhalten, und er übernachtete zu Gap, um sich der Engpässe zu bemächtigen, die aus dem Thale der Durance in das der Isère führen. Seine Truppe war durch Strapazen entkräftet, denn er mußte sie täglich 10 bis 12 Meilen machen lassen und viele Leute blieben zurück. Aber die Bauern nahmen sie auf, fuhren sie, und einige Stunden Rast genügten, um die Nachzügler eintreffen zu sehn. Den 5. Abends zu Gap angelangt, hatte er binnen vier Tagen beinahe 50 Meilen zurückgelegt, ein erstaunlicher Armeemarsch, der übrigens die folgenden Tage noch überraschender werden sollte.

Zu Gap sehr gut aufgenommen, vernahm jedoch Napoleon dort Nachrichten, die ihm nicht gestatteten, sich an diesem Orte aufzuhalten. Er hatte einen Emissär abgeschickt, um die Garnison von Embrun zu sondiren, und dieser Emissär hatte berichtet, die Soldaten seien bereit, aufs erste Signal die dreifarbige Cocarde anzulegen, aber das Pflichtgefühl halte die Offiziere zurück und diese, weit entfernt den Platz übergeben zu wollen, gedächten vielmehr, das Defilé von Saint-Bonnet zu besetzen, welches aus dem Thale der Durance in das des Drac, eines Nebenflusses der Isère, führt. Dieses Defilé beginnt gleich vor Gap, überschreitet einen hohen Berg im Engpasse von Saint-Guignes und geht dann nach Saint-Bonnet hinab. Da Napoleon befürchtete, daß man ihm in einem so gefährlichen Passe zuvorkommen könnte, setzte er seine Avantgarde den 6. sehr

frühzeitig dorthin in Marsch und folgte ihr selbst nach, nachdem er bis Mittag den Nachzug seiner Colonne zu Gap erwartet hatte. Das Defilé war nicht besetzt und er konnte am Abend im Flecken Corps, auf der Grenze des Isère-departements, sein Nachtquartier nehmen. Bis dahin war ihm Alles vollkommen geglückt: er befand sich mitten in der Dauphiné und konnte bereits die Bewegung der bei seiner Annäherung tief aufgeregten Stadt Grenoble wahrnehmen. Nahm er diese durch ihre Lage, ihre Werke, ihr Arsenal, ihre zahlreiche Garnison und den politischen und moralischen Werth ihrer Einwohner wichtige Stadt weg, so war er beinahe Meister Frankreichs, denn Grenoble gab ihm Lyon und Lyon gab ihm Paris. Indem er keine Vorsichtsmaßregel vernachlässigen wollte, ließ er sich den Doctor Emery vorausgehen, welcher Verbindungen in Grenoble hatte und dort die Gemüther zu seinen Gunsten vorbereiten konnte.

Die vom Präfecten des Vardepartements von Draguignan abgesendete Stafette war Sonnabend den 4. März im Lauf des Abends nach Grenoble gelangt. Ein ausgezeichneter Gelehrter, Hr. Fourier, war Präfect des Isèredepartements. Der General Marchand, einer der geachtetsten Offiziere des Kaiserthums, commandirte zu Grenoble, dem Sitze der 7. Militärdivision. Der Präfect und der General fühlten sich durch die Neuigkeit, die man ihnen meldete, sehr unangenehm überrascht, denn dieselbe war nicht nur für ganz Frankreich von schwerer Bedeutung, sondern erschwerte sich, für sie auch noch durch die Verantwortlichkeit, die auf ihrem Haupte lasten sollte. Der jetzt besser unterrichtete Präfect des Vardepartements hatte ihnen in der That die Richtung von Grasse, Digne, Gap und Grenoble

als diejenige bezeichnet, welche Napoleon habe einschlagen müssen. Das Ungewitter richtete sich sonach direct auf sie. Aus einem allen Regierungen, die ein verdrießliches Ereigniß erfahren, sehr natürlichen Gefühl hielten sie die Nachricht geheim, was übrigens den Vortheil hatte, ihnen einige Stunden Ruhe zu lassen, um das zu beobachtende Verhalten zu überlegen. Hr. Fourier gehörte zu jenen Gelehrten, die sich durch Volksbewegungen belästigt fühlen und die von den Regierungen, denen sie dienen, nichts weiter verlangen, als Ungestörtheit in ihren Studien. Er würde daher sehr gewünscht haben, daß die Vorsehung ihn mit dieser schrecklichen Prüfung verschont hätte. Infolge ruhmvoller Erinnerungen (er hatte der Expedition nach Aegypten beigewohnt) Napoleon, den Bourbonen aber aus Achtung und aus Liebe zur Ruhe zugethan, hegte er keine entschiedene Vorliebe für eine der beiden Dynastien und war stark geneigt, demjenigen zu grollen, der sein friedliches Leben zu stören kam. Man füge zu dieser Gesinnung eine ehrenwerthe Liebe zu seiner Pflicht, und man wird begreifen, daß er anfangs den Bourbonen treu zu sein entschlossen war, ohne jedoch die Ergebenheit bis zum Märtyrthum zu treiben. Was den General Marchand anlangt, so war er, obwol am kaiserlichen Ruhme reichlich betheiligt, doch ein strenger Beobachter der militärischen Disciplin, und wie sehr er auch das Benehmen der Emigration mißbilligte, war er doch einsichtsvoll genug, um die Gefahren zu begreifen, denen die Rückkehr Napoleon's Frankreich aussetzen sollte. Sein Entschluß war weit fester als der des Präfecten, aber zu dieser Stunde verschaffte die größere oder geringere Energie nicht leicht Widerstandsmittel. An Truppen fehlte es nicht in der Gegend. Die infolge der

Unvorsichtigkeiten Murat's angeordnete Concentrationsbewegung gegen die Alpen hatte begonnen und es gab in der Franche-Comté, im Lyonnais, in der Dauphiné mehr Soldaten, als der allgemeine Effectivbestand der Armee erlaubte. Unglücklicherweise kam es Napoleon gegenüber nicht auf die Anzahl der Truppen, sondern auf deren Treue an. Würden sie seinem Namen und bald auch seiner Gegenwart widerstehen? Der General Marchand kannte die Armee zu gut, um darüber in Zweifel zu sein. Er versammelte insgeheim die Corpschefs und diese erklärten, daß sie, bereit ihre Pflicht zu thun, nur schwach für ihre Offiziere und gar nicht für ihre Soldaten bürgten. Auch selbst rücksichtlich der Wahl der Regimenter war man zu Grenoble ziemlich schlecht bestellt. Neben dem gut disciplinirten und gut commandirten 5. Infanterieregiment hatte man das 4. Artillerieregiment, in welchem Napoleon seinen ersten Feldzug gemacht hatte und das seit der Auflösung der Artillerie der kaiserlichen Garde mehrere Compagnien derselben empfangen hatte. Man hatte desgleichen das von einer den Bourbonen wenig günstigen Gesinnung beseelte 3. Genieregiment, und man fürchtete mit Recht den gewöhnlichen Einfluß der wissenschaftlich gebildeten Corps auf die übrigen Truppen. Der General Marchand hegte daher lebhafte Besorgnisse und erwartete, um einen Entschluß zu fassen, die Ankunft des Generals Mouton-Duvernet, der die Subdivision von Valence commandirte. Die damals von vier Departements gebildete 7. Militärdivision war in zwei Subdivisionen getheilt, nämlich die von Grenoble, welche die Departements Isère und Montblanc, und die von Valence, welche die Departements Drome und Hautes-Alpes umfaßte. Daraus folgte, daß der General Mouton-Duvernet, wenn er Befehle

in den Hautes-Alpes, d. h. zu Gap ertheilen wollte, genöthigt war, über Grenoble zu gehen.

Seinerseits von den Ereignissen unterrichtet, hatte dieser General in der Eile einige Vorsichtsmaßregeln zur Vertheidigung der Isèrebrücke von Romans ergriffen, falls Napoleon den Ufern der Rhone folgte, war dann schleunig nach den Hautes-Alpes abgereist und Sonntag den 5. morgens zu Grenoble angelangt. Dort hatte man in einer aus dem Präfecten Fourier, dem General Marchand, dem General Mouton-Duvernet und einigen Stabsoffizieren bestehenden Versammlung sich über die füglicherweise zu ergreifenden Maßregeln berathen. Es war nicht leicht, deren solche ausfindig zu machen, die den gerechten Besorgnissen der mit Voraussicht begabten Geister entsprechen konnten.

Napoleon Truppen entgegenschicken, hieß sie ihm wahrscheinlich überliefern, denn trotz der Treue der Führer war es doch wenig wahrscheinlich, daß die Truppen seiner Gegenwart widerstehen würden. Rief man dieselben zurück, um Napoleon im leeren Raum zu isoliren, so hieß das ihm Land und häufig zugleich Posten von der größten Wichtigkeit, wie z. B. Sisteron, preisgeben. So war man denn, was man auch thun mochte, genöthigt, ihm entweder Mannschaft oder Terrain zu überlassen. Indeß war die Besetzung Grenobles durch den Feind ein so ernster Umstand, daß in Betreff desselben alle Unschlüssigkeit aufhörte. Diese Hauptstadt der Dauphiné hatte nicht nur eine große moralische Wichtigkeit, sondern war auch ein schon in alter Zeit befestigter Platz; sie enthielt eine Artillerieschule, eine Genieschule und ein unermeßliches Material, bestehend aus 80,000 Gewehren, 200 Geschützen und all dem Heergeräth, welches ein derartiges Waffendepot begleitet. Man konnte folglich einen Posten

von solchem Werthe nicht im Stich lassen. Man kam überein, daß daselbst alle in der Dauphiné und in dem bei Frankreich gebliebenen Theile Savoiens ausgebreiteten Truppen vereinigt werden sollten. Man schickte nach Chambery den Befehl, die beiden daselbst befindlichen Infanterieregimenter, nämlich das 7. und 11. Linienregiment, von dort abgehen zu lassen, und nach Vienne den Befehl, das 4. Husarenregiment abzuschicken, dessen man dringend bedurfte, denn es fehlte an Cavalerie. Unglücklicherweise war das 4. Husarenregiment, obwol von einem trefflichen und ehrenhaften Offizier, dem Major Blot, commandirt, so wenig zuverlässig, daß man es während des unlängst stattgehabten Besuchs des Grafen von Artois nicht an dem Rufe: Es lebe der Kaiser! hatte verhindern können. Man mußte sich jedoch dessen bedienen, was man hatte, und man hoffte, daß es, indem man eine beträchtliche Truppenmasse vereinigte, gelingen werde, bei diesen Truppen den militärischen Geist und mit dem militärischen Geist das Gefühl der mit diesem edeln Berufe verbundenen Pflichten neu zu beleben. Nachdem man diese Beschlüsse gefaßt, reiste der General Mouton-Duvernet nach den Hautes-Alpes ab, indem er der nämlichen Straße von Gap folgte, auf welcher Napoleon ankam. Dieser General hoffte, ihm in den wichtigen Passe von Saint-Bonnet zuvorzukommen und materielle Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, die vielleicht genügen würden, ihn aufzuhalten.

Die Anfangs auf die vornehmsten Autoritäten der Stadt beschränkte Neuigkeit hatte sich bald verbreitet und um die Mittagszeit des Sonntags war sie öffentlich geworden. Der Präfect und der General hielten es nun für angemessen, sie officiel bekannt zu machen, und sie veröffentlichten eine Proclamation, worin sie die Beamten aller Klassen zur Erfüllung

ihrer Pflichten ermahnten, indem sie ihnen mit dem Beispiele voranzugehen versprachen. Grenoble bot eine vollständige Musterkarte des ehemaligen Zustandes Frankreichs dar. Man sah dort einige Altadelige, die unvorsichtig ihre Hoffnungen und ihre Wünsche zur Schau trugen, aber seit dem Proceß Exelmans und seit dem Leichenbegängniß des Fräuleins Raucourt begriffen hatten, daß sie sich mäßigen müßten, wenn sie sich nicht neuem Unglück aussetzen wollten. Man sah dort ferner eine zahlreiche, gebildete und reiche Bourgeoisie, die sich weder der Excesse noch der launischen Veränderlichkeit des revolutionären Geistes schuldig gemacht hatte, das Genie Napoleon's bewunderte, dessen Fehler verabscheute, sich durch das Benehmen der Emigration tief verletzt fühlte, aber auch das Gefährliche einer Wiederherstellung des Kaiserthums dem in Waffen stehenden Europa gegenüber klar begriff. Man sah dort endlich ein arbeitsames, sein gutes Auskommen habendes braves Volk, in seinen Gesinnungen weniger gemäßigt als die Bourgeoisie, weil es weniger gebildet war, leidenschaftlich eingenommen für den kriegerischen Ruhm, verabscheuend was man die Edelleute und Priester nannte, kurz, alle Gesinnungen der Bauern der Dauphiné theilend, obwol es, um wie diese zu fühlen, nicht den eigennützigen Beweggrund der Nationalgüter hatte.

Man erräth, ohne daß es der Erwähnung bedarf, welche Aufregung die Kunde von der Annäherung Napoleon's unter diesen verschiedenen Klassen verursachen mußte. Der Adel machte durch lautes Geschrei seinem Ingrimm Luft und eilte zu den Behörden, um sie zur Erfüllung ihrer Pflicht aufzumuntern, indem er sie mit seinem ganzen Zorne bedrohte, wofern sie die geringste Unschlüssigkeit zeigten. Aber bei all seinem Schreien und Eifern verschaffte er doch kein ein-

ziges ernstliches Widerstandsmittel. Gleichwol hatte er ein solches zu seiner Verfügung, welches darin bestand, einige ergebene Leute zu stellen, welche bereit waren, den ersten Flintenschuß zu thun, denn dies war der einzige Weg, die Truppen mit fortzureißen und ihr Verhalten zu entscheiden. Der Adel versprach, etliche solche Leute ausfindig zu machen, aber man zweifelte daran und er zweifelte auch selber daran. Die Bourgeoisie zeigte sich sorgenvoll und unentschieden, denn sie verurtheilte zwar die politische Richtung der Bourbonen, erkannte aber auch deutlich die Gefahren, die sich an deren Sturz knüpften. Was das Volk anlangt, unter dessen Reihen sich viele auf halben Sold gesetzte Offiziere gemischt hatten, so zitterte dasselbe vor Freude und ließ seine Wünsche und Hoffnungen ziemlich unverhohlen blicken. Die Beamten verbargen mehr denn je ihre wahre Gesinnung, im Grunde des Herzens aber wünschten sie den Erfolg Napoleon's, um den Bourbonen gegenüber einer lästigen Heuchelei überhoben zu werden, die für sie demüthigend war, ohne sie über die Erhaltung ihrer Stellen zu beruhigen. Von einer derartig gestimmten Bevölkerung konnte man also wenig Unterstützung erwarten. Hätte man eine vereinigte und gut organisirte Nationalgarde besessen, so würde man, indem man sie unter die Truppen gemischt hätte, die letztern durch das gute Beispiel im Zaum zu halten vermocht haben. Aber die Adeligen hatten es sich, wie überall, angelegen sein lassen, sich auf die Cavalerie der Nationalgarde zu beschränken, und der Bourgeoisie allein die Sorge zu überlassen, die Infanterie zu bilden. Diese letztere war, weil sie mehrmals eine lebhafte Opposition gegen das Verfahren der Regierung kund gegeben hatte, unter verschiedenen Vorwänden ihrer Gewehre beraubt worden und war in diesem Augenblick entwaffnet

und desorganisirt. Man hatte folglich nur die Linientruppen zur Verfügung, deren Treue das große Problem des Tages war.

Die ganze spätere Nachmittagszeit des Sonntags, des 5., die ganze erste Hälfte des Montags, des 6., verstrich unter heftiger Aufregung, unter einer raschen Aufeinanderfolge von Hoffnungen und Befürchtungen, die jeden Augenblick aus der Freude der Einen einen Gegenstand tiefen Schmerzes für die Andern machte. Bald sagte man Napoleon verfolgt, festgenommen, erschossen, und die Royalisten spazierten in den Straßen mit lachenden ja herausfordernden Gesichtern und gingen dann nach Hause, um die glücklichsten Nachrichten nach Lyon und Paris zu schreiben; bald sagte man Napoleon über alle Hindernisse triumphirend und fast vor den Thoren von Grenoble eingetroffen, und dann waren es die Royalisten, die sich niedergeschlagen und schweigend verhielten und das seinerseits freudig aufgeregte Volk strömte unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! durch die Straßen. Die Offiziere mit halbem Solde, deren Einfluß damals verderbenbringend war, suchten sich den Truppen zu nähern, sich in Verbindung mit ihnen zu setzen, fanden die Offiziere zurückhaltend und schweigend, aber die Soldaten offenherzig, freudig und im Besitze der in ihren Tschakos versteckten dreifarbigen Cocarde. Die von der Gefahr derartigen Verkehrs unterrichteten Generale versuchten, ihn zu verhindern, hielten deshalb die Soldaten entweder casernirt oder unter Gewehr, machten sie aber auf diese Weise nur unzufrieden, ohne jene gleichsam elektrischen Mittheilungen zu verhindern, die auf der vollkommenen Gemeinschaft der Gesinnung beruhen.

Montag den 6., um die Mittagszeit, erhielt man Nach-

richten vom General Mouton-Duvernet. Während er in aller Eile auf der Straße von Gap über Vizille vorgerückt war, hatte dieser General einen Reisenden getroffen und denselben anhalten lassen. Es war der Doctor Emery, den Napoleon nach Grenoble abgesendet hatte. Er hatte diesen Reisenden befragt, welcher erklärt hatte, er wisse nichts, er sei seit mehrern Monaten von der Insel Elba abgereist und kehre ruhig nach Grenoble, seiner Heimat, zurück, um sich dort niederzulassen. Durch diese Erklärungen getäuscht, hatte der General Mouton-Duvernet den Doctor Emery passiren lassen und war alsdann vorwärts gegangen. Bald hatte er erfahren, daß Napoleon, nachdem er die letzte Nacht zu Gap zugebracht, an diesem nämlichen Tage auf Corps marschire, wo er, nachdem er das Defilé von Saint-Bonnet passirt, im Begriff sei, einzutreffen. Es war also nicht mehr Zeit, ihn aufzuhalten, und dem General Mouton-Duvernet blieb nichts weiter zu thun übrig, als nach Grenoble zurückzukehren. Unterwegs hatte sich dieser General rücksichtlich des Doctors Emery eines andern besonnen und demselben nacheilen lassen, um sich seiner Person zu bemächtigen. Aber der sehr flinke Doctor hatte Zeit gehabt, Grenoble zu erreichen, und sich dort bei Freunden versteckt, die er beauftragt hatte, die Proclamationen Napoleon's und die Kunde von seiner Annäherung zu verbreiten.

Als man zu Grenoble erfuhr, daß es nicht möglich gewesen, Napoleon in den Defilés, die das Thalbecken der Durance von dem der Isère scheiden, zuvorzukommen, daß er am Abend zu Corps und vielleicht am nächsten Tage zu Grenoble sein werde, verdoppelte sich die Aufregung. Einerseits sagte man, es werde ihm nichts widerstehen und die ihm entgegengeschickten Truppen würden nur dazu dienen,

seine Streitkräfte zu vermehren; andererseits behauptete man, es sammle sich eine vom Grafen von Artois und mehrern Marschällen commandirte Armee zu Lyon, um den Flüchtling der Insel Elba aufzuhalten und auf eclatante Weise zu bestrafen. Den Royalisten, die diese Nachricht verbreiteten, um wieder Muth zu fassen, gelang es wenig, sich zu beruhigen. Sie umgaben die Behörden, schalten sie aus, beschuldigten sie der Unthätigkeit, während sie selber doch eben so wenig thaten, und machten es ihnen zum bittern Vorwurf, daß sie sich passiv in Grenoble verhielten. Dies hieß, ihrer Ansicht nach, Napoleon alle Zugänge öffnen und ihm Frankreich preisgeben. Man nannte eine neue Stelle, wo es möglich sein werde, ihn aufzuhalten, indem man eine Brücke sprengen lasse. Diese Brücke war die von Ponthaut über ein Flüßchen, die Bonne, welches sich in den Drac, Nebenfluß der Isère, ergießt und die Straße von Gap sperrt. Man sagte, wenn man diese Brücke sprenge, werde man Napoleon nöthigen, entweder ins Gebirg zu flüchten oder in die Ebene, d. h. nach dem Ufer der Rhone hinabzugehen, wo die zu Lyon versammelten Streitkräfte nicht verfehlen würden, ihn zu vernichten. Man setzte den Civil- und Militärbehörden so hartnäckig zu, daß sich der Präfect und der General entschlossen, nach dieser Brücke über die Bonne eine Artilleriecompagnie, eine Geniecompagnie und ein Bataillon vom 5. Linienregiment zu schicken, zu welchem man seiner vollkommenen Disciplin wegen Vertrauen hatte. Dieses Bataillon commandirte ein sehr ausgezeichneter Offizier Namens Lessard, der früher in der kaiserlichen Garde gedient hatte, aber ein strenger Beobachter seiner Pflichten und entschlossen war, seinen Eid zu halten. Man begleitete diese Truppen bis zum Bonnethore, durch welches sie ab-

zogen, während die Royalisten sich auf die treffliche Haltung derselben verließen, die Bonapartisten dagegen meinten, daß die Blicke, die Geberden der Soldaten keinen Zweifel über das Benehmen ließen, welches sie Napoleon gegenüber beobachten würden.

Da die Colonne am Abend abgegangen war, konnte man erst am folgenden Tage Nachricht von ihr erhalten und man erwartete diese mit Ungeduld. Folgenden Tages, Dienstag den 7., traf das von Chambery gekommene 11. und 7. Linien- und das von Vienne gekommene 4. Husarenregiment ein. Gleichzeitig hatte man sich ans Werk gemacht und thätig an der Armirung des Platzes gearbeitet, indem man die Kanonen aus dem Arsenal gezogen hatte, um sie auf die Wälle zu bringen. Die Royalisten gründeten ihre Hoffnungen besonders auf das eine der beiden von Chambery eingetroffenen Infanterieregimenter, auf das 7., welches ein junger äußerst glänzender Offizier, der Oberst de La Bédoyère, commandirte, welcher die blutigsten Feldzüge des Kaiserthums mitgemacht hatte, von sehr altem Adel, durch seine Frau mit der Familie des Damas verwandt, vom Hofe protegirt war und demselben ergeben zu sein schien. Man erzählte, er habe beim Einrücken in Grenoble eine Summe Geldes aus seinen eigenen Mitteln unter seine Soldaten vertheilt, und man zweifelte nicht, daß er es gethan habe, um sein Regiment an sich zu fesseln und auf dem Wege der Pflicht zu erhalten.

Dieser junge Offizier speiste in diesem Augenblick mit den Offizieren der Garnison beim General Marchand, der sie an seiner Tafel versammelt hatte, um sich ihrer Gesinnungen besser zu versichern. Unter den Augen der höhern Autorität bekundeten die meisten ziemlichen Eifer, aber

einige, die aufrichtiger waren, machten, obwol sie versicherten, ihre Pflicht thun zu wollen, doch kein Hehl daraus, daß es ihnen schwer fallen werde, dieselbe gegen Napoleon zu thun. Mitten unter diesen verschiedenen Kundgebungen hatte der Oberst de La Bédoyère geschwiegen, und dieses Schweigen hatte seitens eines für royalistisch geltenden Offiziers auffällig, aber, so unmöglich schien in Betreff seiner jeder Zweifel, keineswegs beunruhigend geschienen. Man verließ die Tafel um zwei Uhr und da um diese Stunde die nach der Brücke von Ponthaut geschickten Truppen Napoleon gegenüberstehen mußten und die Krise sich näherte, entfernte sich ein jeder, um seinen Functionen obzuliegen.

Die am vorhergehenden Abend abgegangenen Truppen hatten sich in der That über Vizille, La Frey, La Mure auf Ponthaut gewendet, und zwar die beiden Compagnien des Genies und der Artillerie, indem sie die Straße mit ihren weißen Cocarden besäten und sehr üble Reden führten, während dagegen das Bataillon vom 5. Regiment kein Zeichen seiner Gesinnung gab. Die beiden Compagnien des Genies und der Artillerie hatten im Dorfe La Mure, in geringer Entfernung von der Brücke von Ponthaut über die Bonne, Halt gemacht. Als der Maire und die Einwohner von La Mure erfuhren, was man thun wollte, geriethen sie in heftige Bewegung und widersetzten sich der Zerstörung einer Brücke, die ihr wichtigstes Communicationsmittel mit der Provence war. Als Grund ihres Widerstandes führten sie den Umstand an, daß ein wenig oberhalb Ponthaut die Bonne durchschreitbar sei und daß der ganze Schaden, den man der kaiserlichen Colonne zufügen könne, sich darauf beschränken werde, dieselbe zu nöthigen, die Bonne in einem ziemlich kalten Wasser zu

passiren. Die Soldaten vom Genie stellten sich, als fänden sie die Gründe der Einwohner von La Mure genügend und verlangten, ohne auf die Zerstörung zu dringen, Quartiere, die man ihnen bereitwillig verschaffte, während man dem Eintreffen des 5. Linienregiments entgegensah.

Napoleon hatte, wie wir erwähnt haben, im Flecken Corps übernachtet, da er große Eile gehabt hatte, sich der Defilés zwischen Gap und Grenoble zu bemächtigen. Er hatte dieselben glücklich überschritten und rückte voll Zuversicht vorwärts, da er sah, wie sich die Stimmung der Bevölkerung um ihn her durch den unaufhörlichen Ruf: Es lebe der Kaiser! kund gab. Indeß wußte er wohl, daß der folgende Tag der entscheidende sein werde, denn er sollte alsdann zum erstenmal einer Truppenmasse begegnen, und von dem Benehmen, welches diese Masse beobachten würde, sollte das Schicksal seiner kühnen Expedition abhängen. Während er sich anschickte, sich zu Corps einige Stunden Ruhe zu gönnen, hatte er Sorge getragen, Cambronne mit einer Avantgarde von 200 Mann abzuschicken, um sich der Brücke der Bonne zu versichern und deren Zerstörung zu verhüten. Die, seit man in das Innere eingedrungen war, mit Pferden versehenen polnischen Lanciers waren Cambronne vorausgegangen und hatten, indem sie die Bonne überschritten, vom Maire von La Mure Quartiere verlangt. Um diese Zeit, nämlich um Mitternacht, traf das Bataillon des 5. Regiments ein. Bald mischte man sich untereinander und als die Lanciers mit den Soldaten des 5. Regiments zu fraternisiren suchten, fanden sie diese sehr geneigt dazu, aber durch die Gegenwart ihrer Offiziere genirt. Trotzdem knüpften sich zwischen ihnen zahlreiche Unterhaltungen an und schon neigten sich die Soldaten vom 5.

Regiment den Lanciers sichtlich zu, als der fast gleichzeitig eingetroffene Bataillonschef Lessard, welcher für seine Truppe den Contact der Soldaten der Insel Elba fürchtete, sich entschloß, dieselbe zurückgehen zu lassen und bis zum Dorfe La Frey zurückzukehren. Cambronne, der seinerseits ebenfalls in La Mure angekommen war und befürchtete, daß inmitten dieser Unterredungen ein vom Wein erhitzter Mann eine Collision veranlassen könnte, was ihm Napoleon zu vermeiden anempfohlen hatte, suchte seine Leute, so zu sagen, einzeln zusammen, um sie diesseits Ponthaut zurückzuführen. So verließ man denn beiderseits freiwillig La Mure. Indeß blieb die Brücke von Ponthaut in der Gewalt Cambronne's.

Solchergestalt verstrich die Nacht, während die gespannteste Erwartung sowol auf Seiten derjenigen herrschte, die Napoleon aufhalten sollten, als auf Seiten derjenigen, die ihm folgten. Während dieser Zeit hatte der Bataillonschef vom 5. Regiment einen rückgängigen Marsch von einigen Stunden gemacht, um jede Verbindung zwischen seinen und Napoleon's Soldaten zu verhüten, und war in einer guten Position stehen geblieben, wo er rechts Berge, links Teiche hatte. Er war dort im Stande, sich zu vertheidigen, und verschaffte seiner Truppe ein wenig Ruhe. Er wartete bis gegen Mittag, ohne daß er etwas ankommen sah, und hoffte bereits, Napoleon werde eine andere Richtung gewählt haben, was ihn von einer ungeheuern Verantwortlichkeit befreit haben würde. Um 1 Uhr zeigten sich einige Lanciers und mehrere von ihnen näherten sich hinreichend, um von den Soldaten des 5. Regiments verstanden zu werden, denen sie meldeten, ihr Kaiser werde erscheinen, indem sie ihnen zuredeten, nicht zu schießen und sich ihm zu ergeben. Seiner

Pflicht getreu, forderte sie der brave Bataillonschef auf, sich zu entfernen, indem er drohte, Feuer geben zu lassen, wenn sie dabei beharrten, seiner Truppe zum Abfall zu rathen.

Diese Reiter zogen sich auf eine ansehnlichere Colonne zurück, welche vorrückte und mehrere Hundert Mann stark zu sein schien. Die Colonne war die der Insel Elba unter Napoleon's persönlicher Führung. Er hatte zu Corps übernachtet, war nach La Mure gekommen, wo er seiner Truppe Zeit gegönnt, ihre Mahlzeit zu halten, und hatte sich dann nach dem Punkt gewendet, wo sich, wie man ihm sagte, ein Bataillon vom 5. Linienregiment mit einigen Artillerie- und Genietruppen in der Haltung von Leuten befände, die bereit wären, sich zu vertheidigen. Die Lanciers, welche zurückgegangen waren, hatten ihm gesagt, daß die Offiziere zum Widerstande geneigt schienen, daß die Soldaten aber wahrscheinlich nicht Feuer geben würden. Napoleon betrachtete einige Zeit mit seinem Fernglase die Truppe, die er vor sich hatte, um ihre Haltung und ihre Position zu beobachten. In diesem Augenblick fanden sich auf halben Sold gesetzte Offiziere, als Bürger verkleidet, ein, die ihm genaue Auskunft über die Gesinnung der Truppe gaben, die ihm den Weg versperren sollte. — Die Artillerie und das Genie würden nicht schießen, versicherten sie. Was die Infanterie betreffe, so werde der sie commandirende General sicherlich Feuer geben lassen wollen, aber man zweifle, ob er Gehorsam finden werde. — Nachdem er diesen Bericht vernommen, entschloß sich Napoleon, vorwärts zu marschiren und durch eine kühne Handlung eine Frage zu entscheiden, die nicht mehr anders entschieden werden konnte. Er stellte zur Linken der Straße die Avantgarde Cambronne's, zur Rechten die Hauptmasse seiner Colonne und vorwärts die 50 Reiter auf, die er

beritten zu machen vermocht hatte. Darauf befahl er mit vernehmlicher Stimme seinen Soldaten, das Gewehr, mit der Spitze nach unten gekehrt, unter den linken Arm zu nehmen und wies einen seiner Adjutanten an, sich vor die Fronte des 5. Regiments zu begeben, ihm zu sagen, daß er vorrücken werde und daß diejenigen, welche schießen würden, Frankreich und der Nachwelt für die durch sie herbeigeführten Ereignisse verantwortlich sein würden. Ach! er hatte Recht, und diejenigen, die er solchergestalt interpellirte, sollten entscheiden, ob Waterloo auf den blutigen Blättern unserer Geschichte eingezeichnet werden sollte oder nicht!

Nach Ertheilung seiner Befehle setzte er seine Colonne in Bewegung und marschirte an der Spitze, gefolgt von Cambronne, Drouot und Bertrand. Der vorgeschickte Adjutant näherte sich dem Bataillon, wiederholte ihm die Worte des Kaisers und zeigte ihm diesen, der sich näherte, mit der Hand. Bei diesem Anblick fühlten sich die Soldaten des 5. Regiments von einer außerordentlichen Beklemmung ergriffen und schienen, indem sie bald auf Napoleon, bald auf ihren Chef blickten, diesen letztern zu flehen, ihnen nicht eine unmöglich zu erfüllende Pflicht aufzuerlegen. Der Bataillonschef, der sie bestürzt, ihrer nicht mächtig sah, merkte wohl, daß sie unfähig seien, ihrem alten Gebieter gegenüber Stand zu halten, und befahl mit fester Stimme, den Rückzug anzutreten. — Was soll ich thun? sagte er zu einem Adjutanten des Generals Marchand, der zu ihm geschickt war; sie sind bleich wie der Tod und zittern bei dem Gedanken, Feuer auf diesen Mann zu geben. — Während er den Rückzug antritt, sprengen die 50 Lanciers Napoleon's auf das 5. Regiment, nicht um es anzugreifen, sondern sich zu ihm zu gesellen und mit ihm zu reden. Der brave Lessard, welcher glaubt, er

solle angegriffen werden, läßt auf der Stelle seine Soldaten Halt machen und den Angreifenden das Bajonnet bieten. Die Lanciers, vor den Bajonneten des 5. Regiments angelangt, rufen, den Säbel in der Scheide: Freunde, schießt nicht; seht, hier nahet der Kaiser. — Und Napoleon, der gleich nach ihnen eingetroffen ist, befindet sich in der That vor dem Bataillon, nahe genug, um es anzureden. Nunmehr Halt machend, ruft er: Soldaten vom 5. Regiment, erkennt ihr mich? — Ja, ja, antworten mehrere Hundert Stimmen. — Indem er nun seinen Rock öffnet und seine Brust entblößt, fügt er hinzu: Wer ist unter euch, der auf seinen Kaiser würde schießen wollen? — Bei diesen letzten Worten außer sich vor Entzücken, setzen Artilleristen und Infanteristen ihre Tschakos auf die Spitze ihrer Säbel und Bajonnete und rufen: Es lebe der Kaiser! treten dann aus ihren Gliedern, umringen Napoleon und küssen seine Hände, indem sie ihn ihren General, ihren Kaiser, ihren Vater nennen! Der von seiner Truppe verlassene Bataillonschef vom 5. Regiment weiß sich nicht zu rathen, als Napoleon, sich von den Händen der Soldaten losmachend, zu ihm eilt, ihm nach seinem Namen, seinem Grade, seinen Diensten fragt und dann hinzufügt: Mein Freund, wer hat Sie zum Bataillonschef gemacht? — Sie, Sire. — Wer hat Sie zum Hauptmann gemacht? — Sie, Sire. — Und Sie wollten auf mich schießen lassen! — Ja, erwiederte dieser brave Mann, um meine Pflicht zu erfüllen. — Darauf übergiebt er seinen Degen Napoleon, der ihn nimmt, dem Offizier die Hand drückt und in einem Tone, der nicht den leisesten Groll verräth, zu ihm sagt: Suchen Sie mich in Grenoble wieder auf. — Die Miene, die Stimme Napoleon's deuten in diesem Augenblicke an, daß er den Degen

dieses würdigen Offiziers nur nimmt, um ihm denselben wiederzugeben. Sich alsdann zu Drouot und Bertrand wendend, sagt er zu ihnen: Alles ist abgethan, in zehn Tagen werden wir in den Tuilerien sein. — Nach diesem wichtigen Ereignisse schien in der That die Frage gelöst und es war nicht mehr zweifelhaft, daß er nochmals den Thron besteigen werde. Auf wie lange, wußte Niemand!

Nachdem sie sich einige Augenblicke der Freude überlassen, marschirten die zu La Mure gewonnenen Truppen, untermischt mit den von der Insel Elba eingetroffenen, in einer Masse nach La Frey und Vizille. Unterwegs begegnete man enthusiastischen Anhängern des Kaiserthums, welche Napoleon entgegeneilten und meldeten, daß sich ein ganzes Regiment, mit seinem Obersten an der Spitze, von Grenoble nach La Mure wende. Sie schienen nach den Kundgebungen der Soldaten zu glauben, daß man nichts von ihnen zu fürchten habe. Bald gewahrte man in der That in der Ferne dieses Regiment, welches in Colonne vorrückte, und neu eintreffende Personen theilten mit, was man von dessen Gesinnungen zu denken habe. Es war das 7. Linienregiment, commandirt vom Obersten de La Bédoyère, dessen Schweigen an der Tafel des Generals Marchand auffällig und im Widerspruch mit seiner muthmaßlichen Gesinnung erschienen war. Der junge de La Bédoyère war, wie wir erwähnt haben, durch seine Frau, durch seine Familie, mit dem Hause Bourbon eng verbunden und man hätte glauben sollen, daß er ihm ergeben sei. Aber er hegte im Grunde des Herzens Gesinnungen, die mit seiner Herkunft und seiner Verwandtschaft im Widerspruch standen. Er hatte für Napoleon, für den Ruhm der französischen Waffen den lebhaftesten Eifer bewahrt. Die Vorurtheile der Mehrzahl seiner Kameraden theilend, sah er

in den Bourbonen Kreaturen des Auslandes und wollte nicht mehr dienen. Trotzdem hatte er auf die Vorstellungen seiner Familie eingewilligt, wieder Dienste zu nehmen, und das Commando des 7. Regiments angenommen, indem er nach den vagen Kriegsgerüchten, die während des Wiener Congresses in Umlauf gewesen, gehofft hatte, daß man die letzten Unfälle Frankreichs an den Oesterreichern werde rächen können. Da er durch ein beklagenswerthes Verhängniß nach der Dauphiné gesendet worden war und sich auf dem Wege Napoleon's befand, hatte er dem Drange nicht zu widerstehen vermocht, der ihm zu demselben hinführte. Aber unfähig zu warten, bis sich das Glück erklärt haben würde, bevor er sich selber erklärte, hatte er, nachdem er die Tafel des Generals Marchand verlassen, sein Regiment auf einem der Plätze Grenobles versammelt, den Adler des 7. Regiments aus einem Kasten ziehen lassen, gerufen: *Es lebe der Kaiser!* und, seinen Degen schwingend, zu seinen Soldaten gesagt: Wer mich liebt, folge mir! — Beinahe das ganze Regiment war ihm gefolgt und hatte, unter stürmischem Beifallrufe des Volks von Grenoble, die Straße von La Mure eingeschlagen.

Solcher Art waren die Napoleon berichteten Umstände, die allerdings geeignet waren, seine Besorgnisse zu zerstreuen, wenn er nach dem, was zu La Mure vorgegangen war, überhaupt solche noch hätte hegen können. Bald sah man, nachdem sich das 7. Regiment genähert hatte, La Bédoyère sich vom Pferde werfen, um zu Napoleon zu eilen, und diesen seinerseits absteigen, den Obersten in seinen Armen empfangen und ihm mit tiefer Rührung danken, daß er sich ihm aus eigner Bewegung in einem Augenblicke zugewandt, wo Alles noch ungewiß schien. La Bédoyère

antwortete, er habe so gehandelt, um das gedemüthigte Frankreich wieder aufzurichten, und darauf sagte er Napoleon mit dem Sichgehenlassen eines Herzens, das seiner nicht mehr mächtig war, er werde die Nation sehr verändert finden, er müsse auf seine alte Regierungsweise verzichten und könne nur unter der Bedingung regieren, daß er ein neues Regime beginne.*) — Ich weiß es, sagte Napoleon; ich kehre zurück, um euern Ruhm wiederherzustellen, um die Grundsätze der Revolution zu retten und euch eine Freiheit zu sichern, die, im Anfange meiner Regierung schwierig, gegenwärtig nicht nur möglich, sondern auch nothwendig geworden ist. —

Napoleon zog darauf durch Vizille und setzte, nachdem er daselbst die wärmste Aufnahme gefunden, seinen Marsch nach Grenoble fort, wo er den nämlichen Tag, den 7., um 9 Uhr Abends ankam. Er hatte in sechs Tagen eine Strecke von 80 Meilen an der Spitze einer bewaffneten Truppe zu-

---

*) Napoleon hat auf St. Helena geleugnet, daß La Bédoyère in solcher Weise zu ihm gesprochen habe. Ohne Zweifel war Napoleon berechtigt, die heftige Sprache zu bestreiten, die man La Bédoyère angedichtet hat, aber er konnte den Inhalt der von letzterm ausgesprochenen Gedanken nicht leugnen, den wir im Wesentlichen angegeben haben. Uebrigens kann ich alle Einzelheiten der obigen Erzählung verbürgen. Ich habe in Betreff der Vorgänge auf der Insel Elba, sowie zu Cannes, Grasse, Gap, La Mure, Grenoble und Lyon eine Menge handschriftlicher Berichte vom höchsten Interesse gehabt, die theils von Militärs, theils von Magistratspersonen, insgesammt Augenzeugen, verfaßt sind, welche ihrem Charakter und ihrer Stellung zufolge ein vollkommenes Vertrauen verdienen. Was den Aufenthalt auf der Insel Elba anlangt, so ist das interessanteste und vollständigste Document die Sammlung der Befehle und Correspondenzen Napoleon's, und indem ich dieselbe vorliegen hatte, habe ich diese Erzählung ausgearbeitet.

rückgelegt, ein Marsch, der, wie er selbst gesagt hat, ohne Beispiel in der Geschichte ist. Der Eifer der Einwohner, welche seinen Soldaten Pferde und Wagen lieferten, hatte ganz besonders beigetragen, ihm diese wunderbare Schnelligkeit möglich zu machen.

In diesem Augenblicke herrschte Unordnung in Grenoble. Auf die Nachricht vom Aufbruche des 7. Regiments hatte der General die Thore der Stadt schließen lassen und die Schlüssel in Verwahrung genommen, was einige zurückgebliebene Soldaten des 7. Regiments nicht gehindert hatte, sich von den Wällen zu werfen, um sich ihren Kameraden anzuschließen. Der bestürzte Adel hatte sich in seine Häuser zurückgezogen; die Bourgeoisie, getheilt zwischen dem Vergnügen, am Adel gerächt zu werden, und der Furcht vor dem Unglück, welches Frankreich bedrohte, zeigte sich kaum. Das sich selbst überlassene Volk durchzog in buntem Gemisch mit den auf halben Sold gesetzten Offizieren die Straßen unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! Dasselbe war, infolge der durch einige Leute zu Pferde überbrachten Nachricht von den Vorgängen zu La Mure zum höchsten Grade der Exaltation getrieben, zu den Thoren der Stadt geeilt und hatte sich, da es dieselben verschlossen gefunden, auf den Wällen gesammelt, wo es mit ungeduldigen Augen das Erscheinen der Colonne der Insel Elba erwartete.

Als Napoleon vor Grenoble erschien, überließ man sich einer stürmischen Freude. Das auf den Wällen befindliche Volk stürzte nach dem Thore, um es zu öffnen zu suchen, während außerhalb Bauernscharen bemüht waren, es zu erbrechen. Unter dieser zwiefachen Anstrengung nachgebend, stürzte das Thor gerade in dem Augenblicke ein, wo Napo-

leon an der Spitze seiner Soldaten eintraf. Es kostete ihm die größte Mühe, durch die gedrängten Reihen der Menge vorwärts zu kommen, und er stieg im Hotel zu den drei Delphinen ab.

Sobald man von seiner Annäherung Kenntniß gehabt hatte, waren die ersten Autoritäten verschwunden. Der General hatte sich in das Departement Montblanc begeben, um dort um sich zu sammeln, was von Truppen übrig war, und bis zum letzten Augenblicke seine militärischen Obliegenheiten zu erfüllen zu suchen. Der Präfect, durch seinen frühern Umgang mit Napoleon in Verlegenheit gesetzt, hatte sich geflüchtet, weil er über die Grenze seiner Pflichten fortgerissen zu werden fürchtete, wenn er denselben sähe. Er hatte den Weg nach Lyon eingeschlagen, indem er sich dieser hastigen Abreise wegen bei seinem alten Gebieter entschuldigen ließ. Napoleon mochte weder in der Präfectur, noch im Hotel der Militärdivision wohnen, sondern blieb im Gasthause zu den drei Delphinen, wo er zuerst abgestiegen war, weil er es sich während dieser Expedition zum Gesetz gemacht hatte, seine Bedürfnisse überall zu bezahlen, um sich in diesem Punkte von den Prinzen von Bourbon zu unterscheiden, deren Reisen für die besuchten Provinzen sehr lästig gewesen waren.

Kaum hatte er die bescheidenen Gemächer im Hotel zu den drei Delphinen bezogen, als er sich anschickte, diejenigen zu empfangen, die sich vorstellten, und er brachte den Abend damit zu sich, mit dem Maire, den Municipalbehörden, den Chefs der Truppen zu unterhalten und sich von Zeit zu Zeit am Fenster zu zeigen, um die Ungeduld des Volkes zu befriedigen. Den officiellen Empfang der Departementalbe=

hörden, sowie die Revue der Truppen verschob er auf den nächsten Tag.

Den folgenden Tag, den 8., verwendete er den ersten Theil des Vormittags dazu, Befehle in Betreff der Organisation seiner Regierung in den soeben eroberten Landestheilen zu geben, worauf er die Civil-, die richterlichen und Militärbehörden empfing. Indem sie ihm zu seinem Triumph gratulirten und ihm einen noch vollständigern Triumph während seines Marsches auf Paris voraussagten, priesen sie alle sich glücklich, ihn wiederkehren zu sehen, um die bedrohten Grundsätze der französischen Revolution wieder zur Geltung zu bringen, und gleichwol erklärten sie ihm, unter zahlreichen Betheuerungen der Ergebenheit, kühn, daß er sich zu einer neuen, von der vorigen ganz verschiedenen Regierung anschicken müsse, zu einer ebenso friedlichen als liberalen Regierung. Obwol der Respect vor der kaum wiederhergestellten Autorität Napoleon's groß war, so war die Sprache doch nicht mehr diejenige, die man gegen einen Gebieter, sondern diejenige, die man gegen das Haupt eines freien Staates führt. Obwol die Gesichter nach wie vor in seiner Gegenwart Neugier und Bewunderung ausdrückten, zeigten sie doch nicht mehr jene demüthige Unterwürfigkeit, die sich ehmals kund gab, sowie man ihn erscheinen sah.

Napoleon zeigte sich weder belästigt noch mißvergnügt. Ruhig, heiter und als habe er sich ganz in seine neue Rolle geschickt, sagte er Allen, mit denen er sich, sei es unter vier Augen, sei es öffentlich, unterredete, bald in der vertraulichen Sprache der Unterhaltung, bald in der gemessenen Sprache des officiellen Empfangs, er habe sechs Monate dazu verwendet, über die Vergangenheit nachzudenken und sich zu bestreben, nützliche Lehren daraus zu ziehen; die

Lästerungen deren Gegenstand er gewesen, hätten ihn, weit entfernt ihn zu erbittern, vielmehr unterrichtet; er sehe, wessen Frankreich bedürfe, und werde bestrebt sein, es ihm zu verschaffen; der Friede und die Freiheit seien, er wisse es, ein gebieterisches Bedürfniß der Zeit, und er werde sie fortan zur Richtschnur seines Benehmens machen; er habe allerdings die Größe geliebt und dem Eroberungsdrange zu sehr nachgegeben, aber er sei nicht der einzige Schuldige; es hätten die Mächte Europas durch ihre Unterwürfigkeit, die constituirten Staatskörper durch ihre Bereitwilligkeit, ihm das Blut und die Schätze Frankreichs darzubieten, und Frankreich selbst durch seinen Beifall zu einem Drange beigetragen, der allgemein gewesen sei; übrigens sei das Verlangen, Frankreich zur Beherrscherin der Nationen zu machen, zu entschuldigen, man müsse sich dasselbe verzeihen, aber ihm nicht wieder nachgeben; er würde den Vertrag von Paris nicht unterzeichnet haben, denn er habe nicht gezögert, lieber vom Throne zu steigen, als seinerseits Frankreich dasjenige zu nehmen, was er ihm nicht gegeben, aber die Achtung der Verträge sei das Gesetz jeder regelmäßigen Regierung, er acceptire daher den einmal unterzeichneten Vertrag von Paris und werde ihn zur Grundlage seiner Politik nehmen; mit Hilfe dieser Erklärung zweifelt er nicht an der Erhaltung des Friedens; er habe den Ausdruck dieser Gesinnungen an seinen Schwiegervater gelangen lassen, er habe Gründe zu hoffen, daß diese Erklärung ihm die Mitwirkung Oesterreichs verschaffen werde, er sei im Begriff, nochmals über Turin nach Wien zu schreiben, und er zähle auf die baldige Ankunft seiner Frau und seines Sohnes in Paris.

Was die innere Regierung Frankreichs anlangt, so sagte Napoleon, indem er sich der Sprache der Leiden-

schaften jener Zeit bediente, er komme um die Bauern vom Zehnten, die Inhaber von Nationalgütern von einer drohenden Spoliation, die Armee von unerträglichen Demüthigungen zu retten und überhaupt den Triumph der Grundsätze von 1789 sicher zu stellen, die durch die Unternehmungen der Emigration gefährdet worden; die Bourbonen, besäßen sie auch die ihnen mangelnde Einsicht und Kraft, würden sich dennoch niemals anders zu benehmen vermocht haben, als sie es gethan; als Vertreter eines feudalen Königthums, das sich auf Adel und Priester stütze, die mit ihnen geächtet worden, hätten sie auch nicht ohne dieselben zurückkehren können; während man sich zu hüten habe, ungerecht oder beleidigend gegen die Bourbonen zu sein, müsse man aus ihren Fehlern einen einzigen Schluß ziehen, nämlich den, daß sie unverträglich mit Frankreich seien und daß man, um die neuen Interessen zu schützen, einer auf diesen Interessen beruhenden, durch sie und für sie gebildeten neuen Regierung bedürfe; sein Sohn, für den er zu arbeiten gedenke, werde der wahre Repräsentant dieser Regierung sein; er komme, um dessen Regierung vorzubereiten und dafür zu sorgen, daß dieselbe würdig und ruhig sei; übrigens würden, wenn er auch nicht gekommen wäre, die Bourbonen dennoch inmitten der Convulsionen erlegen sein, die sie veranlaßt haben würden; er dagegen werde, indem er den neuen Interessen Sicherheit, dem Geiste der Freiheit Genugthuung verschaffe, den künftigen Erschütterungen vorbeugen, indem er deren Ursache beseitige; er selbst werde die Revision der kaiserlichen Constitutionen beantragen, um die wahre Repräsentativmonarchie, die einzige einer so gebildeten Nation wie die französische, würdige Regierungsform daraus hervorgehen zu lassen; wer immer ihn bei

diesem patriotischen Werke unterstützen werde, solle willkommen sein, denn er wolle aus den letzten Ereignissen nur Lehren ziehen und nicht Gegenstände des Grolls daraus machen; er werde alle diejenigen mit offnen Armen empfangen, welche sich der nationalen Sache widmen würden; man habe recht gethan, die Bourbonen aufzunehmen, deren Regierungsweise noch einmal zu versuchen, er könne es niemand verargen, zu diesem Versuche die Hand geboten zu haben, denn bei seinem Abschiede von Fontainebleau habe er es seinen treuesten Dienern gerathen; aber der Versuch sei gemacht und man müsse nothwendigerweise daraus schließen, daß die Regierung der Bourbonen unmöglich sei; er erwarte daher mit Vertrauen und werde herzlich aufnehmen die Rückkehr aller guten Franzosen zur Sache der Revolution, der Freiheit und Frankreichs, deren wahre und alleinige Vertreter er und sein Sohn seien.

In allem, was er sprach, räumte Napoleon einfach, offen und geschickt dasjenige ein, was man ihm hätte vorwerfen können, sodaß er den Tadel verstummen ließ, indem er ihm zuvorkam. Er drückte sich übrigens mit einer genügenden Würde aus, indem er eigne und fremde Fehler auf Rechnung der Umstände brachte, die, sagte er, stärker als die Menschen seien. Er entschuldigte sogar die Bourbonen, indem er bemüht war, sie minder schuldig darzustellen, um sie unverbesserlicher erscheinen zu lassen, und die Rechte seiner Dynastie erwähnte er stets nur als die Rechte der Nation selbst; von seinem Sohne sprach er öfter als von sich selber, um anzudeuten, daß er auf dem Schauplatze einzig und allein wieder erscheine, um auf dem Haupte eines Kindes, welches dasjenige Frankreichs sein werde, eine friedliche, liberale und glückliche Regierung vor-

zubereiten. Diese Erklärungen erzielten einen allgemeinen Erfolg, selbst bei denjenigen, denen dieser Wiederherstellungsversuch des Kaiserthums im Angesichte des bewaffneten Europas Furcht einflößte und die desgleichen bei Napoleon dessen Gewohnheiten willkürlicher und unbedingter Macht fürchteten. Man schmeichelte sich oder man fand wenigstens, nachdem der Würfel einmal gefallen war, ein Vergnügen darin, sich zu schmeicheln, daß es bei solchen Ansichten und mit seinem durch Ruhe, Nachdenken und Unglück verjüngten Genie ihm gelingen werde, die Schwierigkeiten seiner neuen Rolle zu überwinden und Frankreich alles zu geben, was er wohlgesinnt genug war, ihm zu versprechen.

Auch in den unruhigsten Lagen jederzeit ungestört und klar in seinen Gedanken, unterhielt er sich mit Hrn. Berryat-Saint-Prix über einige Bestimmungen unsrer Gesetzbücher, worüber die Rechtsgelehrten nicht einig waren, und er versprach ihm, die Prüfung und nöthigenfalls die Aenderung dieser Bestimmungen unter die Zahl der legislativen Reformen aufzunehmen, womit er sich im Schooße eines tiefen Friedens beschäftigen wollte, an dessen Störung er, wie er sagte, nicht mehr denken werde.

Nachdem er solchergestalt den verschiedenen Behörden Audienz ertheilt, ließ er die Truppen die Revue passiren und wurde von ihnen natürlich mit Entzücken empfangen. Das in Grenoble casernirte 5. Linienregiment, das von Chambery gekommene 7. und 11., das von Vienne herbeigezogene 4. Husarenregiment, das 3. Genie-, das 4. Artillerieregiment ließen bei seinem Anblick Zurufungen erschallen, deren Lebhaftigkeit an Wahnwitz grenzte. Zwei oder drei Corpschefs hatten aus militärischer Gewissenhaf-

tigkeit ihr Regiment verlassen, aber die meisten waren geblieben, indem sie sich durch die Macht einer Revolution ihres Eides für entbunden hielten. Die von den Soldaten in ihren Tornistern sorgsam aufbewahrten dreifarbigen Cocarden waren mit einer magischen Schnelligkeit wiedererschienen; selbst die, man weiß nicht wo, versteckten Adler hatten sich auf der Spitze der dreifarbigen Fahnen wiedergefunden und man hätte kaum glauben mögen, daß die kaiserliche Regierung ein ganzes Jahr unterbrochen gewesen. Napoleon sprach zu den Soldaten viel von ihrem durch die Emigration gebrandmarkten Ruhme, wiederholte ihnen dann, er wolle den Frieden, er rechne darauf, denn er sei entschlossen, sich nicht mehr in die Angelegenheiten anderer zu mischen, aber er werde auch nicht dulden, daß man sich in die Angelegenheiten Frankreichs mische, und wenn man sich unglücklicherweise dennoch darein mische, zweifle er nicht, sie ebenso tapfer und ebenso glücklich wie ehemals zu finden. Er fügte hinzu, nachdem er unter der Escorte seiner mit ihm von der Insel Elba gekommenen Exilsgefährten auf Grenoble marschirt sei, werde er unter der Escorte der Braven, die sich seiner Sache angeschlossen, auf Lyon und Paris marschiren und solchergestalt die Eroberung Frankreichs vollenden, die erfolgen werde, wie die der Provence und Dauphiné erfolgt sei, nicht durch Waffen, sondern durch die unwiderstehliche Begeisterung der Armee und des Volks; die Stunden seien kostbar, man dürfe den Bourbonen nicht Zeit lassen, zur Besinnung zu kommen und das Ausland zu Hilfe zu rufen; es sei also von Wichtigkeit, ohne Verlust eines einzigen Augenblicks sofort aufzubrechen. Daher setzte er in Person die Truppen, nachdem er die bereit gehaltenen Rationen unter sie vertheilen

lassen, um 4 Uhr Nachmittags in Marsch, indem er sie über Bourgoin auf Lyon dirigirte.

Als er sie verließ, kündigte ihnen Napoleon an, er werde ihnen auf dem Fuße folgen, spätestens den nächsten Tag an ihrer Spitze sein und sich die Thore von Lyon öffnen, wie er sich die von Grenoble geöffnet habe, indem er die dreifarbige Fahne zeigen werde. Das 5., 11. und 7. Linien-, das 3. Genie- und das 4. Artillerieregiment brachen, mit einem Feldpark von 30 Kanonen versehen und mit dem 4. Husarenregiment an ihrer Spitze, unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! nach Lyon auf. Es war dies ein Corps von 7000 Mann, die vollständig fanatisirt, hinreichend, die den Bourbonen getreuen Soldaten, falls man solchen begegnete, zu besiegen, aber noch sicherer waren, durch das Gefühl, welches sie selber fortgerissen hatte, alle die Truppen mit fortzureißen, die man versuchen würde ihnen entgegenzustellen.

Getreu der alten Gewohnheit, die er auf seinen Feldzügen hatte, zu arbeiten, während seine Armeen marschirten, kehrte Napoleon in das Hotel zu den drei Delphinen zurück, um daselbst unerläßliche Befehle zu ertheilen, indem er sich vornahm, den folgenden Tag unter der Escorte der Soldaten der Insel Elba abzureisen, welche, dank dieser Veranstaltung, einen Rasttag genossen haben würden. Auf diese Weise sollte er den zweitfolgenden Tag, den 10., vor den Thoren von Lyon an der Spitze einer Truppenmasse eintreffen, die weit ansehnlicher war als alle diejenigen, die man ihm entgegenzuschicken im Stande sein würde.

Er war unzufrieden mit dem Präfecten Fourier, der ihn nicht erwartet hatte und von Grenoble geflohen war, um sich nicht in seiner Gegenwart zu befinden. — Er

war mit uns in Aegypten, wiederholte er; er hat an der Revolution theilgenommen, er hat sogar eine der an den Convent gerichteten Adressen gegen den unglücklichen Ludwig XVI. unterzeichnet (in diesem Punkte irrte sich Napoleon), was hat er doch mit den Bourbonen gemein? — In der ersten Regung seines Unwillens war Napoleon schon im Begriff, eine Maßregel gegen Hrn. Fourier zu ergreifen, als man ihm die Erklärungen mittheilte, die dieser Präfect bei seiner Abreise von Grenoble auf indirectem Wege an ihn gerichtet hatte. Er beruhigte sich und fertigte den Befehl an ihn aus, sich zu Lyon bei ihm einzustellen. Den nämlichen Befehl fertigte er an den General Marchand aus, und schrieb darauf an Marie Louise, welcher er seinen Einzug in Grenoble und die Gewißheit seines baldigen Einzugs in Paris meldete, indem er ihr zugleich zuredete, sich bei ihm einzufinden, ihm seinen Sohn zu bringen und dem Kaiser Franz die Versicherung seiner friedfertigen Absichten zu wiederholen. Er adressirte dieses Schreiben an den General von Bubna, Commandanten der österreichischen Truppen zu Turin, den nämlichen, mit dem er zu Dresden im Jahr 1813 so freundschaftlich unterhandelt hatte, empfahl ihm, das Schreiben an Marie Louisen gelangen zu lassen, und beschloß, den Courier, der seine Sendung beförderte, öffentlich die Straße des Mont-Cenis einschlagen zu lassen, damit man an hergestellte Communicationen mit dem österreichischen Hofe glauben möchte. Donnerstag, den 9., nachdem alle seine Befehle ertheilt waren, verließ er zu Mittag, begleitet von den Wünschen des Volkes der Dauphiné, Grenoble und trat den Weg nach Lyon an.

Während Napoleon solchergestalt in Frankreich eindrang und sich nach und nach der zu seiner Bekämpfung

abgeschickten Truppen bemächtigte, hatte das Gerücht von seinem Erscheinen überall eine gewaltige Aufregung verursacht. Diese am Nachmittag des 1. März vom Golf Juan ausgegangene Kunde hatte sich so geschwind verbreitet, als es die Communicationsmittel gestatteten, die man zu jener Zeit besaß. Sie war den 3. nach Marseille gelangt und hatte die heißblütige Bevölkerung dieser Stadt in einen Zustand außerordentlicher Unruhe versetzt. Sie hatte den 5. morgens Lyon erreicht, wo sie die Einwohner getheilt und sehr gegeneinander animirt gefunden hatte; endlich durch den Telegraphen nach Paris befördert, war sie um die Mitte dieses nämlichen Tages, des 5., dort angekommen. Durch Hrn. de Vitrolles augenblicklich Ludwig XVIII. überbracht, hatte sie diesen außerordentlich überrascht, der, indem er im allgemeinen alle Dinge ziemlich kaltblütig zu betrachten pflegte, sich im ersten Momente mehr erstaunt als beunruhigt gezeigt hatte und, so zu sagen, in den Augen derjenigen, die ihn umgaben, zu entdecken suchte, was man von diesem großen Ereignisse denken müsse. Nach der unmäßigen Freude der Einen, welche glaubten, man brauche den Flüchtling der Insel Elba nur zu ergreifen und zu erschießen, und ebenso nach dem Schrecken der Andern, die ihn bereits als Gebieter aller gegen ihn geschickten Truppen sahen, hatte er bald begriffen, daß das Ereigniß von der größten Wichtigkeit sei, und hatte unter den widersprechenden Ansichten seiner gewohnten Rathgeber herauszufinden versucht, was am füglichsten zu thun sein möchte. Seit früher Jugend gebrechlich, im Exile stets nur sehr wenig thätig gewesen, während er sich sogar sehr oft über die unaufhörliche Thätigkeit seines Bruders lustig gemacht hatte, war er ebenso sehr aus Ge-

wohnheit als aus Naturanlage träge geworden, mochte nicht gern schnelle und entscheidende Entschlüsse fassen und war in schwierigen Fällen ebenso schwerfällig am Geiste als am Körper.

Nach dem Beispiele seiner Präfecten wollte er die Neuigkeit so lange als möglich geheim halten lassen. Eingeweiht in das furchtbare Geheimniß waren anfangs nur die Prinzen, der Kriegsminister, dessen man unter solchen Umständen nicht entrathen konnte, Hr. de Blacas, der stets von allem unterrichtet war, und Hr. de Vitrolles, welcher von den Trümmern des alten Ministeriums den Telegraphen behalten hatte. Die Prinzen waren äußerst beunruhigt, denn durch ihre Stellung berufen, sich an die Spitze der Truppen zu stellen, begriffen sie mehr denn irgend Jemand die Schwierigkeit ihrer Rolle. Was den Marschall Soult, den Kriegsminister, anlangt, der sich den Bourbonen in die Arme geworfen hatte, als ob er der furchtbaren Gestalt Napoleon's niemals hätte wieder begegnen sollen, so war derselbe bestürzt über die Schwierigkeiten, die sich vor ihm aufthürmten. Trotzdem stellte er einen großen Eifer zur Schau. Der sich Jedermann von selbst darbietende Gedanke war, den Prinzen das Commando der verschiedenen Truppenmassen, die man bilden wollte, zu geben, und die bedeutendste dieser Massen unter die Befehle des Grafen von Artois zu stellen, der stets der rührigste unter den Mitgliedern der Familie und der populärste unter den extremen Royalisten war, welche diesmal ausgezeichnete Dienste leisten konnten, wenn ihre Ergebenheit eben so thätig als geräuschvoll war. Da sich Napoleon seit dem 1. März im Marsche befand und sich, welche Straße er auch eingeschlagen hatte, die von Grenoble oder die von Marseille, jedenfalls auf Lyon hatte wenden

müssen, so war es auch offenbar Lyon, wo man ihm begegnen sollte und wo man die Widerstandsmittel anhäufen mußte. Der Graf von Artois erbot sich mit großer Bereitwilligkeit, sich dorthin zu begeben, und diese Maßregel war so natürlich, daß sein Anerbieten auf der Stelle angenommen wurde. Man kam auf den Gedanken, ihm seine beiden Söhne als Stellvertreter zu geben, indem der Herzog von Berry zur Linken, der Herzog von Angoulême zur Rechten (der letztere befand sich in diesem Augenblicke zu Bordeaux), ein jeder aus den Provinzen, die sie zu besuchen pflegten, abgehen und deren Truppen auf die Flanken Napoleon's führen sollte. Man kam überein, daß der Herzog von Berry, der mit den östlichen Provinzen bekannt war, sich nach der Franche-Comté begeben, die Linientruppen und die gutgesinnten Nationalgarden zu Besançon sammeln und sie über Lons-le-Saulnier auf die Linke von Lyon führen sollte; daß dagegen der Herzog von Angoulême, mit der Bevölkerung des Südens vertraut, Bordeaux sofort verlassen, sich über Toulouse nach Nimes begeben und solchergestalt mit den Truppen, die er zusammengebracht haben würde, Napoleon im Rücken fassen sollte. Die Combinationen, die der Kriegsminister für sehr geschickt hielt, setzten zwei Bedingungen voraus: erstens, daß man die Zeit haben würde, die Truppen auf diesen verschiedenen Punkten zu sammeln, und zweitens, daß sie treu sein würden. Nun faßte man aber den Beschluß den 5. Abends; die den 6. ausgefertigten Befehle konnten an jedem Orte erst den 7., 8., 9., 10., je nach den Entfernungen, eintreffen, erforderten überdies eine gewisse Zeit für ihre Ausführung, und man hat gesehn, daß Napoleon schon im Laufe des 10. vor Lyon sein mußte. Was die Treue der Truppen anlangt, so zeigt die vorstehende

Schilderung, welche Hoffnung man in dieser Beziehung noch hegen durfte.

Der Kriegsminister zeigte trotzdem einen großen Eifer, eine große Thätigkeit, und schlug sehr ernsthaft als unfehlbare Rettungsmittel die soeben aufgezählten Maßregeln vor. Man ließ ihn gewähren, denn am Ende verstand er doch besser als die Männer, von denen der König umgeben war, wie man es anzugreifen hatte, um Soldaten in Bewegung zu bringen. In Unkenntniß über das zu La Mure und zu Grenoble Geschehene verzweifelte man nicht an der Treue der Truppen, und um sich derselben um so besser zu versichern, beschloß man, in der Armee populäre und geachtete Führer den Prinzen an die Seite zu stellen. Der in der Franche-Comté commandirende Marschall Ney ward gewählt, den Herzog von Berry zu begleiten. Der zu Bourges commandirende Marschall Macdonald erhielt Befehl, sofort nach Nimes abzureisen, um den Herzog von Angoulême zu unterstützen. Diese beiden Marschälle, die zu Fontainebleau die Unterhändler Napoleon's gewesen waren, schienen trefflich geeignet, ihm entgegengestellt zu werden. Man zweifelte nicht an der strengen Rechtlichkeit, mit welcher der Marschall Macdonald seine Pflichten erfüllen würde. Obwol man wußte, daß der Marschall Ney unzufrieden mit dem Hofe war und sich aus diesem Grunde auf seine Güter zurückgezogen hatte, so setzte man, was ihn anlangt, doch voraus, daß er, zumal wenn er sich der Scenen von Fontainebleau erinnerte, Napoleon's Rückkehr ungern sehen müsse, und man hoffte, daß beim Anblicke dieses furchtbaren Wiedererstandenen all seine Leidenschaften erwachen würden.

Endlich, um den Grafen von Artois einen Stellvertreter mehr zu verschaffen, und zwar einen solchen von großer Be-

deutung, traf man eine anscheinend boshafte, in Wahrheit aber sehr harmloserweise vom Grafen von Artois selbst vorgeschlagene Wahl, nämlich die des Herzogs von Orleans. Obwol sich dieser Prinz mit großer Behutsamkeit benahm, war er doch, wie wir erwähnt haben, der Gegenstand des ganzen Mißtrauens der Emigration geworden. In seiner Wohnung viel Besuch empfangend, war er den Militärs, die sich seiner Dienste in den republikanischen Armeen erinnerten, und ebenso den Anhängern der constitutionellen Ideen angenehm, die erfreut waren, ihre Ansichten von einem Mitgliede der königlichen Familie getheilt zu sehen. Diese Art von Popularität, an deren Mißbrauch der Herzog von Orleans ganz und gar nicht dachte, war dem Hofe ein Dorn im Auge, und Ludwig XVIII. war es nicht ungelegen, sich seiner zu entledigen, indem er ihn dem Grafen von Artois zugesellte, dem es seinerseits nicht ungelegen war, einen militärischen Bourbon an seiner Seite zu haben. Diese Wahl wurde ebenso bereitwillig genehmigt wie die andern, und man beauftragte den Kriegsminister, sofort die Bewegungen der Truppen und des Materials vorzuschreiben, welche die Folge der beschlossenen Combinationen sein sollten. Man kam überein, daß der Graf von Artois noch in der nämlichen Nacht vom 5. zum 6. März nach Lyon abreisen sollte. Man rief den Herzog von Orleans nach den Tuilerien, um ihm die Nachricht mitzutheilen, die man geheim hielt, und ihm durch den Mund des Königs selbst die Befehle zukommen zu lassen, die ihn betrafen. Dieser Prinz ließ nicht auf sich warten. — Nun, sagte Ludwig XVIII. mit der größten Gelassenheit zu ihm, Bonaparte ist in Frankreich. — Der Herzog von Orleans, welcher mit seinem gewohnten Scharfblick die Gefahr erkannte, die die Dynastie bedrohte, verhehlte

seine Befürchtungen nicht. — Was soll ich thun? antwortete Ludwig XVIII., indem er Ungeduld zu erkennen gab; es würde mir lieber sein, wenn er nicht da wäre, aber er ist da und wir müssen uns seiner entledigen, wie wir können. — Ueberzeugt, daß die zur Vertheidigung von Lyon gewählten Maßregeln zu spät kommen und wirkungslos sein würden, fühlte der Herzog von Orleans wenig Lust zu der Mission, die man ihm anbot, und suchte den König zu überreden, ihn zu Paris zu behalten, wo kein Prinz vom Geblüt mehr anwesend sein würde, wenn er sich entfernte, und wo die Popularität, deren er sich nicht rühmte, die aber bekannt war, nützlich würde sein können. Indem er jedoch zu bleiben verlangte, verlangte er gerade, was der König am wenigsten wünschte, und er mußte sich fügen und abreisen. Das einzige Resultat, welches seine Rathschläge erzielten, war, daß man den Herzog von Berry zu Paris zurückbehielt. Man glaubte in der That, daß man einen seiner Neffen beim König lassen müsse und daß es übrigens auch nicht rathsam sei, den allzu hitzigen Charakter des Herzogs von Berry sich selber zu überlassen. Man beschloß demzufolge, daß sich der Marschall Ney allein nach Besançon begeben sollte. Dieser Marschall, der sich auf seinem Gute Coudreaux befand, wurde durch den Telegraphen sofort nach Paris gerufen.

Nachdem man diese militärischen Maßregeln ergriffen, versammelte man die andern Minister, um sich mit den politischen Maßregeln zu beschäftigen. Der Eindruck war der nämliche bei allen, d. h. ein äußerst heftiger, gemischt mit einiger Reue bei denen, welche die begangenen Fehler einsahen, und bei den andern begleitet von einem einzigen Bedauern, nämlich zu mild, d. h. zu schwach gewesen zu sein,

wie sie behaupteten. Daher wollten sie auch ihre jüngst bewiesene Schwäche durch eine große Energie unter den gegenwärtigen Umständen gut machen. Ohne zu überlegen, ohne sich Rechenschaft zu geben von der ernsten Bedeutung des Actes, den sie zu begehen im Begriff standen, von dem furchtbaren Vergeltungsrechte, dem sie sich aussetzen würden, entwarfen sie eine Ordonnanz, gegründet auf den Artikel 14 der Charte, wodurch jedem Staatsbürger vorgeschrieben ward, Napoleon nachzustellen, ihn todt oder lebendig zu fangen und, wenn man ihn lebendig finge, an eine Militärcommission auszuliefern, die sofort die bestehenden Gesetze gegen ihn in Anwendung bringen und ihn folglich erschießen lassen sollte. Diese Ordonnanz war nicht allein gegen Napoleon, sondern auch gegen seine Gefährten und die Begünstiger seines Unternehmens gerichtet. Die constatirte Identität genügte, um sofortige Verurtheilung und Hinrichtung erfolgen zu lassen.

Zu diesem dictatorischen Acte, der ersten Anwendung jenes Artikels 14, welcher der Dynastie so verderblich werden sollte, gesellte man einen andern sehr rechtmäßigen und nothwendigen, nämlich die Einberufung der Kammern, die bis zum 1. Mai vertagt worden waren. Es gab nichts Wohlberechneteres, als sie um den König zu versammeln, damit er im Einverständniß mit ihnen die Vertheidigungsmaßregeln, welche die Umstände erheischten, ergreifen und solchergestalt Napoleon, dem Repräsentanten des Militärdespotismus, das vom gesammten Apparate der constitutionellen Freiheit umgebene Königthum entgegenstellen könnte. Die Kammern wurden daher aufgefordert, sich in möglich kürzester Frist zu versammeln und ihre in Paris anwesenden Mitglieder wurden ersucht, sich in ihre respectiven Paläste

zu begeben, um sich zu constituiren, sowie sie in beschlußfähiger Zahl sein würden.

Diese Montag den 6. März gefaßten, Dienstag den 7. (an dem Tage, wo Napoleon in Grenoble einzog) veröffentlichten Resolutionen offenbarten dem Publikum die große Neuigkeit, die man so lange, als es sich thun ließ, zurückgehalten, die aber nach und nach aus den Tuilerien entschlüpft war und unter den unterrichteten Leuten ein gewaltiges Aufsehen erregt hatte. Indeß milderten die veröffentlichten Umstände die erste Aufregung ein wenig. Die Regierung kannte noch weiter nichts, als die Landung Napoleon's im Golf Juan an der Spitze von 1100 Mann, den mißlungenen Versuch auf Antibes und den Marsch nach den Hochalpen. Die Präfecten hatten, indem sie diese Thatsachen gemeldet, die günstigsten Umstände hervorgehoben und die Regierung bemühte sich ihrerseits, dem Publikum den beruhigenden Eindruck mitzutheilen, den man ihr selbst einzuflößen gesucht hatte. Da man ein großes Gewicht auf die erste Kundgebung der Gesinnung der Armee legte, wies man mit besonderm Nachdruck auf das zu Antibes Geschehene hin und schilderte Buonaparte, wie man ihn damals nannte, als zurückgestoßen von den Truppen, denen er bei der Landung begegnet, und als genöthigt, sich ins Gebirg zu werfen, wo er bald unter den Streichen des Mangels oder der Justiz werde erliegen müssen. — Dieser feige Räuber, rief man, werde, unwürdig, den Tod der Helden zu sterben, bald den Tod der Verbrecher sterben, und man müsse dem Himmel danken, welcher Sorge getragen habe, ihn aus dem Schlupfwinkel, worin man die Schwachheit gehabt, ihn zu dulden, herausgehen zu lassen, um sich selber der Strafe darzubieten, die er nur zu sehr

verdient habe. — In dieser Weise beliebte es den eifrigen Royalisten die Sache zu betrachten, und nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, sahen sie in dem großen Ereignisse des Tages nur noch einen Gegenstand der Hoffnung.

Das übrige Publikum urtheilte anders darüber. Es schenkte der officiellen Version keinen Glauben und betrachtete Napoleon nicht als so gewiß verloren, wie man ihn gern darstellen wollte. Die Masse des Volks, die eine instinctartige Vorliebe für den Mann hegte, der seine Einbildungskraft so gewaltig aufgeregt hatte, empfand bei der Kunde von seiner Rückkehr eine geheime Freude. Die bis in das Innerste der Seele aufgeregten Militärs begannen für ihren alten General Wünsche zu nähren, aus denen sie kaum ein Hehl machten, obwol die Chefs eine strenge Pflichttreue affectirten. Die Revolutionäre, nachdem sie zehn Monate früher der Rückkehr der Bourbonen, die sie an Napoleon rächte, Beifall gezollt, spendeten jetzt ebenso der Rückkehr Napoleon's Beifall, die sie an den Bourbonen rächte. Die auf dem Lande zahllosen Inhaber von Nationalgütern betrachteten sich als von einer nahe bevorstehenden Spoliation errettet. Die Bourgeoisie hingegen, welche ruhig, nicht interessirt bei der Frage der Nationalgüter, wovon sie weit weniger als die Landbewohner gekauft hatte, und deren Wunsch der Friede und eine gemäßigte Freiheit war, fühlte sich schwer beunruhigt. Obwol verletzt durch die Parteilichkeit der Bourbonen für Adel und Geistlichkeit, wollte sie doch lieber die Bourbonen, indem sie ihnen Widerstand zu leisten gedachte, behalten, als mit Napoleon neue Aussichten auf Krieg und sehr wenig Aussichten auf Freiheit gewinnen. Diese Gesinnung war

namentlich die der Bourgeoisie von Paris, der besonnensten, weil sie viel Aufklärung und weit weniger von jenen Sonderinteressen der Provinz hat, welche den Ansichten eine schiefe Richtung geben. So war z. B. die Bourgeoisie in den durch die Continentalsperre ruinirten Seestädten von einer gewissen Wuth erfüllt, während sie in den Fabrikstädten, deren von Napoleon geschaffene Industrie durch die Verbindungen mit England stark gelitten hatte, eine wahre Freude empfand, welche nur durch die Kriegsbesorgnisse gemäßigt wurde.

Unter den wirklich aufgeklärten Männern herrschte nur ein Gefühl, das des Schmerzes. Diese im allgemeinen wenig zahlreichen Männer, die aber Einfluß besaßen, ohne danach zu trachten, erwarteten von der Rückkehr Napoleon's nur furchtbare Calamitäten. Ein jeder hielt den Krieg für unzweifelhaft. Der Congreß, den man der Auflösung nahe geglaubt, hatte sich prolongirt und es war offenbar, daß er nunmehr nicht auseinandergehen, sondern jedenfalls bemüht sein würde, den Mann, der alles in Wien zu Stande Gebrachte in Frage zu stellen gekommen war, zu stürzen, ohne ihm Zeit zu lassen, sich festzusetzen. Dies sollte denn zu einem neuen Kampfe auf Tod und Leben zwischen Frankreich und den europäischen Großmächten führen. Diese erste Gefahr mußte allein genügen, um jeden guten Bürger entschieden gegen den in diesem Augenblick gemachten Versuch zu stimmen. Das Unrecht war allerdings nicht alles auf Seiten Napoleon's, sondern auch auf Seiten der Bourbonen selbst, die durch ihre Fehler die Idee dieses Unternehmens eingegeben und dessen Erfolg vorbereitet hatten; aber mochte das Unrecht nun auf der oder jener Seite sein, für Frankreich war das Unglück das nämliche.

In Betreff der innern Angelegenheiten hatte man zwar nicht ebenso wichtige, aber immerhin ernste Beweggründe, das Unternehmen zu beklagen. Die Bourbonen hatten einen jeden beleidigt, dem sein Land theuer und der den Grundsätzen von 1789 zugethan war; indeß war man ja doch beschäftigt, ihnen die Spitze zu bieten und sie verfassungsmäßig zu besiegen. Die Wahlen des Jahres sollten ein Contingent gemäßigter Oppositionsmitglieder heranziehen, welche die unabhängige Majorität verstärken sollten, die sich in der Deputirtenkammer gebildet hatte, und solchergestalt war man eines regelmäßigen, vielleicht langsamen, aber früher oder später vollständigen Sieges über die unglücklichen Neigungen der Emigrirten gewiß. Auf diese Weise konnte man mit Hilfe der wahren Grundsätze der französischen Revolution eine vernünftige, gesetzmäßige, praktische Freiheit nach dem Vorbilde derjenigen herstellen, auf welcher das Glück Englands beruhte. Es war dies überdies ein schon begonnenes Werk und es war rathsamer, dasselbe zu Ende zu führen, als ein anderes zu unternehmen und solchergestalt immer von vorn anzufangen, ohne jemals etwas zu vollenden.

Konnte man übrigens mit Napoleon, selbst nachdem er durch Mißgeschick und Nachdenken aufgeklärt war, gleiche Chancen des Erfolges haben? Dies war sehr zweifelhaft. Allerdings konnte man mit ihm keine Schwierigkeit rücksichtlich der Grundsätze von 1789 haben, welche gewissermaßen seine politische Philosophie bildeten; bezüglich der constitutionellen Freiheit aber sollte man wahrscheinlich gewaltige Anstrengungen zu machen haben. Nahm man auch an, daß die Erziehung des Unglücks eine sehr schnelle bei ihm gewesen, mußte man nicht trotzdem seinem gewaltigen Willen, seinem

furchtbaren Genie begegnen und würde man ihn bewegen können, sich allen Forderungen des constitutionellen Regimes zu fügen? Mit ihm hatte man also einen gewissen Krieg, eine zweifelhafte Freiheit in Aussicht, und es war mehr als genug, um die aufgeklärten Männer abzuhalten, seine Rückkehr zu wünschen.

Man kann ohne Uebertreibung und Parteilichkeit sagen, daß sich diese Männer beinahe ausschließlich in den Reihen der constitutionellen Partei fanden. Man nannte constitutionelle Partei diejenige, welche eine regelmäßige Freiheit unter den Bourbonen zu gründen suchte, indem sie die letztern dieser Freiheit nach und nach durch gesetzmäßig über ihre schlechten Tendenzen errungene Siege zu unterwerfen gedachte. Sowol in den Kammern als außerhalb derselben war diese Partei einstimmig dafür, sich den Bourbonen anzuschließen und sie zu unterstützen zu suchen. Allerdings mischten sich mit der Großmuth dieses Entschlusses einige persönliche Gefühle. So z. B. fühlten sich die Mitglieder beider Kammern compromittirt, die einen, weil sie die Absetzung Napoleon's ausgesprochen, die andern, weil sie diesem Beschlusse eifrig beigetreten waren. Gewisse Schriftsteller, wie Hr. Benjamin Constant, hatten gegen das kaiserliche Regime eine so heftige Sprache geführt, daß sie sich dadurch mit dem wieder Souverän von Frankreich gewordenen Souverän der Insel Elba zum wenigsten unvereinbar gemacht hatten. Aber abgesehen von einigen persönlichen Beweggründen waren die meisten doch durch den vollkommen aufrichtigen Wunsch geleitet, ihren den Bourbonen geleisteten Eid zu halten, mit ihnen den begonnenen Bau der constitutionellen Freiheit zu vollenden und Frankreich einen neuen und verhängnißvollen Kampf mit Europa zu ersparen. Die Häup-

ter der constitutionellen Partei glaubten es übrigens ihrer Ehre schuldig zu sein, zu beweisen, daß ihre entweder in Reden oder in Schriften kund gegebene Opposition sich nicht gegen die Dynastie der Bourbonen, sondern gegen deren politisches Verfahren richtete. Es war das seitens dieser Männer ein loyales, verständiges und geschicktes Benehmen.

Diejenigen, die zu den Kammern gehörten, beeilten sich, sich nach dem Orte ihrer Sitzungen zu verfügen, dort einander zu sehen, sich zu besprechen und in ihren Unterhaltungen die Gesinnungen auszudrücken, die sie hegten, bis sie im Stande sein würden, dieselben durch ihre Reden kund zu geben, sobald sie in erforderlicher Zahl versammelt sein würden. Man suchte sich namentlich um den Präsidenten der Deputirtenkammer, Hrn. Lainé, zu gruppiren. Hr. Lainé, welcher aus Haß gegen Napoleon ein eifriger Anhänger der Bourbonen geworden war, hatte alle Ansichten der Royalisten ohne deren Vorurtheile. Er begann die begangenen Fehler, denen er übrigens nicht fremd war, zu erkennen und war nicht der Mann zu verbergen, was er fühlte. Er beeilte sich, diese Fehler einzuräumen und fand Nachahmung unter den gemäßigten Royalisten, selbst bei einigen der Minister.

Diese letztern bildeten, wie wir bereits bemerkt haben, kein wahres Cabinet. Damit sich unter der Regierungsform, die man damals Frankreich zu geben versuchte, ein Cabinet bilde, ist erstens erforderlich, daß der König darein willige, indem er duldet, daß sich ein Wille neben dem seinigen geltend mache; zweitens muß sich unter den Ministern ein Chef befinden, den seine Collegen als solchen gelten lassen und den ebenso die Kammern wie der König als ihren Vermittler und ihr verknüpfendes Band anneh-

men. Nun hatte aber Ludwig XVIII., wie wir gleichfalls bemerkt haben, obwol er weniger als irgend einer der Monarchen, die wir gehabt haben, das Schauspiel freier Versammlungen scheute, was er einem langen Aufenthalt in England verdankte, doch bis dahin noch nicht alle die Opfer an Autorität gebracht, welche das Repräsentativregime erfordert, und wenn er in der Praxis viel von seiner königlichen Macht abtrat, so geschah das ebenso sehr aus Abneigung gegen die Geschäfte, als aus Einsicht. Wie dem nun sein mag, er suchte sich keinen wirklichen Cabinetschef zu verschaffen und übrigens hatte er in seiner Umgebung auch keinen Mann, der befähigt gewesen wäre, es zu werden. Hr. de Talleyrand, zerstreut und nachlässig, konnte es nicht sein, obwol er die hervorragendste Persönlichkeit jener Zeit war. Hr. de Montesquiou, der bedeutendste nächst Hrn. de Talleyrand und der einzige, der fähig war, vor einer Versammlung zu figuriren, hätte dieser Chef sein können, wenn man den Kammern mehr Wichtigkeit beigelegt und wenn er den zugleich geschmeidigen, festen und arbeitsamen Charakter besessen hätte, den diese Rolle erheischt. Es gab also, wie wir schon bemerklich zu machen Gelegenheit gehabt haben, Minister und kein Ministerium. Diese Minister theilten sich in Männer von Geist, welche die begangenen Fehler einsahen und selbst geneigt waren, sie anzuerkennen und in Mitschuldige oder Augendiener der Emigration, welche glaubten, daß, wenn man sich eines Fehlers schuldig gemacht habe, derselbe nur darin bestehe, zu schwach, zu nachgiebig gegen die gegnerischen Parteien gewesen zu sein. Unter die erstern mußte man den Baron Louis rechnen, der ausschließlich mit den Finanzen beschäftigt war und in seiner Specialität die Eigenschaften eines großen Ministers

entfaltet hatte; desgleichen Hrn. Beugnot, den die Emigration sehr ungerechterweise angriff, weil er ihre Einmischung in die Polizei zurückgewiesen hatte, und dem die eifrigen Royalisten mit Bitterkeit vorwarfen, die Entweichung von der Insel Elba stattfinden gelassen zu haben, die er in seiner Eigenschaft als Minister der Marine durch wachsamere Kreuzfahrten hätte verhindern sollen; ferner Hrn. de Jaucourt, welcher zeitweilig Hrn. de Talleyrand's Stelle einnahm, außerhalb der Angelegenheiten seines Departements wenig Erfahrung hatte, übrigens ein rechtlicher, verständiger und gemäßigter Mann war; endlich Hrn. de Montesquiou, welcher wahrnahm, bis zu welchem Punkte man sich nach und nach aus der wahren Strömung der nationalen Gesinnungen hatte fortreißen lassen, es mit einer edlen Offenheit einräumte, mit allen Parteien, am meisten aber mit seiner eigenen unzufrieden war, der er bereitwillig alles eingetretene Unglück schuld gab, und in seinem Unmuth zu sagen pflegte, er und seine Collegen könnten nichts Besseres thun, als ihren Platz Männern abtreten, die populärer und zur Rettung des Königthums befähigter wären.

Dagegen theilten die HH. Dambray und Ferrand aus Verblendung und der Marschall Soult der Verpflichtungen wegen, die er den extremen Royalisten gegenüber übernommen hatte, die Ansichten der Emigration. Nach ihrer Meinung mußte man ganz einfach etwas mehr Royalist, als man es bisher gewesen, namentlich aber strenger sein, rechts und links zuschlagen, wenn man Gelegenheit dazu hatte, vielleicht auch einige von den Concessionen der Charte zurücknehmen (letzteres sagte man ganz leise), und durch diese Mittel die Monarchie zu retten versuchen. Hr. de Blacas sprach sich nicht aus. Er sah klar genug, um zu erkennen,

daß man sich in der einen und in der andern Richtung geirrt hatte, aber er betrachtete sich als dermaßen mit dem Königthume identificirt, daß er nicht einmal an die Möglichkeit dachte, seinerseits dem Tadel oder dem Wechsel unterliegen zu können.

Die reuigen Minister hatten sich Hrn. Lainé genähert und namentlich hatte Hr. de Montesquiou keinen Anstand genommen, zu sagen, wenn man drei oder vier Mitglieder des Cabinets, ihn selber mit eingeschlossen, opfern müsse, so sei er bereit, sie in den Abgrund zu werfen, um denselben zu verschließen. Hr. Lainé hatte diesen Gesinnungen großen Beifall gespendet und war bestrebt gewesen, sich mit den Führern der gemäßigten Opposition, sowol in den Kammern als außerhalb derselben, zu umgeben. Namentlich zwei derselben hatte er an sich gezogen, nämlich Hrn. Benjamin Constant, dessen Schriften ein bedeutendes Aufsehen erregt hatten, und Hrn. de Lafayette, der, nachdem er zum Beweise, daß er bereit sei, die Freiheit unter den Bourbonen anzunehmen, Ludwig XVIII. im Augenblick der Bekanntmachung der Charte einen Besuch abgestattet hatte, auf sein Gut Lagrange zurückgekehrt war und dort ruhig lebte, bis daß er von den Wählern die ausdrückliche Mission erhalten würde, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen.

Unter Hrn. Lainé, Hrn. de Montesquiou und den verschiedenen Führern der constitutionellen Partei hatte man gewisse Ideen laut werden lassen, wie z. B. drei oder vier Minister zu wechseln, wie Hrn. de Montesquiou, der sich selber als Opfer anbot, und die HH. de Blacas, Soult, Ferrand, die sich nicht anboten, an ihren Platz populäre Persönlichkeiten zu stellen, die Pairskammer zu verstärken,

Männer, die sich durch große Civil- und Militärdienste ausgezeichnet, in dieselbe zu rufen, die Deputirtenkammer zu vervollständigen, indem man die beiden Serien, deren Vollmachten erloschen waren, durch Deputirte ersetzen ließe, die der öffentlichen Meinung genehm wären, und da man nur über wenig Zeit zu verfügen hatte, diese Wahlen der Kammer selbst zu überlassen; ferner, die Nationalgarden zu reorganisiren, sie aus der im allgemeinen guten Bourgeoisie zu bilden und deren Obercommando Hrn. de Lafayette zu übertragen; sich über die Nationalgüter in einer alle Besorgnisse der Inhaber zerstreuenden Weise zu erklären; endlich, die Maßregeln zu untersuchen, welche die Armee verletzt hatten, sie sofort aufzuheben und entgegengesetzte Anordnungen an ihre Stelle treten zu lassen.

Hr. de Montesquiou hatte zu glauben geschienen, daß keine dieser Concessionen, auch selbst die Wahl des Hrn. de Lafayette, ein zu hoher Preis für den Dienst sei, den man leisten werde, indem man die Monarchie rette. Die Minister, welche gegen die Concessionen waren, und namentlich die geopferten, hatten ein lautes Geschrei erhoben und Hr. de Blacas, der für Rechnung Ludwig's XVIII., welcher sich nicht aussprach, alles anhörte, blieb unbeweglich und schweigsam. Hr. Lainé, welcher voraussah, daß Napoleon mit seiner gewohnten Schnelligkeit marschiren werde, drang vergebens darauf, daß man rasch einen Entschluß fassen möchte; Hr. de Montesquiou, vom Hofe desavouirt, seit er so verständige Ansichten zeigte, konnte nicht wohl eine Antwort ertheilen, die er selber nicht erhielt, und Ludwig XVIII., der sich ebenso mit den Vorstellungen des vernünftigen Theils der Royalisten, als mit dem ungestümen Gebahren des exaltirten Theils bestürmt sah und nicht wußte,

wen er hören, wem er glauben sollte, zog es in solcher Ungewißheit vor, nicht aus seinen Gewohnheiten herauszugehen, d. h. Hrn. de Blacas zu behalten und niemand zu entlassen.

In dieser peinlichen Verlegenheit beschränkte man sich nicht darauf, die Constitutionellen zu Rathe zu ziehen, die unter allen Oppositionsgliedern es allein ehrlich meinten, allein von dem Wunsche beseelt waren, die Dynastie zu erhalten, indem man ihr Verfahren verbessern würde; man knüpfte auch gewisse Verbindungen mit den hervorragendsten Revolutionären wieder an, wie z. B. den HH. Fouché, Barras und Andern, indem man es in diesem Punkte wie die Kranken machte, die fast immer geneigt sind, die Empiriker, die ihnen schmeicheln, den wahren Aerzten vorzuziehen, die ihnen unangenehme Mittel verschreiben. Fügen wir hinzu, daß in den Parteien die Eigensinnigen, die Tollköpfe, sobald sie genöthigt sind, unter ihren Gegnern zu wählen, lieber den extremen, die ihnen gleichen, als den gemäßigten verzeihen, mit denen sie ebenso wenig Charakter- als Meinungsverwandtschaft haben.

Die bei Hrn. Fouché in der Regel angewendeten Mittelspersonen stellten ihm noch einmal das Ministerium der Polizei in Aussicht, das man ihm verleidet hatte, indem man ihn zu lange darauf warten lassen, aber sie fanden ihn diesmal ausweichend, weit weniger als gewöhnlich beeifert, seine Rathschläge zu ertheilen, und deutlich zu erkennen gebend, daß es zu spät sei. Hr. d'André, der die Polizei mit Klugheit und Mäßigung leitete, suchte selbst den Herzog von Rovigo an sich zu ziehen, um sich dessen Rath zu verschaffen, und der Herzog von Rovigo antwortete ihm ohne Umschweif, man habe die Männer des Kaiser-

thums und besonders die der Armee so schlecht behandelt, daß sehr wenig Aussicht vorhanden sei, irgend einen derselben wiederzugewinnen.

Während man sich auf Seiten der Royalisten abmühte, ohne etwas auszurichten, mühte man sich seitens der Bonapartisten und Revolutionäre nicht minder und in ebenso erfolgloser Weise für das Ziel ab, das man im Auge hatte. Die Einen wie die Andern waren, als sie das Erscheinen Napoleon's erfuhren, wie durch einen Donnerschlag überrascht worden. Der Herzog von Bassano, der allein sich mit der Insel Elba in Verbindung gesetzt hatte, und zwar einzig um einige Nachrichten dorthin zu senden, war nicht weniger als die Andern überrascht gewesen, denn Hr. Fleury de Chaboulon hatte ihm seit seiner Abreise nichts gemeldet und war noch nicht zurückgekommen. Während er ein unglückliches Resultat befürchtete, beklagte der alte und getreue Diener Napoleon's jetzt den wenn auch noch so kleinen Antheil, den er an der Entscheidung seines Gebieters gehabt haben konnte. Die jungen Militärs, die ersten Erfinder des oben erörterten Complots, die keine Verbindung mit der Insel Elba, nicht einmal mit dem Obersten de La Bédoyère gehabt hatten, wollten jetzt, während sie eifriger denn je geworden waren, auf der Stelle handeln, um das Unternehmen Napoleon's zu unterstützen. Die Bonapartisten vom Civilstande, die HH. Regnaud de Saint-Jean d'Angely, Boulay de la Meurthe, Thibaudeau und andere, die ebenso wenig wie der Herzog von Bassano unterrichtet waren, fürchteten in gleichem Grade zu handeln, als nicht zu handeln, denn wenn es gut sein konnte, im Norden eine Diversion zu Gunsten Napoleon's zu bewerkstelligen, so war es andererseits mög=

lich, daß man die Plane desselben störte, wenn man zu einer Bewegung rieth, die er weder vorausgesehen noch angeordnet hatte. Gewohnt, die Bestimmungen des Kaisers zu erwarten und denselben nicht vorzugreifen, sahen sie sich in die außerordentlichste Verlegenheit gestürzt.

Was die Revolutionäre anlangt, so waren sie im allgemeinen zufrieden. Indeß hatte sich der hervorragendste unter ihnen, Hr. Fouché, obwol er große Ereignisse, die seiner unruhigen Natur allezeit angenehm waren, über alles liebte, doch durch die Nachricht von Napoleon's Rückkehr, wodurch seine Berechnungen gestört wurden, sehr unangenehm berührt gefühlt. Durch die Stellung, die er im Mittelpunkte aller, selbst der royalistischen Intriguen eingenommen hatte, glaubte er in der That die Bourbonen in seiner Hand zu haben und im Stande zu sein, sie beliebig aufrecht zu halten oder zu stürzen. — Wir waren im Begriff, sagte er zu seinen Vertrauten, ein Ministerium von Königsmördern, wie Carnot, Garat und mir, desgleichen unbeugsamen Militärs wie Davout zu bilden, und wir würden die Bourbonen entweder entfernt oder beherrscht haben. Aber da kommt dieser fürchterliche Mann, um uns seinen Despotismus und den Krieg zu bringen. Indeß, auf dem Punkte, wo die Sachen einmal stehen, muß man ihn unterstützen, um ihn durch unsere Dienste zu fesseln, während wir uns vorbehalten, zuzusehen, was sich thun lassen wird, sobald er hier ist und durch seinen Triumph ebenso sehr wie wir in Verlegenheit gesetzt sein wird.

Kühner als die Bonapartisten nach Art des Herzogs von Bassano, minder respectvoll rücksichtlich der Unfehlbarkeit des Kaisers und bereit, wenn auch nicht sein eigenes, doch das Leben der Andern auf's Spiel zu setzen, war er

der Ansicht, man müsse Hand ans Werk legen und den jungen Militärs den Zügel schießen lassen. Die Generale Lallemand, Lefebvre-Desnoettes, Drouet d'Erlon waren nach Paris gekommen und er munterte sie in ihrer Absicht, sofort zu handeln, auf. Drouet d'Erlon commandirte zu Lille unter dem Marschall Mortier und konnte über mehrere Infanterieregimenter verfügen. Lefebvre-Desnoettes hatte zu Cambrai die zu königlichen Jägern gewordenen ehemaligen Jäger der Garde und ganz in der Nähe von Arras die zu königlichen Kürassieren gewordenen Grenadiere zu Pferd. Die beiden Brüder Lallemand waren, der eine Commandant im Aisnedepartement, der andere Artilleriegeneral zu La Fère. Nach Verabredung sollte der Verwegenste von allen und der seiner Truppe am sichersten war, Lefebvre-Desnoettes, mit den Jägern der Garde von Cambrai aufbrechen, nach dem Aisnedepartement rücken, vor La Fère erscheinen, wohin die Brüder Lallemand die Truppen führen sollten, die es ihnen gelungen sein würde mit fortzureißen, und hierauf sollten sie sich, gemeinschaftlich an der Oise hinabgehend, nach Compiègne begeben, wo Drouet mit der Infanterie von Lille zu ihnen stoßen sollte. Solchergestalt an die Spitze von 12,000 bis 15,000 Mann gestellt, konnten sie einen bedeutenden Einfluß auf die Ereignisse ausüben, vielleicht die Erhebung der ganzen Armee herbeiführen und wenigstens den Bourbonen den Rückzug abschneiden, um sie (übrigens wohlbehalten) Napoleon zu überliefern, der mit ihnen machen mochte, was ihm beliebte.

Dieser Plan sollte sofort und ohne andern Verzug als die Zeit, die erforderlich war, von Paris nach Lille zu gehen, zur Ausführung kommen, denn man war im An-

fang des März, Napoleon hatte sich den 1. ausgeschifft, man kannte ebenso wenig als die Regierung die von ihm eingeschlagene Richtung, aber auf jeden Fall war es von Wichtigkeit, so bald als möglich eine starke Diversion zu seinen Gunsten zu bewerkstelligen. Man hatte fortwährend gehofft, der Marschall Davout werde das Commando des insurgirten Armeecorps übernehmen, sobald man dieses Corps irgendwo vereinigt haben würde, und man hatte vorausgesetzt, daß ein so berühmter Name an der Spitze erprobter Truppen die Unschlüssigen bestimmen werde, sich anzuschließen. Aber man hatte sich bei der Organisation dieses Complots so hastig, so indiscret gezeigt, daß der Marschall, geleitet theils durch Widerwillen gegen ein Unternehmen, das sich wenig mit seinen Grundsätzen strenger Disciplin vertrug, theils durch die Besorgniß, durch Unbesonnene compromittirt zu werden, sowie auch durch die Besorgniß, den Befehlen Napoleon's vorzugreifen, dem Herzog von Bassano erklärte, man dürfe ihn nicht unter die Mitarbeiter an dem Werke rechnen, welches man seiner Ansicht nach viel zu leichtfertig vorbereitete. Die sehr unzufriedenen jungen Generale antworteten, sie würden ihn zu entbehren wissen, und ohne weiteres Zögern reisten sie ab, um ohne ihren berühmten Chef das seit so langer Zeit beabsichtigte Unternehmen zu wagen.

Während die Feinde des Hauses Bourbon sich mit der ihnen natürlichen Activität und Kühnheit benahmen, fuhren die Bourbonen selbst, mit widersprechenden Rathschlägen bestürmt, fort, zwischen den vorgeschlagenen Resolutionen zu schwanken, und beschränkten sich auf einige militärische Maßregeln, die nur wirksam hätten sein können, wenn man der Armee sicher gewesen wäre. Wir haben gesagt, daß

der anfangs für die Franche-Comté bestimmte Herzog von Berry zu Paris beim König bleiben sollte und daß der Marschall Ney beauftragt war, sich allein nach Besançon zu begeben. Dieser durch den Telegraphen berufene Marschall hatte zu seinem großen Leidwesen das Ereigniß erfahren, welches Napoleon aufs neue den Weg zum Throne öffnete. Gegen seinen ehemaligen Kaiser minder schuldig des Unrechts, das er wirklich gehabt, als desjenigen, dessen er sich gerühmt hatte, würde er nicht gewünscht haben, sich wieder unter seiner Hand zu befinden; aber zu seiner Ehre muß man sagen, daß ihn sein soldatischer gesunder Verstand einen neuen Krieg gegen Europa als gewiß und nothwendigerweise unglücklich voraussehen ließ, wenn man das Kaiserthum wieder herstellte. Seine Beweggründe, die Rückkehr Napoleon's mit Schrecken, ja selbst mit Zorn zu sehen, waren sonach nicht minder patriotisch als persönlich. Wie er sich niemals die Mühe genommen, seine Gesinnungen zu verbergen, sprach er sie auch gleich nach seiner Ankunft in Paris ganz unverhohlen aus. Entzückt, ihn in dieser Stimmung zu finden, überhäufte man ihn mit Liebkosungen und führte ihn zum König, der ihm die schmeichelhafteste Aufnahme schenkte und dem er versprach, Napoleon besiegt und gefangen zurückzubringen. Die Vertrauten des Hofes behaupteten sogar, er habe gesagt, in einem eisernen Käfig gefangen, ein Ausdruck, welcher, mochte er wahr oder falsch sein, nichts weiter bewies, als eine Sprachübertreibung, die bei einem Soldaten sehr verzeihlich war, der sich wenig gewöhnt hatte, seine Worte abzumessen. Der Marschall Ney reiste also ab, indem er dem Hofe Hoffnungen gab, die seinerseits aufrichtig gegeben wurden, aufrichtiger, als man sie empfing, denn man affectirte mehr an

seine Treue zu glauben, als man wirklich daran glaubte. Ohne sich es zu gestehen, ahnte man in der That den allgemeinen Drang, der die Geister und die Herzen zu dem Manne hinreißen würde, den man durch eigene Schuld zum Repräsentanten aller menschlichen und materiellen Interessen der französischen Revolution gemacht hatte.

Der Graf von Artois traf, in der Nacht vom 5. zum 6. abgereist, Mittwoch den 8. zu Lyon inmitten einer außerordentlichen Aufregung der Gemüther ein. Wir haben schon früher die moralische Lage dieser großen Stadt geschildert. Eine wenig zahlreiche, aber heftige Partei verblendeter Royalisten hatte endlich den Bourbonen die gesammte lyonnaisische Bevölkerung entfremdet, die sich übrigens stets als Napoleon zu Dank verpflichtet betrachtet hatte, weil er bemüht gewesen war, ihr Unglück gut zu machen und ihrem Handel den Continent geöffnet hatte. Ein jüngst an einem Patrioten von einem Royalisten verübter und ungestraft gebliebener Mord hatte die Erbitterung aufs höchste gesteigert und bei der Kunde von der Annäherung der Colonne der Insel Elba hatte Jedermann, einige besonnene Köpfe ausgenommen, vor Freude gezittert. Bald, als die Nachricht von den Vorgängen in Grenoble eintraf, war man auch nicht mehr in Zweifel über das geblieben, was demnächst zu Lyon geschehen würde.

Die Royalisten waren aufgebracht und bestürzt, sagten, wie überall, man thue nichts, gaben aber ebenso wenig wie anderwärts an, was zu thun sei. Dem Grafen Roger de Damas, Gouverneur der Division, fehlte es sicherlich weder an gutem Willen noch an Muth, aber er verfügte über keine Truppe, auf die er zählen konnte. Die Nationalgarde, der getreueste Ausdruck der Bevölkerung, war mindestens kalt, ausgenommen der kleine Theil dieser Garde, welcher zu Pferde

diente und welcher dort wie anderwärts vom Adel der Gegend gebildet war. Die Truppen der Garnison, bestehend aus dem 24. Linien- und dem 13. Dragonerregiment, beide zu Lyon cantonnirt, und aus dem von Montbrison gekommenen 20. Linienregiment, verhehlten keineswegs ihre Gesinnungen und schienen bereit, Napoleon mit offenen Armen zu empfangen, sowie er sich vor den Thoren der Stadt zeigen würde. Man hatte kein einziges Stück Geschütz. Der Marschall Soult hatte den sonderbaren Einfall, solches von Grenoble, d. h. von einem Artilleriebezirk verlangen zu lassen, der aller Wahrscheinlichkeit nach schon eingenommen sein mußte, sobald die Befehle von Paris dahin gelangen würden. Uebrigens war die Entbehrung nicht groß, denn zur Bedienung der Kanonen muß man Hände haben und man konnte auf die Hände der Artillerie nicht besser als auf die der Infanterie zählen.

So standen die Sachen zu Lyon, als der Graf von Artois dort eintraf. Er sah bald, daß der ehrenwerthe, aber unüberlegte Eifer, der ihn dorthin geführt hatte, nur dazu dienen werde, ihn der Gefahr eines verfehlten Unternehmens auszusetzen. Er bereute daher sehr, gekommen zu sein, denn ohne sich viel um persönliche Gefahren zu kümmern, in die er gerathen konnte, fühlte er doch, daß seine Gegenwart den beinahe gewissen Verlust dieser großen Stadt unendlich wichtiger machen werde.

Er setzte sich, seiner Gewohnheit nach, stark in Bewegung, verschwendete Worte und Liebkosungen, gewann aber außer denen, die ihm nahe kamen und auf die er durch seine Güte und Freundlichkeit wirkte, Niemand. Er bedurfte einiger Geldmittel, um den Truppen Gratificationen zu gewähren,

aber da die Kassen des Schatzes nicht rechtzeitig versorgt worden waren, fand er überall Entschuldigungen statt Geld. Der Herzog von Orleans war 24 Stunden nach ihm zu Lyon eingetroffen und er rathschlagte mit diesem Prinzen, was am füglichsten zu thun sein möchte. Die Frage war zu Lyon die nämliche, die sie zu Grenoble gewesen. Napoleon Truppen entgegenstellen, hieß ihm dieselben überliefern; zurückgehen und die Truppen mit sich nehmen, hieß ihm das Land preisgeben. Gleichwol konnte man sich nur zu letzterem entschließen, denn da aller Wahrscheinlichkeit nach Lyon binnen zwei Tagen in den Händen des Feindes sein mußte, so war es gerathener, sich mit den Truppen zurückzuziehen, als Napoleon eine Verstärkung von etlichen Tausend Mann zu liefern. Der Herzog von Orleans bemühte sich, dem Grafen von Artois zu beweisen, daß es am klügsten sei, sich zum Rückzuge zu entschließen; aber der letztere, den der Verdruß, eine Stadt wie Lyon aufzugeben, zurückhielt, wollte, bevor er ein solches Opfer brächte, den Marschall Macdonald zu Rathe ziehen, welcher durchreisen mußte, um sich nach Nimes zum Herzog von Angoulême zu begeben. Dieser Marschall, dessen Wagen unterwegs zerbrochen war, traf erst den 9. Abends zu Lyon ein. Zum Grafen von Artois geführt, der ihn mit Ungeduld erwartete und ihm befahl, bei ihm zu bleiben, weil die Straße von Nimes abgeschnitten war, zeigte der Marschall die besten Gesinnungen, war aber sehr wenig beruhigt durch den Bericht, den man ihm über die Situation erstattete. Indeß war er keineswegs der Ansicht, Lyon zu verlassen, bevor man durch die Ereignisse dazu gezwungen wurde. Er schlug vor, die Rhonebrücken wo möglich zu zerstören, oder wenigstens zu barricadiren; die Truppen Revue passiren zu lassen, zu ihnen zu sprechen, sie der königlichen Sache günstig

zu stimmen zu suchen, unter den eifrigen Royalisten einige aufopferungsfähige Leute auszuwählen, die als Soldaten verkleidet den ersten Flintenschuß thun und auf diese Weise das Gefecht anspinnen würden, wodurch vielleicht die Armee bestimmt werden könnte, Napoleon Widerstand zu leisten. Diese Vorschläge vermochten den Scharfblick des Herzogs von Orleans kaum zu täuschen, allein es war nicht der Moment, über die Mittel zu streiten, während man deren so wenig hatte, und dieser Prinz machte daher keinen Einwand. In Ermangelung eines Bessern, genehmigte der Graf von Artois, was ihm der Marschall vorschlug, beauftragte ihn die erforderlichen Befehle zu ertheilen und gönnte sich, des folgenden Tages gewärtig, einige Ruhe. Es war in der That der folgende Tag, der 10., wo sich allen Berechnungen nach Napoleon vor den Thoren von Lyon zeigen mußte.

Der Marschall Macdonald brachte die Nacht damit zu, die Brücken abbrechen und barricadiren zu lassen, die Boote vom linken nach dem rechten Ufer der Rhone zu bringen und die Chefs der Regimenter zu empfangen, die er aus Ehre, aber nicht aus Neigung zur Erfüllung ihrer Pflicht bereit, jedoch übereinstimmend in der Meinung fand, welche sie über die schlechten Gesinnungen ihrer Soldaten hegten. Er empfahl ihnen, dem Grafen von Artois einen anständigen Empfang vorzubereiten, und während er mit diesen Angelegenheiten beschäftigt war, machte ihn der zu Lyon commandirende General Brayer aufmerksam, daß man sich hüten müsse, den Prinzen den Truppen zu zeigen, denn der Empfang sei zu zweifelhaft, um es darauf zu wagen. Der Marschall verfügte sich schleunig zum Prinzen, den er wecken ließ, überraschte ihn wenig durch die Mittheilung dieser traurigen Nachrichten und kam mit ihm überein, die Revue ohne seine Gegenwart zu

beginnen, ihn jedoch rufen zu lassen, wenn die Bemühungen, die er machen wollte, einen ernsten Erfolg erzielten.

Am frühen Morgen, bei einem strömenden Regen, ließ der Marschall das 20. und 24. Linien=, sowie das 13. Dragonerregiment versammeln, die inmitten der herrschenden Unordnung keine Rationen empfangen hatten, was zu ihrer feindseligen Stimmung noch die schlechte Laune der Entbehrungen gesellte. Er ließ sie einen Kreis bilden, erinnerte sie an die 20 Kriegsjahre, während deren er stets in ihren Reihen gedient, an sein in Fontainebleau beobachtetes loyales Benehmen, an die Fehler, welche das Unglück Frankreichs im Jahr 1814 herbeigeführt hatten, und verkündigte ihnen ferneres großes Unglück, wenn man das Land Napoleon preisgäbe, denn man werde es aufs neue mit dem mehr denn je verbundenen, mächtigen und aufgebrachten Europa zu thun bekommen! Er sprach mit Verstand, mit Wärme, aber ohne Erfolg. Indem er endlich den Schluß aus seiner Rede zu ziehen wünschte, ergriff er seinen Degen und rief mit starker Stimme: Es lebe der König! — Keine einzige Stimme antwortete der seinigen. Etwas aus der Fassung gebracht, wollte er versuchen, ob nicht die Gegenwart des Grafen von Artois einige Wirkung hervorbringen würde, da er übrigens nach der Haltung der Truppen überzeugt war, daß kein verdrießlicher Auftritt zu befürchten stand. Der Prinz eilte hinzu, zeigte den Truppen sein liebenswürdiges und einnehmendes Gesicht, und wurde von ihnen mit Respect, aber mit einer unbezwinglichen Kälte empfangen. Vor dem 13. Dragonerregiment angelangt, ließ der Marschall einen alten Unteroffizier aus dem Gliede herausgehn, dessen graues Haar sowie das auf der Brust hängende Kreuz die langen Dienste bestätigten. Er sprach ihm von seinen Feldzügen und for=

derte ihn dann im Beisein des Prinzen auf zu rufen: Es lebe der König! — Der alte Soldat, verdutzt, blieb unbeweglich und stumm, salutirte den Grafen von Artois und kehrte in das Glied zurück, ohne den verlangten Ruf erschallen zu lassen.

Der tief verletzte Prinz wechselte die Farbe, äußerte jedoch nichts und kehrte nach seiner Wohnung zurück, indem er den Marschall auf dem Terrain ließ, der, um einen letzten Versuch zu machen, die Offiziere einlud, ihm nach seinem Quartiere zu folgen. Sie erschienen dort ungefähr hundert an Zahl und ohne gegen die einem erprobten Krieger, der zu ihnen sprach, gebührende Achtung zu verstoßen, setzten sie ihre Beschwerden mit äußerster Bitterkeit auseinander. Um sie zu beschwichtigen, räumte der Marschall das Unrecht ein, das man gegen die Armee gehabt hatte, versprach ihnen Genugthuung dafür, vermochte sie aber, selbst indem er ihnen einen Kampf auf Leben und Tod mit Europa in Aussicht stellte, nicht zu gewinnen. Er fand sie heftig erbittert gegen die Leibgarde des Königs und gegen das, was sie die Chouans nannten, verletzt durch die Geringschätzung, die man gegen die Ehrenlegion blicken ließ, denn in diesem Augenblicke trug sie selbst der Graf Roger de Damas nicht, und, obwol sie einen neuen Kampf mit Europa für beinahe gewiß hielten, entschlossen, dessen Chancen zu trotzen und insgesammt zu sterben, um Frankreich wieder zu erheben, um es, wie sie sagten, von den Emigrirten, den Chouans, den Oesterreichern, den Russen, den Engländern zu säubern, die sie unter den nämlichen Benennungen und in dem nämlichen Hasse vermengten.

Von so unglücklich voreingenommenen Gemüthern ließ sich nichts erlangen. Der Marschall begab sich zum Grafen

von Artois und obwol für dessen Person keine Gefahr vorhanden war, ausgenommen etwa die, Napoleon's Gefangener zu werden, beredete er ihn doch, auf der Stelle mit dem Herzog von Orleans abzureisen. Was ihn selbst anlangt, so entschloß er sich zu bleiben, um nochmals zu versuchen das Gefecht anzuspinnen und die Truppen zu bewegen, für die Restauration gegen das Kaiserthum Partei zu nehmen.

Nachdem er die Prinzen bis zu ihrem Wagen begleitet, kehrte er nach den Rhonebrücken zurück, um zu sehn, wie es mit der Ausführung seiner Befehle stände. Die Brücken, wohlverstanden, waren nicht abgebrochen worden, denn die Bevölkerung würde nicht darein gewilligt haben; aber sie waren auch nicht einmal barricadirt. Was jene royalistischen Agitatoren anlangt, die soviel beigetragen hatten, die lyonnaisische Bevölkerung zu verstimmen, so hatte sich kein einziger erboten, den Soldatenmantel zu nehmen und den ersten Flintenschuß zu thun. Der Marschall ließ die Brücken sperren, so gut er konnte, und ordnete die Eröffnung eines Laufgrabens an, um eine Art Brückenkopf zu beginnen. Während er in Person diese Arbeiten leitete, antwortete ihm ein Infanteriesoldat, dessen Eifer er anzufeuern suchte, kaltblütig: Ei was, Marschall, Sie sind ein braver Mann, der sein Leben in unsern Reihen und nicht in denen der Emigrirten zugebracht hat! Sie würden besser thun, uns zu unserm Kaiser zu führen, der heranrückt und der Sie mit offnen Armen empfangen würde. . . — Es ließen sich weder Strafen noch Vernunftgründe gegen in solcher Weise gestimmte Soldaten anwenden, und der Marschall erwartete mit einer peinlichen Spannung das Erscheinen des Feindes, den mehrere auf Recognoscirung geschickte

Offiziere als nah meldeten. Es war 3 oder 4 Uhr Nachmittags, Freitag den 10., und man versicherte, Napoleon sei nicht weit von der Vorstadt La Guillotière.

Napoleon, den wir verließen, als er den 9. Mittags von Grenoble aufbrach, hatte in der That keine Zeit verloren und sich beeilt, seine Truppen wieder zu erreichen, die er schon am 8. nach Lyon in Marsch gesetzt hatte. Während er in einer offenen Kalesche reiste und der überall zusammenströmenden Bevölkerung wegen nur im Schritt vorrückte, war sein Marsch von Grenoble nach Lyon eine Art Triumphzug inmitten der Landleute, die großentheils Inhaber von Nationalgütern und neugierig waren, diesen außerordentlichen Mann zu sehen. Auf allen Seiten hörte man nur die Rufe: Es lebe der Kaiser! nieder mit den Adeligen! nieder mit den Priestern! und auf jedem Schritte war Napoleon genöthigt Halt zu machen, um die Ansprachen der Maires zu hören und ihnen ihren Leidenschaften entsprechende Antworten zu ertheilen. Er hatte in Rives zu Abend gegessen, in Bourgoin übernachtet und fuhr den 10. fort auf Lyon zu marschiren, wo er vor Tagesschluß einzuziehen hoffte.

Um 4 Uhr erschien seine aus einem Detachement des 4. Husarenregiments bestehende Avantgarde am Eingange der Vorstadt La Guillotière, wo sich ein Detachement des 13. Dragonerregiments in Beobachtung befand. Kaum waren diese beiden Cavalerietruppen einander gegenüber, als sie unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! fraternisirten; darauf zogen sie durch die Vorstadt, wo sie das Volk mit dem nämlichen Rufe empfing. Bald wendeten sich Volk und Reiter in Masse nach der Brücke von La Guillotière. Infolge des Lärms, den diese Menge machte,

ließ der Marschall Macdonald zwei Bataillonen Befehl ertheilen, ihm zu folgen, und rückte in Person gegen die Brücke vor, indem er seine Offiziere anwies, den Degen in die Hand zu nehmen, um wo möglich die Truppen mit fortzureißen und jenen ersten Flintenschuß erfolgen zu lassen, von dem er die Rettung der königlichen Sache erwartete. Während er diese Bewegung ausführte, erschienen die Husaren des 4., vermischt mit den Dragonern des 13. Regiments und provocirten mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! bei den Infanteristen, welche die Brücke bewachten, eine unwiderstehliche Bewegung. Diese letztern erwiderten den Ruf: Es lebe der Kaiser! warfen sich dann auf die Barricaden, die man zu errichten versucht hatte, und bemühten sich, sie aufs Geschwindeste niederzureißen. Unterstützt vom Volke der Vorstädte, machten sich die Husaren und Dragoner ihrerseits ans Werk und in wenig Minuten war der Weg wieder frei gemacht. Bei diesem Anblicke war der Marschall nur noch darauf bedacht zu entschlüpfen, um sich dem Eifer seiner Soldaten zu entziehen, die ihn zu Napoleon führen und ihn zwingen wollten, sich mit demselben zu versöhnen. Seinem Pferde die Sporen in die Flanken drückend, sprengte er fliehend hinweg, begleitet vom General Digeon und seinen Adjutanten. Im gestreckten Galopp ritt er durch Lyon, dicht gefolgt von einigen Cavaleristen, die ihm kein Leid zuzufügen beabsichtigten, aber sich seiner Person zu bemächtigen wünschten, um ihn für die kaiserliche Sache zu gewinnen. Aber hartnäckig in der Erfüllung seiner Pflicht ebenso aus Ehre als aus Erkenntniß der wahren Interessen Frankreichs, war der Marschall entschlossen, sich einer Versöhnung zu entziehen, die von Seiten Napoleon's sicherlich mit den glän-

zendsten Gunstbezeigungen begleitet gewesen wäre. Er wurde einige Meilen weit verfolgt und dann, wie seine Soldaten sagten, seinem bösen Stern überlassen, dem er hartnäckig folgte.

Bei der Brücke von La Guillotière fand in diesem Augenblicke eine Scene andrer Art statt. Man hatte die Brücke so rasch als möglich frei gemacht und eine ungeheure Menge, bestehend aus Bürgern, die von den Royalisten beleidigt worden, und aus Patrioten, die man seit sechs Monaten als angebliche Revolutionäre gepeinigt hatte, war Napoleon entgegengeströmt, den sie, mit den Truppen gemischt, als Kaiser proclamirte. Was ihn anlangt, so erwiederte er, ruhig und empfangend wie ein Gebieter, der in sein Eigenthum zurückkehrt, mit liebreichen Grüßen die enthusiastischen Kundgebungen, die ihm von allen Seiten im reichsten Maße zu Theil wurden.

Er stieg nicht in einem Gasthause wie zu Grenoble ab, sondern im erzbischöflichen Palaste, der für ihn ein Familienpalast war. Die Civil-, die richterlichen und Militärbehörden beeilten sich, ihm ihre Huldigungen und ihre Glückwünsche darzubringen. Den einen wie den andern wiederholte er die Reden, die er schon zu Grenoble gehalten hatte, jedoch diesmal in einer minder populären und etwas mehr kaiserlichen Sprache. Er sagte ihnen, er komme, die durch die Emigrirten gefährdeten Grundsätze und Interessen der Revolution zu retten und Frankreich seinen Ruhm wiederzugeben, ohne ihm jedoch auch den Krieg zu geben, den er vermeiden zu können hoffe; er werde die mit Europa geschlossenen Verträge annehmen und mit demselben in Frieden leben, vorausgesetzt, daß es nicht daran denke, sich in unsre Angelegenheiten zu

mischen; die Zeiten seien verändert, man müsse sich begnügen, die ruhmreichste der Nationen zu sein, ohne alle andern beherrschen zu wollen; im Innern wie nach Außen werde er den eingetretenen Veränderungen Rechnung tragen und Frankreich all die Freiheit gewähren, deren es würdig und fähig sei; wenn eine sehr ausgedehnte Macht nöthig sei, sobald es sich um großartige Eroberungsplane handle, so genüge es an einer weise beschränkten Macht, um das friedliche und glückliche Frankreich zu verwalten; er werde bald in Paris eintreffen und sich beeilen, die Nation selbst zu versammeln, um im Einklange mit ihr die Constitutionen des Kaiserthums zu modificiren und sie dem neuen Zustande der Dinge anzupassen.

Diese Sprache war zu Lyon ebenso erfolgreich, wie sie es zu Grenoble gewesen war, und es schien im Augenblicke so gänzlich unmöglich, anders zu denken, daß Niemand die Frage an sich richtete, ob Napoleon aufrichtig sei. Nach Beendigung des Empfangs und der Ansprachen war zu Lyon ebenso wie zu Grenoble seine erste Sorge, seinen Marsch auf Paris fortzusetzen, ohne eine Stunde zu verlieren. Er entschloß sich deshalb, ferner zu verfahren, wie er es bereits gethan hatte, nämlich die Truppen, die ihn escortirt hatten, bei sich zu behalten, um ihnen ein wenig Ruhe zu verschaffen, und diejenigen vorwärts zu schicken, die sich ihm soeben ergeben und noch keine Strapaze erfahren hatten. Er nahm sich vor, ihnen mit denjenigen zu folgen, die er von Grenoble gebracht und die nach einem eintägigen Halt fähig sein würden, sich wieder in Marsch zu setzen. Mit der Garnison von Lyon sollte er ungefähr 12,000 Mann und einen Artilleriepark haben, der sich während des Marsches zu Auxonne vervollständigen konnte.

Es war zweifelhaft, ob die Bourbonen Zeit haben würden, eine gleiche Truppenmasse zusammenzubringen, und namentlich ob sie dieselbe vermögen könnten, sich zu schlagen. Indeß konnte Napoleon die Division Brayer, die ihm Lyon übergeben hatte, nicht auf Paris in Marsch setzen, ohne sie vorher zu sehen und zu ihr zu sprechen. Er ordnete daher für den nächsten Morgen die Revue der Nationalgarde und der Truppen an. Folgenden Tages, den 11. März, ließ er in der That auf dem von ihm neu gebauten Platze Bellecour die Soldaten der Insel Elba, die von Grenoble und die von Lyon, gemischt mit der lyonnaisischen Nationalgarde, die Revue passiren. Die, ach! chimärische Hoffnung, an der Spitze der Regierung einen großen Mann zu haben, welcher, der Sache der Revolution ergeben, sowol aus Einsicht als aus Nothwendigkeit den Frieden und die Grundsätze einer vernünftigen Freiheit annähme, folglich in ihm den dreifachen Vortheil des Genies, des Ruhms und eines populären Ursprungs zu vereinigen und Alles dies ohne Krieg und ohne Despotismus, diese Hoffnung verführte die Einbildungskraft und verschaffte Napoleon das Herz der Lyonnaisen wieder, das ihm seit drei Jahren durch seine Fehler entfremdet gewesen. Er bewegte sich längs der Fronte der Division Brayer, dankte ihr in würdiger Weise, als General, der zu den Soldaten zu sprechen verstand, und forderte sie auf, sofort aufzubrechen, um ihm neue Regimenter und neue Städte zu erobern.

In den erzbischöflichen Palast zurückgekehrt, beschäftigte er sich ungesäumt mit Verwaltungsangelegenheiten, deren einzelne Fäden er mit jedem Schritte wieder zu erfassen strebte. Der junge Fleury de Chaboulon warf sich, von Neapel zurückgekehrt, ihm plötzlich zu Füßen, hocherfreut,

ihn so wunderbar allen Gefahren des Meeres und Landes entschlüpft zu sehen. Napoleon nahm ihn gütig auf und attachirte ihn auf der Stelle seinem Cabinet. Er war sodann bedacht, einen Präfecten von Lyon zu wählen. Wie man gesehn hat, war er zu Grenoble über die hastige Abreise Hrn. Fourier's ungehalten gewesen. Bald jedoch durch dessen Erklärungen beschwichtigt, hatte er ihn anweisen lassen, sich in Lyon bei ihm einzufinden, und Hr. Fourier, unfähig, die Macht, welche fiel, zu verrathen, aber auch ebenso unfähig, der Macht gegenüber, die sich erhob, unerschütterlich zu sein, hatte sich beeilt zu kommen. Napoleon empfing ihn aufs beste, und da er es passend, ja selbst pikant fand, den Präfecten, der ihm den Einzug in Grenoble verwehren wollen, zum Präfecten von Lyon zu machen, übertrug er ihm die Präfectur des Rhonedepartements, wozu sich Hr. Fourier ohne Schwierigkeit verstand.

Zu diesen administrativen Acten gesellte Napoleon noch gewichtigere. Zu Lyon eingetroffen, betrachtete er sich als bereits im Besitze der souveränen Autorität und beschloß dieselbe zu gebrauchen, um die Gewalten, die sich ihm entgegenstellten, ins Herz zu treffen. Er sprach die Auflösung der beiden Kammern Ludwig's XVIII. aus, indem er gegen jede derselben die Beweggründe anführte, die am geeignetsten waren, sie unpopulär zu machen. Der Pairskammer warf er vor, daß sie theils aus ehemaligen Senatoren des Kaiserthums, die mit dem siegreichen Feinde pactisirt hätten, theils aus Emigrirten bestehe, die im Gefolge der Fremden zurückgekehrt seien. Was die Deputirtenkammer anlangt, so erinnerte er daran, daß ihre Vollmachten, zum wenigsten in Betreff eines Drittels ihrer Mitglieder, er-

loschen seien, daß auch sie sich zu Communicationen mit dem Feinde herbeigelassen und endlich sich auch zu einem skandalösen und antinationalen Votum verstanden habe, indem sie unter dem Vorwande, die Schulden des Königs zu bezahlen, eine Summe von 30 Millionen bewilligt, die zur Bezahlung eines zwanzigjährigen Bürgerkriegs bestimmt gewesen.

Nachdem er den Schlag gegen die beiden zur Zeit bestehenden Kammern geführt, mußte er sich gleichwol hüten, in den Gemüthern den Gedanken an jenen ungeheuern Despotismus wieder zu erwecken, welcher 15 Jahre lang ganz allein hatte existiren und ganz allein das Schicksal Frankreichs entscheiden wollen. Nachdem er die Kammern des Königthums vernichtet, ergriff Napoleon eine Maßregel, welche die Bildung der Kammern des Kaiserthums vorbereiten sollte. Er decretirte, daß der gesammte Wahlkörper binnen zwei Monaten zu Paris im Maifelde versammelt, daselbst der Salbung der Kaiserin und des Königs von Rom beiwohnen und die kaiserlichen Constitutionen den Abänderungen unterziehen sollte, welche die Stimmung der Gemüther und das Bedürfniß einer vernünftigen Freiheit geböte. Das hieß, ohne sie ausdrücklich zu versprechen, in indirecter Weise die baldige Ankunft Marie Louisens und des Königs von Rom ankündigen, ferner die neuen Institutionen, die das Land erhalten sollte, dem letztern selbst anheimgeben und zu gleicher Zeit zur Grundlage der kaiserlichen Macht die Souveränetät der Nation und nicht das von den Bourbonen geltend gemachte göttliche Recht nehmen.

Napoleon beschränkte sich keineswegs darauf, die großen Staatskörper zu vernichten, welche die Regierung der Bour-

bonen bildeten, und die binnen kurzem zu erfolgende Bildung derjenigen bekannt zu machen, aus denen die seinige bestehen sollte, sondern wollte sich durch einige andre Maßregeln auch die Mitwirkuug der vornehmsten Beamten sichern. So hatten die Bourbonen die Reconstituirung der Magistratur angekündigt und, indem sie diese Reconstituirung erwarten ließen, die Gerichtsbeamten in einer fortwährenden Besorgniß erhalten. Napoleon erklärte die seit April 1814 ausgesprochenen Absetzungen und Ernennungen für nichtig und wies die kaiserlichen Gerichtsbeamten an, sofort ihre Stellen wieder einzunehmen. Das hieß den gesammten Richterstand mit einem Federzuge für sich gewinnen. Er schrieb nichts vor in Betreff der Präfecten und Unterpräfecten, welche großentheils die im Dienste der Restauration gebliebnen des Kaiserthums waren, über die man unmöglich aus der Ferne entscheiden konnte und rücksichtlich deren es wahrscheinlich war, daß sie sich der Mehrzahl nach für ihn erklären würden, sobald sie sich erst in der Lage sahen, ihre Wahl zu treffen. Zu diesen Maßregeln, welche die Politik rechtfertigte, gesellte Napoleon weniger zu entschuldigende, die den Zweck hatten, theils die Leidenschaften der revolutionären und der Militärpartei zu befriedigen, theils gewisse sehr einflußreiche Feinde zu dämpfen oder im Zaum zu halten, indem man sie einschüchterte, ohne sie zu treffen. Er verfügte durch Decret, daß die ohne regelmäßige vor 1814 erfolgte Streichung von der Liste zurückgekehrten Emigrirten gehalten sein sollten, das Gebiet zu räumen, und daß diejenigen unter ihnen welche militärische Grade erlangt hätten, deren Epauletten ablegen und die Reihen der Armee auf der Stelle verlassen sollten. Diese Maßregel, die schon sehr hart, aber unvermeidlich war, denn hätte man nicht im

voraus darauf Bedacht genommen, so würden die Soldaten die emigrirten Offiziere, die man in ihre Reihen eingeführt hatte, gewaltsam vertrieben haben, diese Maßregel wurde noch bedeutend durch eine andere übertroffen, die nicht die Entschuldigung der Nothwendigkeit hatte und die infolge der Notorietät der davon betroffenen Persönlichkeiten eine beklagenswerthe Wirkung hervorbringen mußte. Napoleon grollte den HH. de Talleyrand, de Dalberg, de Vitrolles, Marmont, Augereau u. s. w., welche theils den Feind herbeigeführt, theils mit ihm unterhandelt hatten. Er entwarf daher ein Decret, welches gegen die HH. de Talleyrand, de Dalberg, de Vitrolles, gegen Hrn. Lynch, Maire von Bordeaux, sowie gegen die Marschälle Marmont und Augereau die gerichtliche Untersuchung und vorläufig die Güterbeschlagnahme anordnete, und zwar unter dem Vorwande, daß alle ohne Unterschied mit den ins Land eingefallenen Feinden connivirt hätten. Da die meisten abwesend waren und die andern nicht verfehlen konnten, sich bald zu entfernen, so war das eine Drohung, die sich nur rücksichtlich der Güter verwirklichen konnte und die man zurückzunehmen vermochte, wenn die betreffenden Personen sich wieder anzuschließen bereit waren. Trotzdem war es von Seiten Napoleon's ein Act gewaltsamer Reaction, welcher mit der in seinen Proclamationen verheißenen Milde contrastirte und, indem er die Gemüther beunruhigte, seiner Sache weit mehr schaden konnte als den Abwesenden, indem er ihnen drohte, ohne sie zu erreichen. Der mit der Eigenschaft eines Majorgenerals bekleidete Großmarschall Bertrand sollte diese gewissermaßen militärisch erlassenen Decrete gegenzeichnen. Dem großmüthigen Charakter des Großmarschalls waren derartige Acte zuwider und er leistete lebhaften Widerstand.

Er behauptete, eine solche Maßregel werde hinreichen, alles Vertrauen auf die Versprechungen Napoleon's zu vernichten und seinen Feinden Gelegenheit zu der Behauptung zu liefern, daß er voll Rachedurst und mehr denn je von seinen despotischen Gewohnheiten beherrscht nach Frankreich zurückkomme. Napoleon antwortete dem Großmarschall, er verstehe nichts von der Politik, die Milde bringe ihre Wirkungen nur hervor, wenn sie von einer gewissen Dosis Härte begleitet sei, und zumal gefährlichen Feinden gegenüber, unter denen sich einige versöhnliche befänden; er wolle in Wahrheit keineswegs Strenge ausüben und habe dies bewiesen, indem er Hrn. Fourier, der sich so laut gegen ihn erklärt, zum Präfecten von Lyon ernannt habe; man müsse indeß diejenigen, die den Umständen nachgegeben, anders als diejenigen behandeln, welche, während die guten Franzosen ihr Blut an der Grenze vergossen, mit dem Feinde connivirt hätten; diese anscheinende Härte werde für alle Jene, die seine Partei in Frankreich bildeten, eine immense Genugthuung sein; übrigens wolle er, er wiederhole es, nur einschüchtern, nicht treffen, und er sei bereit, einen Jeden mit offenen Armen zu empfangen, der die Absicht kund gebe, sich ihm wieder zuzuwenden. Trotzdem ließ sich Napoleon durch die Bemerkungen des Großmarschalls Bertrand bewegen, der ihm sagte, man dürfe den Weg zu einer Aussöhnung nicht verschließen und durch Bedrohungen werde man die Männer, um die es sich handle, von sich entfernen, anstatt sie zu besänftigen.

Bevor Napoleon Lyon verließ, schrieb er aufs neue an Marie Louise, setzte sie in Kenntniß, von den Fortschritten seines Marsches, kündigte ihr seinen triumphirenden Einzug in Paris auf den 20. März, den Geburtstag des Königs von

Rom, an und redete ihr schließlich zu, nach Frankreich zurückzukehren. Er sendete eine Botschaft an seinen Bruder Joseph, der sich im Canton Waadt befand, beauftragte ihn, das an Marie Louise gerichtete Schreiben nach Wien gelangen zu lassen, unterrichtete ihn gleichfalls von seinen erstaunlichen Erfolgen und ermächtigte ihn außerdem, sämmtlichen in der Schweiz residirenden Ministern der Mächte officiell seine ausdrückliche Absicht zu erklären, den Frieden unter den Bedingungen des Vertrags von Paris aufrecht zu erhalten.

Nachdem er auf Alles Bedacht genommen, entschloß er sich, Lyon den 13. März morgens zu verlassen, nachdem er daselbst nur den 11. und 12., d. h. die unbedingt nothwendige Zeit verweilt hatte, um die nach und nach von Grenoble eintreffenden Truppen aufzunehmen, sie einen Tag ausruhen und alsdann der bereits den 11. von Lyon abmarschirten Division Brayer folgen zu lassen. Von den beiden von Lyon nach Paris führenden Straßen gedachte Napoleon die burgundische zu wählen, die wegen der Stimmung der Einwohner weit sicherer als die Straße durch das Bourbonnais war.

Alles verkündigte Napoleon für den Rest seiner Reise einen ebenso raschen und ebenso vollständigen Erfolg als denjenigen, den er von La Mure bis Lyon erzielt hatte. Man setzte sich indeß sowol in seinem Rücken als auf seinen Flanken stark in Bewegung. Bei der Nachricht von seiner Landung hatte sich in der That der Marseillaisen eine unbeschreibliche Wuth bemächtigt. Sie hatten ihren Hafen aufs neue geschlossen, ihre Noth abermals auf Jahre hinaus gesichert zu sehen geglaubt und hatten insgesammt aufbrechen wollen, um dem Manne nachzusetzen, den sie den Räuber von der Insel Elba nannten. Der Marschall Massena, den sein Ruhm nicht gegen die Ungerechtigkeiten der beiden Dynastien schützen

sollte, hatte ebenso wenig Grund, mit Napoleon, als mit Ludwig XVIII. zufrieden zu sein. Während ihm Alles, die Ruhe ausgenommen, verleidet war, beurtheilte er die Lage von der Höhe seines seltenen Verstandes und seines aufrichtigen Patriotismus. Der Revolution von Herzen zugethan, aber einen neuen Kampf mit Europa fürchtend, sah er in Ludwig XVIII. die Contrerevolution, in Napoleon den Krieg, und fühlte sich weder zu dem einen noch zu dem andern hingezogen. In dieser Stimmung sah er viel mehr zu seinem Leidwesen als mit Vergnügen den Versuch seines alten Kaisers und war entschlossen, sich auf die strenge Beobachtung seiner militärischen Pflichten zu beschränken. Dem Verlangen der Marseillaisen nachgebend, hatte er 12 bis 1500 derselben unter der Escorte von zwei Infanterieregimentern, welche die dreifarbige Cocarde im Tornister versteckt hatten, abmarschiren lassen. Diese Colonne hatte sich auf Grenoble gewendet, um Napoleon im Rücken zu fassen, und sie konnte ihm freilich keinen großen Schaden zufügen, da sie mehr als 100 Meilen von ihm entfernt war. Massena hatte außerdem seine Vorsichtsmaßregeln zu Toulon ergriffen, damit man inmitten der tollen Aufregung der Parteien diesen wichtigen Platz den Engländern nicht übergeben möchte, und er hatte sich einige Truppen zu Marseille reservirt, um nicht der Gnade eines wüthenden Pöbels preisgegeben zu bleiben.

Zu Nimes begannen sich einige Linientruppen zu sammeln, an deren Spitze sich der Herzog von Angoulême stellen sollte. Aber diese Massen waren, obwol in den Rücken Napoleon's gestellt, bei der Entfernung, in der sie sich von ihm befanden, nicht sehr zu fürchten. Eine ernstere Bedeutung hatte die Bewegung des Marschalls Ney, welcher nach der

Franche=Comté geschickt war und über Besançon und Lons=le=Saulnier in Napoleon's Flanke rücken sollte. Er vermochte die kaiserliche Armee zu erreichen, aber es fiel ihm schwer, mehr als 6000 Mann zu vereinigen, die sich überdies widerwillen, oder auch wol gar nicht gegen die 12 bis 15,000 Napoleon's schlagen würden, welche voll Begeisterung und entschlossen waren, Alles vor sich niederzuwerfen, was ihnen Widerstand zu leisten versuchen würde. Diese letzte Gefahr war also nicht sehr beunruhigend, aber eine Collision würde Napoleon sehr ungelegen gewesen sein, da er die Prätension und die Hoffnung hatte, Paris zu erreichen, ohne daß ein Tropfen Blutes geflossen wäre. Aus diesem Grunde suchte er jeden Conflict zu vermeiden, war aber entschlossen, weder an den Marschall Ney noch an andre zu schreiben, weil er Alles den Soldaten, denen er gern verpflichtet sein wollte, aber nichts den Militärchefs zu verdanken wünschte, mit denen er im Augenblicke seines Sturzes nicht zufrieden gewesen war und von denen er keine Bedingungen empfangen mochte. Indeß beobachtete der Großmarschall Bertrand nicht die nämliche Zurückhaltung. Er schrieb an Ney, dem er den triumphirenden Marsch von Cannes nach Lyon schilderte und dessen Fortsetzung bis Paris voraussagte, indem er ihn zugleich auf die ernste Bedeutung des Entschlusses, den er zu fassen im Begriff sei, auf die Gefahr dieses Entschlusses für ihn und dessen Nutzlosigkeit für die Bourbonen, wenn er ihn gegen die kaiserliche Sache fasse, aufmerksam machte. Er beauftragte einige alte Unteroffiziere von der Insel Elba, sich zum Corps Ney's zu begeben, um sich mit den Soldaten dieses Corps in Verbindung zu setzen und das Feuer bei ihnen anzufachen, welches sie alle verzehrte. Uebrigens war es wahrscheinlich, daß man über

Macon und Chalons, die einzigen Punkte, wo man in der Flanke gefaßt werden konnte, hinausgekommen sein werde, sobald Ney im Stande sein würde zu agiren. Napoleon verließ Lyon den 13. März morgens, indem er Jedermann ankündigte, daß er den 20. zu Paris sein werde. Es war in der That wahrscheinlich, daß die Schnelligkeit seines Adlers, von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegend, wie er gesagt hatte, nicht minder groß von Lyon nach Paris, als von Cannes nach Lyon sein werde.

Während er in Burgund vorrückte, sollte Napoleon eine Bevölkerung finden, die im höchsten Grade von dem Geiste beseelt war, der seinen Triumph während des ersten Theils seiner Expedition gesichert hatte. Die an die Saone stoßenden Gegenden hatten zur Zeit des Kaiserthums ihren Wohlstand außerordentlich entwickelt, weil damals die Flußcommunicationen den Seeverkehr ersetzten und daher die Saone die Straße des Continentalhandels geworden war. Abgesehen von diesem Umstande, hatte die Gegenwart des im Jahre 1814 von Augereau so schlecht bekämpften Feindes die Einwohner erbittert, welche, wie alle Grenzbewohner, sehr patriotisch waren. Die Unbedachtsamkeiten des Adels und der Geistlichkeit hatten das Uebrige gethan, und die Franche-Comté und Burgund waren ebenso geneigt wie die Dauphiné, Napoleon mit offenen Armen zu empfangen. Namentlich die Städte Macon und Chalons waren bei der Kunde von den Vorgängen zu Grenoble und Lyon von einem wahren Fieber ergriffen worden. Napoleon machte eine Pause von einigen Augenblicken zu Villefranche und schickte sich an, in Macon zu übernachten, während er inmitten einer zusammenströmenden Menge und eines außerordentlichen Enthusiasmus marschirte. Als sie seine baldige Ankunft erfuhren, stürmten

die Einwohner von Macon den Sitz der Behörden und bewerkstelligten selber die Revolution. So war denn die Bewegung der Gemüther eine derartige, daß die Annäherung Napoleon's bewirkte, was einige Tage früher seine Gegenwart allein hätte vollbringen können. Zu Macon ward er mit einem unerhörten Jubel empfangen und das Volk strömte in buntem Gemisch mit den Truppen zusammen, die ihre Führer verließen, oder sie mit sich fortrissen. Nieder mit den Adeligen! nieder mit den Geistlichen! nieder mit den Bourbonen! Es lebe der Kaiser! waren die Rufe dieser aus Bauern, Soldaten und Schiffern der Saone bestehenden Menge, die von all den nationalen und revolutionären Gefühlen beseelt war, welche die Bourbonen unklugerweise verletzt hatten.

Napoleon empfing die Municipalbehörden, unterhielt sich vertraulich mit denjenigen Einwohnern, die das Wort an ihn richteten, sagte ihnen in ziemlich den nämlichen Ausdrücken, deren er sich zu Lyon und Grenoble bedient hatte, warum er die Insel Elba verlassen habe, sprach ihnen von Frieden, von Freiheit und bezauberte sie durch jene Gutmüthigkeit in der Größe, deren er sich so geschickt zu bedienen verstand, sobald er sich die Mühe geben wollte. Er fragte einen der Municipalbeamten, warum man sich, während man zu Chalons sich gegen die Oesterreicher so gut vertheidigt, zu Macon so schlecht vertheidigt habe, wo doch die Gesinnungen und der Muth die nämlichen seien? — Es ist Ihr Fehler, antwortete naiv der Maconnaise. Sie hatten uns schlechte Behörden gegeben, Sie hatten uns ohne Waffen und ohne Führer gelassen und mit unsern Händen allein haben wir nichts thun können. — Der Kaiser lächelte und sagte zu ihm: Das beweist, mein Freund, daß wir

Alle Fehler begangen haben; aber man darf sie nicht wiederholen. Wir werden uns fortan nur auf wahre Patrioten verlassen; wir werden die Fremden nicht in ihrem eigenen Gebiet aufsuchen, aber wenn sie zu uns kommen, wollen wir sie in einer Weise empfangen, daß ihnen die Lust vergeht, wiederzukommen.

Nachdem er in Gesellschaft dieser guten Leute so manches Wort gehört und gesprochen, gönnte er sich einige Ruhe, indem er sich vornahm, den folgenden Tag seinen Marsch auf Chalons fortzusetzen.

Napoleon erreichte jetzt die zweite entscheidende Conjunctur seines Unternehmens, nämlich das mögliche Zusammentreffen mit dem Marschall Ney. Er fürchtete es nicht gerade, denn er hatte bereits mehr als die Hälfte der von den Bourbonen im Osten Frankreichs concentrirten Truppen, d. h. 12 bis 15,000 Mann, für seine Sache gewonnen. Nun konnte aber allen Nachrichten zufolge der Marschall Ney kaum 6000 Mann haben, die wahrscheinlich übelgesinnt und dem ganzen Einflusse einer dem Kaiserthum und der Revolution ergebenen Bevölkerung preisgegeben waren. Indeß ließ sich unmöglich voraussehen, was der schlimme Kopf des Marschalls, wie man sich allgemein ausdrückte, werde thun können, und Napoleon würde einen Zusammenstoß tief beklagt haben, dessen Resultat zwar nicht zweifelhaft war, dessen Erfolg aber jener friedlichen, ohne alles Blutvergießen bewerkstelligten Eroberung Frankreichs etwas von ihrem Zauber entzogen haben würde. Der Großmarschall Bertrand hatte, wie wir bereits erwähnt haben, allein und in seinem eigenen Namen an den Marschall Ney geschrieben, um ihn zu ernster Erwägung zu veranlassen. Napoleon hatte sich seinerseits begnügt, Befehle bezüglich seiner

Bewegung und zwar in einem Tone an ihn zu richten, als ob Ney niemals aufgehört hätte, unter seinem Commando zu sein. Er hatte ihm vorgeschrieben, seine Truppen auf Autun und Auxerre gehen zu lassen, wo er ihn persönlich zu sehen erwartete. Uebrigens war man dem Marschall sehr nahe, denn man sagte ihn zu Lons-le-Saulnier, und mochten auch einige vorsichtige Männer besorgt sein, das Volk betrachtete Ney und dessen Soldaten doch als ebenso gut erobert wie alles, was man von La Mure bis Macon gefunden hatte.

Der Augenblick nahte in der That, wo eine der seltsamsten Scenen unserer langwierigen und staunenswürdigen Revolution stattfinden sollte. Den Umtrieben der Generale Lallemand und Lefebvre-Desnoettes vollkommen fremd, seit langer Zeit mit dem Marschall Davout zerfallen, überzeugt, daß ihm Napoleon wegen seines Verhaltens zu Fontainebleau noch grollte, und folglich ohne alle Wahlverwandtschaft mit den Bonapartisten, hatte der Marschall Ney seinen Widerwillen gegen die Bourbonen schwinden gefühlt, als er die im Golf Juan bewerkstelligte Landung erfahren, und in seinem schlichten gesunden Verstand hatte er dies Ereigniß als Vorboten des Kriegs mit dem Auslande und vielleicht des Bürgerkriegs betrachtet. Daher hatte er auch Ludwig XVIII. sehr aufrichtig versprochen, sich mit allen Kräften dem Marsche Napoleon's zu widersetzen.

Zu Besançon eingetroffen, hatte er mit Eifer, Einsicht und Entschlossenheit alles gethan, was die Umstände erheischten. Fast gar nichts war bereit von allem, was die Bildung eines Armeecorps erfordert, und zwar ebenso wohl durch die Schuld der Umstände, als durch die Schuld der Kriegsverwaltung. Er hatte nach Kräften für das Fehlende

gesorgt, während er sich mit seiner gewohnten Derbheit beim Minister beklagt hatte. Da er die Royalisten niedergeschlagen und wenig geneigt gefunden hatte, die Arroganz zu vertheidigen, welche der Sache der Bourbonen so viel geschadet hatte, war er gegen sie aufgebracht worden und hatte durch jene Energie, die aus seinen Augen leuchtete, in seiner Stimme Ausdruck fand, kurz, sich in allen Bewegungen seiner Heldengestalt kund gab, dazu beigetragen, die Gemüther wieder aufzurichten. Die Royalisten der Gegend hatten sich, ohne seine Zuversicht zu theilen, doch über seine Gesinnung und seine Haltung höchlich gefreut.

Nachdem er Befehle ertheilt, um einige Stücke Geschütz zu bespannen, Patronen zu fertigen, kurz, das ihm fehlende Material zu ersetzen, hatte er sich entschlossen, seine Truppen in zwei Divisionen unter zwei zuverlässigen Generalen zu theilen. Er konnte über fünf Infanterieregimenter, das 15. leichte, zu Saint-Amour cantonnirt, das 81. Linie zu Poligny, das 76. zu Bourg, das 60. und 77., die schon zu Lons-le-Saulnier vereinigt waren, und über drei Cavalerieregimenter verfügen, nämlich das zu Lons-le-Saulnier stehende Dragoner-, das auf dem Marsche dorthin begriffene 8. Jäger- und das zur Deckung des Artilleriedepots nach Auxonne geschickte 6. Husarenregiment. Man hatte ihm außerdem das 4. Linien- und das 6. leichte Regiment versprochen, die nicht wohl unter etwa zehn Tagen eintreffen konnten. Er hatte die Generale de Bourmont und Lecourbe gewählt, um sie an die Spitze seiner beiden Divisionen zu stellen. Den General de Bourmont, der zu Besançon commandirte, hatte er zur Hand. Als ehemaliger Chouansführer war derselbe geeignet, den Royalisten Vertrauen einzuflößen; durch seine Militärdienste unter dem Kaiserthum

ausgezeichnet, war er den Truppen sehr empfehlbar. Er entsprach sonach allen Anforderungen auf einmal und konnte sich nicht weigern, activ zu dienen, sobald es sich darum handelte, die Sache der Bourbonen zu vertheidigen. Anders verhielt es sich mit dem General Lecourbe. Dieser Offizier, der erste seiner Zeit, was den Gebirgskrieg anlangt, war ein alter Republikaner, bei Napoleon in Ungnade gefallen, auf seinen Gütern lebend und den Gunstbezeigungen der Bourbonen ebenso fern als denen Napoleon's geblieben. Ney ließ ihn kommen, erinnerte ihn an ihre alte Waffenbrüderschaft bei der Rheinarmee, an ihren gemeinschaftlichen Abscheu vor dem kaiserlichen Despotismus, an die Leiden, welche Napoleon's Ehrgeiz Frankreich zugezogen hatte, an die Gefahren, womit dieser Ehrgeiz dasselbe abermals bedrohte, fand ihn frei von Groll gegen Napoleon, aber beunruhigt über seine Rückkehr, welche den Bürgerkrieg und den Krieg mit dem Auslande nach sich ziehen konnte und bewog ihn, das Commando einer der beiden Divisionen anzunehmen, die man in der Franche-Comté zu bilden suchte.

Nachdem er diese Arrangements getroffen und sein Geschütz in der Eile bespannt hatte, brach der Marschall mit den Generalen Lecourbe und Bourmont nach Lons-le-Saulnier auf. Den 12. März morgens in dieser Stadt angelangt, fand er dort das 60. und 77. Linien- und das 5. Dragonerregiment. Man erwartete daselbst das 8. Jägerregiment. Man konnte sich zu zweierlei entschließen: entweder sich auf Lyon zu werfen, wenn es noch Zeit war, Napoleon am Einrücken daselbst zu verhindern, oder, wenn es zu spät war, sich rechts zu wenden, um nach der Saone zu rücken und die durch Burgund führende Straße von Paris

abzuschneiden. Allein, kaum zu Lons-le-Saulnier eingezogen, erfuhr Ney, daß Lyon geräumt war, und er begann, die ungeheuere Bewegung wahrzunehmen, welche die Annäherung Napoleon's in der Gegend verursachte. Die Truppen sagten nichts, aber trotz ihrem Schweigen konnte man in ihren Augen ihre tiefe Aufregung gewahren. Die neugierige und unruhige Bevölkerung, welche Neuigkeiten nachjagte und dieselben günstig für Napoleon wünschte, nahm sich kaum die Mühe, ihre Gesinnung zu verbergen. Die Geistlichkeit hatte sich in den Kirchen eingeschlossen. Der bestürzte Adel war zum Marschall geeilt, um bei ihm eine Zuversicht zu finden, die er verloren hatte. Der Graf de Grivel, ehemaliger Militär, Inspector der Nationalgarden und ergebener Royalist, hatte seinen Degen angeboten um zur Rettung der so schwer gefährdeten königlichen Sache beizutragen.

Der Marschall Ney ward schon der Verlegenheiten gewahr, in die er sich gestürzt hatte, aber je mehr er seinem Herzen die Eindrücke nahe kommen fühlte, die rings um ihn herrschten, um so hartnäckiger strengte er sich an, sie davon fern zu halten. Den Royalisten, die ihm vom Ernste der Lage sprachen, sagte er, er kenne denselben wohl, es sei kein kleines Unternehmen, Napoleon die Spitze zu bieten, aber man müsse den Muth zu dem haben, was man unternehme; er brauche keine Zitterer in seiner Umgebung, denen, die Furcht hätten, stehe es frei, sich zu entfernen; sollte er auch allein sein, er werde Widerstand leisten; er werde ein Gewehr nehmen, den ersten Schuß thun und seine Soldaten schon nöthigen, sich zu schlagen. Die verstörten Royalisten drückten ihm die Hand, als sie diese Sprache vernahmen, gaben ihm ihre Dankbarkeit, ja ihre Bewunderung zu er-

kennen, zeigten ihm aber keine großen Hoffnungen, denn sie hegten nur noch sehr schwache. Die Haltung der Truppen war in der That niederschlagend.

Einige Stunden nach seiner Ankunft entschloß sich der Marschall, seine Regimenter die Revue passiren zu lassen. Er ließ das 60. und 77. Linien-, das 5. Dragoner- und das eingetroffene 8. Jägerregiment aufstellen. Nachdem er sie sorgfältig gemustert, versammelte er die Offiziere im Kreise um sich und sprach mit Wärme und Entschlossenheit zu ihnen. Er erinnerte sie, daß er Napoleon bis Moskau und bis Fontainebleau gefolgt sei, daß er ihm sonach bis zum letzten Augenblick gedient, jedoch nach seiner Abdankung ebenso wie sie den Bourbonen den Eid geleistet habe, und er gedenke diesem Eide treu zu bleiben. Die Wiederherstellung des Kaiserthums müsse unvermeidlich ein Heer von Uebeln über Frankreich bringen, sie werde ganz Europa gegen dasselbe heranziehen und die Erneuerung eines unheilvollen Kampfes veranlassen; jeder gute Franzose müsse sich dem widersetzen; er für seinen Theil sei dazu entschlossen, ohne indeß Jemand zwingen zu wollen, und wenn unter denen, die ihn hörten, sich Männer befänden, die sich durch ihre Neigung von ihrer Pflicht abgewendet fühlten, so brauchten sie es nur zu erklären und er werde sie nach Hause entlassen, ohne daß es ihnen andere Mühe kosten solle als die, aus den Reihen zu treten, denn er gedenke nur zuverlässige und ergebene Männer bei sich zu behalten.

Trotz seinem gewöhnlichen Einflusse auf die Truppen, erzielte der Marschall als einzige Antwort ein eiskaltes Schweigen, welches ihm zur Genüge bewies, daß er fast alle seine Offiziere nach Hause schicken müsse, wenn er nur Männer seines Sinnes bei sich behalten wollte. Kaum

hatte sich der Kreis aufgelöst, als die Adjutanten des Marschalls in allen Reihen die bedenklichsten Reden vernahmen. — Wozu brauchen wir, äußerten die meisten Offiziere, was uns der Marschall da sagt? Weiß er nicht, was wir denken? Muß er es nicht ebenso wie wir denken? Wir stehen in Reih und Glied und so wollen wir in guter Ordnung erwarten, was das Schicksal entscheiden wird. Er soll warten wie wir und die Royalisten, die ihn umgeben, sich wie Besessene geberden lassen, ohne sich zu Kundgebungen zu verstehen, die sich gar nicht für ihn schicken!

Diese dem Marschall hinterbrachten Reden mißfielen ihm weniger als die kleinmüthige Sprache der Royalisten, die seinen Generalstab bildeten. — Gehe man hinweg, wiederholte er mit einer gewissen nervösen Gereiztheit, gehe man hinweg, wenn man zittert, lasse man mich allein und ich werde schon ein Gewehr aus den Händen eines Grenadiers zu nehmen und den ersten Schuß zu thun wissen.

Je mehr der allgemeine Eindruck sein starkes Herz bestürmte, um so mehr wehrte er sich dagegen, und durch diesen innern Kampf rührte er die scharfsichtigen Royalisten, ohne sie zu beruhigen, während er die Bonapartisten betrübte, die mit Schmerz sahen, wie er in eine Bahn ohne Ausgang gerieth. Mehrere Offiziere des Grafen von Artois, namentlich der Herzog de Maillé, hatten sich zu ihm begeben. Er beklagte sich gegen sie bitter darüber, daß man Lyon so bereitwillig geräumt hatte, beschwor den Grafen von Artois, nicht weiter zurückzugehen, durch eine Bewegung nach der Linken die Saone wieder zu erreichen, während er dieselbe durch eine Bewegung nach der Rechten erreichen werde, und behauptete, wenn sie ihre Streitkräfte vereinigten, werde es ihnen vielleicht gelingen, den Feind aufzu-

halten. Er versprach, noch immer mit der nämlichen Aufrichtigkeit, sich zuerst aufs Gefecht einzulassen, und fügte hinzu, sobald seine Artillerie eingetroffen sei, wahrscheinlich den nächsten Tag, werde er sich auf Macon oder Chalons in Marsch setzen, um dem Grafen von Artois entgegenzukommen. Der Unglückliche wußte nicht, daß am folgenden Tage nicht der bereits nach Paris zurückgekehrte Graf von Artois, sondern Napoleon selbst sich an der Saone befinden würde!

Am folgenden Tage, dem 13., während Napoleon auf Macon marschirte, gewann die Situation plötzlich das düsterste Aussehen. Jeden Augenblick erhielt man die Nachricht, daß die Flamme des Aufruhrs bald auf dem, bald auf jenem Punkte ausgebrochen sei, sodaß man sich wie von allen Seiten eingeschlossen sah. Hr. Capelle, Präfect des Departements Ain, traf um die Mitte des Tages ein, verfolgt von den Einwohnern von Bourg, die sich insurgirt hatten. Das 76. Regiment, welches diese Stadt besetzt hielt, hatte sich mit den Einwohnern vereinigt, um die dreifarbige Fahne aufzustecken. Noch näher, zu Saint-Amour, drohte das 15. leichte Regiment ein Gleiches zu thun. Um 10 Uhr Abends überbrachte ein von Macon abgegangener Offizier die vom Präfecten selbst gesendete Nachricht, daß die Stadt Macon aufgestanden sei und die königlichen Behörden verjagt habe. Um Mitternacht meldete eine Depesche des Maires von Chalons, daß ein Bataillon vom 76. Regiment, welches die vom Marschall mit Ungeduld erwartete Artillerie escortirte, sich empört habe und diese Artillerie Napoleon zuführe. Eine Stunde nachher erzählte ein Offizier, welcher der Straße von Burgund gefolgt war, daß das vom Fürsten von Carignan commandirte 6. Husarenregiment

sich in Galopp auf Dijon gewendet habe, um diese Stadt zu insurgiren; und eine Stunde später erfuhr man durch eine Depesche des Generals Heudelet, daß diese Hauptstadt von Burgund, dem Impulse der Nachbarstädte nachgebend, die Wiederherstellung des Kaiserthums proclamirt habe.

Diese verschiedenen Botschaften, die während dieser verhängnißvollen Nacht nach und nach an den Marschall gelangten, waren für ihn wie ebenso viele Dolchstiche. Da er einen durch so schreckliche Aufregungen fortwährend unterbrochenen Schlaf nicht wiederfinden konnte, stand er auf und begann in allen Richtungen umherzugehen, während er neuer noch schmerzlicherer Schläge gewärtig war. Er wußte, daß eine gewisse Anzahl Soldaten der Insel Elba, die von Lyon gekommen, sich unter seine Truppen gemischt hatten und sich bemühten, sie mit dem Hauch der Insurrection anzustecken.

Er befand sich in diesem aufgeregten Zustande, als man um Mitternacht zwei im Laufe des Tages von Lyon abgereiste Kaufleute zu ihm brachte, die durch ihren Bericht einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Sie erzählten ihm, mit welcher Leichtigkeit die Revolution zu Gunsten des Kaiserthums in Lyon zu Stande gebracht worden, wie viele Gründe man habe, diese Revolution bereits zu Paris bewerkstelligt zu glauben, und wie unnütz es sein werde, Blut zu vergießen, um sich dem zu widersetzen. Im nämlichen Augenblick trafen Offiziere mit dem Schreiben des Großmarschalls Bertrand ein, die dem Marschall Ney persönlich bekannt und beauftragt waren, zu dem Schreiben, welches sie überbrachten, mündliche Erklärungen zu fügen. Indem diese Offiziere Falsches und Wahres vermengten und wiederholten, was sie in Napoleon's Umgebung hatten sagen

hören, lieferten sie zu den Worten des Großmarschalls einen unheilvollen Commentar. Sie versicherten, alles sei seit geraumer Zeit zwischen Paris, der Insel Elba und Wien verabredet; zu Paris habe eine große, die ganze Armee und selbst den Kriegsminister mit umfassende Conspiration die Bourbonen schon gestürzt, oder sei im Begriff, sie zu stürzen; der im Mittelpunkte dieses Complots stehende Napoleon sei mit seinem Schwiegervater im Einverständniß, der österreichische General Kohler habe sich nach Porto-Ferrajo begeben, um sich mit ihm zu verständigen, auch selbst die englischen Kriegsschiffe hätten sich entfernt, um die kaiserliche Flotille passiren zu lassen, die der Bourbonen überdrüssigen Mächte seien entschlossen, Napoleon anzuerkennen, wenn er sich verpflichte, den Frieden zu wahren und den Vertrag vom 30. Mai zu beobachten, was er feierlich versprochen habe; solchergestalt sei alles verabredet und arrangirt und es werde Thorheit sein, sich einer Revolution zu widersetzen, die seit so langer Zeit unter den höchsten Potentaten vorbereitet sei und deren dem Anschein nach beunruhigendste Folgen im voraus beschworen worden seien.

Man weiß nach dem, was wir im Vorstehenden berichtet haben, inwieweit diese Angaben der Wahrheit entsprachen. Sie lieferten einen neuen Beweis, daß man in kritischen Augenblicken mittels einiger Thatsachen und einiger leichtfertig aufgefaßten und thöricht ausgelegten Aeußerungen Lügen fabriciren kann. Napoleon hatte in der That in seiner Umgebung ein Einverständniß mit Oesterreich ahnen lassen, ohne es jedoch zu behaupten; Hr. Fleury de Chaboulon hatte im Generalstabe etwas von den unbesonnenen Umtrieben der Generale Lefebvre-Desnoettes und Lallemand erzählt, die, wie man gesehen hat, keineswegs

mit der Insel Elba verabredet worden waren; und aus diesen so leichten Indicien hatte man in Napoleon's Umgebung das dem unglücklichen Ney überbrachte Gewebe von Unwahrheiten zusammengesetzt. — Das ist es also, dachte er, was diese Worte Bertrand's bedeuten, daß alle Maßregeln in einer unfehlbaren Weise ergriffen seien, und sonach schickte man mich ab, um ganz allein eine Revolution zu bekämpfen, die von Jedermann, ja von Europa ersehnt und vorbereitet war! . . . — Seit diesem Augenblick betrachtete sich der Marschall als einen Gefoppten, als Opfer seiner Unwissenheit, für die Unterstützung einer verlorenen Sache aufgeopfert und nicht einmal im Stande, den Kampf zu versuchen, denn er sah, daß ihm seine Soldaten nicht folgen würden und daß er, wenn er doch einige dazu bewöge, nur ein unnützes Blut vergießen könnte, wofür er, Napoleon und Frankreich gegenüber schwer verantwortlich sein würde. Der Gedanke, beinahe ohne Soldaten gegen seine alten Waffengefährten zu kämpfen, um einen Hof zu vertheidigen, der seiner Frau und ihm mehr als eine Demüthigung bereitet hatte, und übrigens um Calamitäten abzuwenden, an die er nicht mehr glaubte, da Napoleon mit den Mächten im Einverständniß schien, dieser Gedanke schien ihm so ungereimt, daß man ihn aufgeben müsse.

Wie sollte er es jedoch anfangen, nachdem er so weit gegangen, nachdem er so entschieden einen Vernichtungskampf gegen Napoleon versprochen? Der unglückliche Marschall war in einer peinlichen Verlegenheit. Man suchte ihn zu überreden, daß es nur eine passende Handlungsweise gebe, nämlich offen zu handeln, indem er z. B. in einer Proclamation an seine Truppen sagen könne, da sich

Frankreich ausdrücklich für Napoleon erklärt habe, so wolle er als gehorsamer Diener Frankreichs den Bürgerkrieg nicht für eine Dynastie hervorrufen, welche die Feindin des Nationalruhmes und durch ihre Fehler auf immer verurtheilt sei. Man entwarf eine Proclamation in diesem Sinne und Ney schien geneigt, sie zu veröffentlichen, sie vielleicht sogar in Person seinen Soldaten vorzulesen. Wenn man in unserer Zeit, nach einer vierzigjährigen Praxis der Freiheit, die zwar unterbrochen, aber nicht vergessen worden, und nachdem wir gelernt, uns Principien anzuschließen, sie zu achten, uns in ihnen zu achten, wenn man uns, Militärs oder Civilpersonen, vorschlüge, so plötzlich von einer Partei zur andern überzugehen, so würden wir in Erstaunen gerathen und einen solchen Vorschlag für eine Beleidigung nehmen. Frankreich hatte jedoch damals nur die wenig moralische Erziehung der Revolutionen und des Despotismus empfangen, und während man die Regierung so rasch von Hand zu Hand gehen sah, begriff man eine Unveränderlichkeit des Benehmens im Widerspruche mit der Veränderlichkeit der Ereignisse nicht, und bald zeigten sich die Männer der Politik, die mehr gewohnt sind, ihre Schritte zu berechnen, als die Militärs, nicht viel scrupulöser. Der Marschall war, abgesehen davon, daß er nur die Sitten seiner Zeit haben konnte, auch hitzigen und heftigen Temperaments, welches in Betreff des Benehmens keine Mittelwege gestattete. Nachdem er sich im Jahre 1814 aus Ueberdruß am Kriege den Bourbonen plötzlich ergeben, nachdem er sich aus Unzufriedenheit mit dem Hofe ebenso plötzlich von ihnen entfernt, war er plötzlich zu ihnen zurückgekehrt, als er die Nachricht von der Landung zu Cannes erhalten, wodurch die blutigen Bilder

des Bürgerkriegs und des auswärtigen Kriegs in seinem Geiste wieder wach gerufen worden waren, und er hatte den Entschluß, Napoleon Widerstand zu leisten, in einer Sprache ausgedrückt, deren Maßlosigkeit sich aus dem ungestümen Wesen seines Charakters erklärte. Da er nun heute nicht nur den Bürgerkrieg durch die unwiderstehliche Macht, womit Napoleon die Soldaten an sich zog, sondern auch den auswärtigen Krieg durch ein angebliches Einverständniß mit Europa verschwinden sah, glaubte er, es zieme sich für ihn nicht, etwas Anderes zu wollen, als was Frankreich wollte, und er wechselte ohne Scrupel mit der Beweglichkeit eines Kindes, denn Kind ist der Mann, den seine Leidenschaften regieren. Ein Anderer würde, sobald er erkannt hätte, daß er sich getäuscht, bei Seite gegangen sein, um das Schicksal, das er nicht zu errathen verstanden, vorüber zu lassen. Aber der Marschall war, sowol aus Interesse als aus Charakter, nicht Willens, seinen Degen zu zerbrechen, weil er einen politischen Fehler begangen, indem er den Triumph Napoleon's nicht vorausgesehen. Indem er überdies manchem geheimen Groll Gehör schenkte, sagte er sich, wenn man mit Napoleon weder den Bürgerkrieg noch den auswärtigen Krieg erhalte, so sei derselbe wünschenswerther als die Bourbonen, denn man werde von den Emigrirten, von ihren Vorurtheilen, ihrer Arroganz und ihren contrerevolutionären Bestrebungen befreit sein. Bevor er handelte, wollte er übrigens die Generale de Bourmont und Lecourbe, seine beiden Divisionäre, zu Rathe ziehen. Der Eine war, wie wir erwähnt haben, ein alter Royalist, der Andere ein alter Republikaner, beide sehr gegen Napoleon, jedoch verständig und daher wohl erkennend, wie unwiderstehlich die Bewegung war, die sich

um sie her bemerklich machte. Der General de Bourmont, ruhig und fein, obwol energischer Militär, schwieg trübsinnig, als wenn er die Macht der Umstände einräumte, und überließ es, was die Manier, sich derselben zu unterwerfen, anlangt, dem Marschall, seine Würde zu wahren. Lecourbe, der die Offenherzigkeit eines alten Offiziers der Rheinarmee bewahrt hatte, sagte zu Ney: Du verzichtest auf allen Widerstand und ich glaube, du hast recht, denn wir würden uns vergebens diesem Strome entgegenstemmen. Aber du würdest besser gethan haben, meinen Rath zu befolgen, dich in alles das nicht zu mischen und mich in meiner ländlichen Ruhe zu lassen. — Abgesehen von dieser etwas derben Zurechtweisung, vernahm Ney in seiner Umgebung keinen erheblichen Einwand und faßte plötzlich den Entschluß, sich dem Strome, sobald er ihm einmal nicht mehr widerstände, zu überlassen. Ohne länger zu säumen, rief er seine Adjutanten, die er keineswegs von dem, was er zu thun gedachte, unterrichtete, und befahl, die Truppen auf dem Hauptplatze der Stadt zu versammeln. Bei ihnen angelangt und von seinem Stabe umgeben, in dessen Reihen sich mehrere royalistische Offiziere befanden, die er oft ihrer Lauheit wegen ausgescholten hatte, zog er auf krampfhafte Weise seinen Degen und las inmitten einer stummen Erwartung die berühmte Proclamation, die man ihm ausgearbeitet hatte und die ihm das Leben kosten sollte. — Soldaten, rief er, die Sache der Bourbonen ist auf immer verloren. . . . Die legitime Dynastie, welche Frankreich angenommen hat, ist im Begriff, den Thron wieder zu besteigen. . . . Dem Kaiser Napoleon, unserm Souverän, steht es fortan zu, unser schönes Land zu regieren! . . — Bei diesen Worten, die in seiner

Umgebung ein unbeschreibliches Staunen erregten, brach donnergleich eine wüthende Freude in den Reihen der Soldaten aus. Ihre Tschakos auf den Gewehren emporhaltend, ließen sie den Ruf: Es lebe der Kaiser! es lebe der Marschall Ney! mit einer unerhörten Heftigkeit erschallen, lösten dann ihre Reihen auf, stürzten sich auf den Marschall und während die einen seine Hände, die andern seine Rockschöße küßten, dankten sie ihm nach ihrer Weise, dem Wunsche ihres Herzens nachgegeben zu haben. Diejenigen, die nicht in seine Nähe konnten, umringten seine Adjutanten, die sich durch Huldigungen ein wenig belästigt fühlten, welche sie nicht verdienten, denn sie waren dem soeben eingetretenen plötzlichen Umschwunge fremd, und indem sie ihnen die Hand drückten, sagten sie: Ihr seid brave Leute; wir zählten auf euch und auf den Marschall und wir waren fest überzeugt, daß ihr nicht lange auf der Seite der Emigrirten bleiben würdet. — Die in ihren Kundgebungen nicht minder ausdrucksvollen Einwohner hatten sich den Soldaten angeschlossen und Ney kehrte, von einer lärmenden und freudig erregten Menge begleitet, nach seiner Wohnung zurück.

Als er indeß dorthin zurückkam, fand er Verlegenheit, ja selbst Mißbilligung im Gesichte der Mehrzahl seiner Adjutanten. Einer von ihnen, ein ehemaliger Emigrirter, zerbrach seinen Degen, indem er sagte: Herr Marschall, man mußte uns im voraus unterrichten und uns nicht zu Zeugen eines solchen Schauspiels machen. — Und was sollte ich denn thun? antwortete ihm der Marschall. Kann ich das Meer mit meinen Händen aufhalten? — Andere, welche einräumten, daß es unmöglich sei, die Soldaten gegen Napoleon fechten zu lassen, drückten ihm gleichwol

ihr Bedauern aus, daß er es auf sich nähme, so rasch nacheinander zwei so entgegengesetzte Rollen zu spielen. — Ihr seid Kinder, erwiederte der Marschall; man muß entweder das Eine oder das Andere wollen. Kann ich mich wie ein Feigling verstecken, um der Verantwortlichkeit für die Ereignisse zu entfliehen? Der Marschall Ney kann sich nicht in den Schatten flüchten. Uebrigens gibt es nur ein Mittel, das Uebel zu verringern, man muß sich nämlich sofort erklären, um dem Bürgerkriege vorzubeugen, um uns des Mannes, welcher zurückkommt, zu bemächtigen und ihn von Thorheiten znrückzuhalten; denn, fügte er hinzu, ich bin nicht gesonnen, mich einem Manne, sondern Frankreich zu widmen, und wenn dieser Mann uns wieder nach der Weichsel führen wollte, so würde ich ihm nicht folgen!

Nachdem er solchergestalt seine Tadler derb abgefertigt, empfing er bei Tafel außer den Generalen auch sämmtliche Chefs der Regimenter, einen einzigen ausgenommen, der sich weigerte dabei zu erscheinen. Ein wenig Verlegenheit abgerechnet, die ihren Grund in der Verletzung der militärischen Pflicht hatte, die man sich innerlich vorwarf, gab es da nur eine lange Recapitulation der Fehler der Bourbonen, die, ohne es zu wollen, oder absichtlich (ein jeder urtheilte nach seiner Weise), sich der Emigration, dem Auslande überlassen und Gesinnungen zur Schau getragen hatten, die nicht diejenigen Frankreichs waren. Desgleichen vernahm man nur eine einstimmige Protestation gegen die alten Fehler des Kaisers, gegen seine Kriegswuth, seinen Despotismus, gegen seine Weigerung, den Vorstellungen seiner Generale in den Jahren 1812 und 1813 Gehör zu schenken, und endlich vernahm man auch nur einen energischen Entschluß, nämlich, ihm die Wahrheit zu sagen und von seiner Seite Bürg-

schaften der Freiheit und einer guten Politik zu fordern. — Ich werde ihn bald sehen, sagte Ney, ich werde ihn sprechen und ich will ihm erklären, daß wir uns nicht mehr nach Moskau führen lassen werden. Nicht er ist es, dem ich mich ergebe, sondern Frankreich, und wenn wir uns ihm, als dem Repräsentanten unseres Ruhmes, wieder anschließen, so sind wir doch nicht gewillt, zu einer Restauration des kaiserlichen Regimes die Hand zu bieten. — Die Generale Lecourbe und de Bourmont wohnten diesem Gastmahle bei, betheiligten sich wenig bei der Unterhaltung, räumten aber ein, daß die bewerkstelligte Revolution unvermeidlich gewesen und durch die Fehler der Bourbonen nur zu sehr motivirt sei.

Der Marschall verließ seine Gäste, um die von Lyon empfangenen Befehle auszuführen, die, wie wir bemerkt haben, in der Weise abgefaßt waren, als ob Napoleon nie aufgehört hätte, zu regieren, und welche vorschrieben, die Truppen auf Autun und Auxonne in Marsch zu setzen. An seine Frau richtete er ein Schreiben, worin er berichtete, was er gethan, und welches er mit den charakteristischen Worten schloß: „Meine Freundin, du wirst nicht mehr weinen, wenn du aus den Tuilerien gehst.“*)

Das so außerordentliche Unternehmen, Frankreich mit seiner Person allein zu erobern, begonnen von Napoleon zu La Mure, beinahe vollendet zu Grenoble und Lyon, konnte nach der Entschließung des Marschalls Ney nicht

*) Ich verdanke diesen Zug einem ehemaligen Obersten der Artillerie der kaiserlichen Garde, Mitglied mehrerer unserer Versammlungen, aufrichtigem Royalisten, einem geistreichen und vollkommen glaubwürdigen Manne, der dieses Schreiben in den Händen der Marschallin gesehen hatte.

mehr den geringsten Zweifel darbieten. Napoleon, der den 14. zu Chalons übernachtet hatte, verfolgte seinen Weg über Autun und Avallon, indem er beinahe im Schritte der Truppen marschirte, denen er bald folgte, bald vorausging, um sich Zeit zum Aufenthalt in den bedeutendern Orten zu verschaffen. So gelangte er den 17. nach Auxerre, umgeben von der Bevölkerung Burgunds, die sich gemeinschaftlich mit den Truppen insurgirte, um die Wiederherstellung des Kaiserthums zu proclamiren. Allenthalben wiederholte er die Sprache, die er zu Lyon geführt hatte, indem er versicherte, er bringe den Frieden, die Freiheit und den endgiltigen Triumph der Grundsätze von 1789. Der Präfect des Departements Yonne, Hr. Gamot, Schwager des Marschalls Ney, war ihm bis Vermanton entgegengekommen. Er empfing ihn freundschaftlich und stieg in der Präfectur ab, wo er sich beeilte, die Anstalten zu seinem letzten Marsche zu treffen, welcher ihn nach Paris selbst führen sollte.

Während Napoleon solchergestalt gegen Paris vorrückte, hatte Hr. Lainé, durch die Ereignisse angespornt, unablässig die ehrenwerthesten Anstrengungen gemacht, um die Dynastie mit der constitutionellen Opposition zu versöhnen. Sowie die Mitglieder der Deputirtenkammer in Paris eintrafen, bat er sie dringend, die begangenen Fehler zu vergessen und in diesen Fehlern selbst die Gelegenheit des Guten zu suchen, indem sie Genugthuungen verlangen möchten, die man, sagte er, ihnen zu gewähren geneigt sei, wie z. B. eine bedeutende Modification des Ministeriums, eine Vermehrung der Mitglieder der Pairskammer, die Erneuerung der zwei Drittel der Deputirtenkammer (alles dies im liberalen Sinne); ein Wahlgesetz, welches, indem es den Einfluß des

Grundeigenthums sanctionirte, desgleichen den Einfluß der freien und industriellen Professionen sanctioniren werde, ein Gesetz über die ministerielle Verantwortlichkeit (eine Garantie, auf die man damals großen Werth legte), ferner ein neues Gesetz über die Presse und endlich ein Tarifsystem, welches die französische Industrie gegen die britische Industrie schützen werde. Indem er in sehr guter Absicht zu den Verheißungen, die er aufzählte, eine officiöse Lüge gesellte, versicherte Hr. Lainé, daß man an alle diese Concessionen gedacht, ja, sich damit beschäftigt habe, um sie zum Gegenstande der Arbeiten der Session zu machen, als der Dämon des Bösen aufs neue seinen Fuß auf den Boden Frankreichs gesetzt habe. Indem er sich nicht damit begnügte, diese verständigen Worte in Privatgesprächen vernehmen zu lassen, führte Hr. Lainé die in Paris eingetroffenen Deputirten an die Stufen des Thrones und wiederholte vor dem König, man müsse die begangenen Fehler anerkennen und vergessen und sie durch ein Ensemble von Maßregeln ausgleichen, welche den Zeitbedürfnissen und den Wünschen der öffentlichen Meinung entsprächen.

Die Führer der constitutionellen Partei, sowol die in den Kammern als die nicht darin waren, und unter den letztern die HH. de Lafayette und Benjamin Constant, hatten sich beeifert, Hrn. Lainé zu umgeben und sich öffentlich für seine Vermittelungsideen zu erklären. In dieser Richtung ging sonach alles gut, man mußte aber auch den Hof diesen Ideen geneigt machen und Hr. Lainé hatte unablässig darauf gedrungen, daß man Hand ans Werk legen und mit dem Anfange beginnen möchte, d. h. mit dem Wechsel von drei oder vier Ministern. Er hatte, wie man gesehen hat, Hrn. de Montesquiou überredet, der sich zuerst

als Opfer anbot, aber er hatte freilich nur ihn allein überredet. Durch die Gefahr seiner royalistischen Exaltation zurückgegeben, war der Hof, weit entfernt, zu Concessionen geneigt zu sein, vielmehr zur Strenge geneigt, indem er behauptete, die einzigen Fehler, die man begangen, seien Fehler der Schwachheit. Ludwig XVIII., zwischen den gemäßigten und den heftigen Royalisten stehend, ohne zu wissen, wem er Gehör schenken sollte, sich indeß den erstern zuneigend, aber genöthigt, die Aufopferung eines Theils des Ministeriums mit Hrn. de Blacas zu beginnen, den die schlecht unterrichteten Liberalen als den Agenten der Emigration beim Monarchen betrachteten, Ludwig XVIII. beeilte sich nicht, einen Entschluß zu fassen, und verlor so in beklagenswerther Unschlüssigkeit die Zeit, die Napoleon anwendete, um mit Blitzesschnelligkeit vorzurücken.

Was Concessionen anlangt, so hatte man nur der Armee solche zu machen gedacht, und diese, die übrigens schlecht genug berechnet waren, hatten außer dem Mangel an Würde auch den Nachtheil, vielmehr Gefahren als Rettungsmittel vorzubereiten. Der Kriegsminister hatte sich ernstlich mit den auf halben Sold gesetzten Offizieren und den in ihrer Heimat gelassenen alten Soldaten beschäftigt. Er hatte die einen wie die andern zur Activität zurückgerufen. Demzufolge hatten die Offiziere mit halbem Solde Befehl empfangen, sich sofort zu den Regimentern zu begeben, um dort den Cadre neuer Bataillone zu bilden, die man mit Hilfe der wiedereinberufenen Soldaten formiren wollte. Diejenigen, die in diesen sogenannten Reservebataillonen keine Stelle finden würden, sollten in Nationalgardebataillonen, die man zu mobilisiren gedachte, verwendet werden. Die übrigen endlich gedachte man um die könig-

liche Person zu vereinigen, um die Leibgarde zu verstärken, deren Vortheile und Ehren sie erhalten sollten. Alle wurden sofort wieder in Genuß des ganzen Soldes gesetzt. Es gibt allerdings Lagen, in denen kein Heilmittel gut ist; aber wenn man bei der Stimmung, die man unter den auf halben Sold gesetzten Offizieren hatte entstehen und um sich greifen lassen, sich einbildete, es werde gelingen, sie für die Bourbonen in einem Augenblick wiederzugewinnen, wo sie Napoleon auf französischem Boden gelandet wußten, so war das seitens des Kriegsministeriums eine sehr seltsame Illusion. Selbst die Nationalgarde, die vom Geiste der keineswegs für die Wiederherstellung des Kaiserthums gestimmten Bourgeoisie beseelt war und auf die man folglich hätte zählen sollen, war weit entfernt, zuverlässig zu sein. Wäre sie rechtzeitig berufen und seit längerer Zeit vorbereitet worden, sowol den Thron als die freien Staatseinrichtungen zu vertheidigen, so würde sie im Stande gewesen sein, die Armee im Zaume zu halten und sie zu verhindern, sich Napoleon in die Arme zu werfen. Fast überall hatte man sie jedoch sich in Cavalerie, bestehend aus dem alten Adel, und in Infanterie, bestehend aus der Mittelklasse, theilen lassen, und diese letztere, gekränkt, gereizt, unzufrieden, war in den meisten Städten aufgelöst worden. Es ließ sich sonach kein großer Vortheil daraus ziehen. Indeß forderte man die Präfecten auf, Bataillone mobiler Nationalgarde unter Offizieren mit halbem Solde zu formiren. Man ermächtigte sie sogar, die Departementsräthe zu versammeln, um Steuern für diesen Zweck zu votiren. Solchergestalt vervielfachte man die Heilmittel, wie man es bei einem hoffnungslosen Kranken thut, ohne zu wissen, ob sie nützlich sein werden, und nur um seinem Todeskampfe nicht beizuwohnen,

ohne ihm etwas zu verordnen. Zu alledem hatte der Kriegsminister eine heftige Proclamation gesellt, die wenig geeignet, die Armee für ihn zu gewinnen, und im Gegentheil so beschaffen war, daß sie allen denen, die sich seiner Sprache und seines Benehmens zu Toulouse erinnerten, Stoff zum Lachen bieten konnte.

Solcher Art waren die Anstalten, die man getroffen hatte, um den Marsch Napoleon's aufzuhalten. Als man indeß seine raschen Fortschritte erfuhr, als man wußte, daß er zu Grenoble, dann zu Lyon eingezogen war, was man anfangs geleugnet, für falsch, für unmöglich erklärt hatte, mußte man der Gewißheit gegenüber nachgeben und konnte fortan nicht mehr, wie es die Royalisten gethan hatten, behaupten, Napoleon sei nur nach Frankreich gekommen, um dort erschossen zu werden. Wenn man jedoch das Bedürfniß zu handeln mehr fühlte, so begriff man deßhalb doch nicht besser, in welcher Weise am füglichsten zu handeln wäre. Die Parteien, welche Fehler begangen haben, sind gewohnt, sich nicht für schuldig, sondern für verrathen zu halten. Als sie den Abfall sahen, der zu Grenoble und Lyon stattgefunden (den des Marschalls Ney kannte man damals noch nicht), fühlten sich die Royalisten jeder Schattirung von einem fieberhaften Mißtrauen ergriffen, das sich ohne Unterschied gegen Jedermann richtete. Sie sahen überall Verräther und beklagten sich selbst im Beisein der Armeechefs, die man kaum noch so sehr geliebkost hatte, über Verrath. Diejenigen unter letztern, die keine stolze Seele besaßen, und es fanden sich deren unter den bravsten, antworteten auf diese beleidigenden Anspielungen nur mit übertriebenen Betheuerungen der Ergebenheit und waren deßhalb keineswegs treuer. Die andern waren empört und hegten

nur den Wunsch, so große Thorheit und Arroganz bald bestraft zu sehen. Wie es einige Monate früher geschehen war, lenkte sich das Mißtrauen ganz besonders auf die beiden Persönlichkeiten, welche die Armee und die Polizei leiteten. Nachdem man sie beschuldigt, nichts zu thun, beschuldigte man sie, zu viel zu thun, als sie die oben angegebenen Maßregeln ergriffen. Die Royalisten setzten voraus, es bestehe eine weit verzweigte Verschwörung, bei welcher alle Offiziere der Armee, von den Unterlieutenants bis zu den Marschällen, betheiligt seien. Unsere Erzählung hat indeß dargethan, daß daran nichts war, daß zu Grenoble die Generale Marchand und Mouton-Duvernet aufrichtig versucht hatten, ihre Pflicht zu erfüllen, daß zu Lyon der General Brayer sich erst ergeben hatte, nachdem seine Truppen die Thore der Stadt der kaiserlichen Armee geöffnet, daß La Bédoyère den Umtrieben der Brüder Lallemand und Lefebvre-Desnoettes fremd war, und daß auch Napoleon selbst unabhängig von dem schwachen und unbesonnenen pariser Complot gehandelt hatte. Wahrheiten solcher Art aber kann nur die Geschichte, lange nach den Ereignissen, mit Hilfe vieler Forschungen und großer Unparteilichkeit, endlich feststellen; im Augenblicke glauben die Parteien nichts davon. In ihrer Voraussetzung einer großen, beinahe Jedermann umfassenden Verschwörung fragten sich die Royalisten, ob nicht auch der Marschall Soult selbst dabei betheiligt sei. Die Exaltirtesten unter ihnen, denen das Benehmen des Marschalls Soult in der Bretagne, sein Denkmal von Quiberon, besonders wohlgefallen hatte, blieben ihm treu und behaupteten, er allein könne die Monarchie retten. Die Andern, die zahlreicher waren, sahen Gründe, auch selbst die Handlungen mißtrauisch zu betrach-

ten, welche einige unter ihnen entzückten. Die heftige Proclamation des Marschalls war in ihren Augen nur eine Finte, um die Dynastie desto besser zu täuschen und sie gebunden an Händen und Füßen Napoleon zu überliefern. Die Maßregel, welche darin bestand, die Offiziere mit halbem Solde, die in den neuen Bataillonen keine Stelle gefunden haben würden, zu Paris zu versammeln und beim König dienen zu lassen, diese verspätete und jetzt unbedachtsame, aber in sehr guter Absicht ausgedachte Maßregel war in ihren Augen ebenfalls nur eine Perfidie. Es war daran sicherlich nichts, denn der Marschall Soult, obwol sehr fähig, die Leute im Stich zu lassen, die das Glück verließ, war doch nicht fähig, sie zu verrathen, und besaß keineswegs einen scharfsinnigen, sondern vielmehr einen schwachen Kopf. Trotz alledem galt er für einen raffinirten Italiener des funfzehnten Jahrhunderts, und während man drei Monate früher, als es sich um die Vertreibung des Generals Dupont gehandelt, gesagt hatte, alles sei verloren, wenn man nicht den Marschall zum Kriegsminister nehme, sagte man jetzt hingegen, alles sei verloren, wenn man ihn auf diesem Posten lasse.

Aehnliche, aber ungleich heftige Reden führte man gegen Hrn. d'André, der in der Eigenschaft eines Generaldirectors die Polizei verwaltete. Dieser Beamte, ehemaliges Mitglied der Constituante, wie wir erwähnt haben, und dem König, mit dem er 15 Jahre correspondirt hatte, ergeben, hätte die Royalisten mindestens im Punkte der Treue beruhigen müssen. Aber in gewissen Augenblicken kennt der Parteigeist, gleich einem scheuen Pferde, auch nicht einmal die befreundetsten Stimmen. Nachdem er an Hrn. Beugnot's Stelle getreten, war Hr. d'André genöthigt gewesen,

das nämliche Verhalten zu beobachten und die absurden Erfindungen all der officiösen Polizeien zurückzuweisen, die der Graf von Artois aufmunterte, indem er sie duldete und bisweilen auch bezahlte. Alsbald war Hr. d'André für den Hof nur noch ein Unfähiger, wo nicht ein Verräther gewesen. — Er will nichts von allem glauben, was man ihm sagt, so lautete der Hauptanklagepunkt gegen ihn. — Wir müssen bei dieser Gelegenheit einen Umstand anführen, welcher der Geschichte sehr wenig würdig sein würde, wenn er nicht mit außerordentlicher Wahrheit die Verblendung des Parteigeistes schilderte. Man empfing sehr wenig Nachrichten, denn die auf der Straße Napoleon's befindlichen und bei seiner Annäherung in Schrecken und Bestürzung gerathenen Präfecten hatten kaum Zeit, von seinem Eintreffen zu schreiben, und dachten nachher nicht mehr daran. Gleichwol war der Telegraph unaufhörlich in Bewegung, sowol um administrative Befehle zu befördern, als um die Behörden, die der Regierung nicht recht nach Wunsch sprachen, zu befragen und die Nachrichten von ihnen zu verlangen, die sie nicht schickten. Man vermuthete daher, wenn der Telegraph so stark arbeite, so geschehe das im Dienste Napoleon's und nicht im Dienste Ludwig's XVIII. Man ließ den Director des Telegraphen rufen, der sehr erstaunt über den Verdacht war, den man geschöpft hatte, und ebenso einfache als überzeugende Erklärungen gab, denen gegenüber man sich zufrieden geben mußte, nachdem man den lächerlichsten Schrecken blicken lassen.

Diese Thatsachen beweisen, in welchem Grade die Royalisten beunruhigt waren. Hr. de Blacas konnte, ohne ihre gewohnte Uebertreibung zu theilen, sich gleichwol ihres Mißtrauens nicht entschlagen und in seiner schweren Besorgniß

fragte auch er sich, ob der Marschall Soult nicht ein Verräther und Hr. d'André ein Unfähiger sei. Durch die Nachrichten von Lyon zur Verzweiflung getrieben, kam er auf den Gedanken, im versammelten Staatsrathe den Marschall Soult, als wäre er gewissermaßen ein Verbrecher, einem Verhör unterwerfen zu lassen, und in seiner Ueberspannung hatte er sich mit einem Paar Pistolen versehen, um, wie er sagte, zum Aeußersten zu schreiten, wenn er den Marschall des Verrathes überwiesen sähe. Der König sollte natürlich einer solchen Sitzung nicht beiwohnen, denn man wollte ihn nicht Zeuge der Gewaltthätigkeiten sein lassen, zu denen man sich veranlaßt sehen konnte. Indeß stellte der ruhigere Hr. de Vitrolles Hrn. de Blacas vor, daß der gegen den Marschall gehegte Argwohn ihm wenig gegründet scheine, er habe in ihm einen durch die Umstände beunruhigten Mann und keineswegs einen Verräther gesehen, man habe sich offenbar in Betreff seiner Befähigung getäuscht, indem man ihn gewählt, um den General Dupont zu ersetzen, man müsse ihn vielleicht entlassen, aber sich auch damit begnügen, ohne einen Scandal damit zu verbinden.

Der Marschall verrieth, wie gesagt, Niemand, war aber in Verstörtheit gerathen, welche der Klarheit seines Blickes nicht förderlich war. Durch den Argwohn der Royalisten gepeinigt, hatte er sie mittels einer heftigen Proclamation zu beschwichtigen gesucht, die sie gerade durch ihre Heftigkeit beunruhigt hatte, und während er ihr Vertrauen so wenig gewann, sah er mit Riesenschritten den Mann vorrücken, den er aufs bitterste beleidigt hatte. Dies alles reichte hin, einen solidern Kopf als den seinigen zu erschüttern. Uebrigens konnten die Maßregeln die er ergriffen, indem er die auf halben Sold gesetzten Militärs zur Activität zurückge-

rufen und verschiedene Truppenbewegungen angeordnet hatte, unwirksam sein, aber es war dabei nichts Perfides und es war nicht seine Schuld, wenn die Soldaten, sobald sie Napoleon gegenüberstanden, die königliche Sache im Stich ließen. Es würde vor allem nöthig gewesen sein, sich auf die Treue der Armee verlassen zu können, über die jedoch Niemand als Napoleon selbst verfügte, dem man sie entgegenstellen wollte, und folglich hatte der Marschall weder besser noch schlechter als ein Anderer gehandelt. Sein einzig Unrecht war, dem Hofe zu viel versprochen, zu viel von seiner Energie und Fähigkeit erwarten gelassen zu haben.

In den Staatsrath gerufen, entsprach daselbst seine Haltung seiner Lage, d. h. sie bekundete große Verlegenheit. Beinahe wie ein Uebelthäter verhört, antwortete er, ohne über den Argwohn empört zu sein, dessen Gegenstand er war, zählte ausführlich die von ihm ergriffenen Maßregeln auf, betheuerte mehrmals die Reinheit seiner Absichten, brachte es endlich beinahe dahin, daß man daran glaubte, flößte auf diese Weise eine etwas bessere Meinung von seiner Treue, jedoch eine minder gute von seiner Fähigkeit ein, und nachdem er oft, sobald er nichts mehr zu sagen wußte, wiederholt hatte, wenn man an seiner Loyalität zweifle, sei er bereit, dem König seine Demission einzureichen, ward er gewissermaßen beim Wort genommen und ohne Verzug von Hrn. de Blacas zu Ludwig XVIII. geführt. Dieser Fürst, der nichts von all den Administrativmaßregeln verstand, deren Werth man erörtern wollte, der aber mit seinem gesunden und feinen Verstande erkannte, daß der Kriegsminister zwar ebenso wenig Wunder gethan, als Treulosigkeit verübt habe, daß man jedoch dem Zorne einer royalistischen Partei irgend Jemand zum Opfer bringen müsse, ließ den Marschall so ausführlich sprechen,

als er wollte, und ergriff dann, als das Anerbieten seiner Demission wiederholt worden war, die sich darbietende bequeme Gelegenheit, sagte ihm, er lege großen Werth auf seine Dienste, werde dieselben in gutem Andenken behalten, da ihm aber die Last des Ministeriums im Augenblicke beschwerlich zu sein schiene, so befreie er ihn davon und werde ihm einen Nachfolger geben. Ueberrascht, daß man ihm so bereitwillig aufs Wort glaubte, wenn er den Wunsch zurückzutreten blicken ließ, würde der Marschall das Gesagte gern widerrufen haben, aber der König ließ sich nicht darauf ein und er war genöthigt, seine nur der Form wegen angebotene Demission als definitiv zu betrachten. Er verließ das Cabinet des Königs sehr unzufrieden, daß er sein Portefeuille darin zurücklassen mußte, und wurde von den HH. de Blacas und de Vitrolles, während er immer aufs neue seine Loyalität betheuerte, bis zum Ausgange der Tuilerien begleitet. Er fand dort eine aufgeregte Menge, die den Ruf: Es lebe der König! erschallen ließ, sobald sie irgend einen großen Mann eintreten oder herauskommen sah, und die nicht verfehlte, diesen Ruf beim Anblick dieses Marschalls zu wiederholen. Er erwiederte ihn, indem er seinen Hut mit weißen Federn schwenkte und ebenfalls Es lebe der König! rief, warf sich dann in seinen Wagen und kehrte in die Bureaux des Kriegs zurück, indem er sich nach einem dreimonatlichen Ministerium verabschiedet, überdies von den nämlichen Personen, denen er seine Vergangenheit zum Opfer gebracht, des Verraths angeklagt, bei Napoleon aber, den er in seiner letzten Proclamation schwer beleidigt hatte, compromittirt sah, und während er sich noch glücklich hätte schätzen dürfen, wenn er bei demselben ganz und gar compromittirt gewesen wäre, weil er alsdann der schweren Verantwortlichkeit als

Majorgeneral an dem unheilvollen Tage von Waterloo entgangen sein würde!

Man machte weniger Umstände mit Hrn. d'André. Dieser war ein zuverlässiger Freund, obwol einige Thoren daran zu zweifeln affectirten, und man gab ihm seine Demission, indem man sich ganz einfach auf das Interesse des königlichen Dienstes berief. Nachdem man den 11. März diese Resolutionen gefaßt, mußte man auf die Ersetzung der verabschiedeten beiden hohen Beamten bedacht sein. Man hatte jetzt Gelegenheit, die weisen Rathschläge Hrn. Lainé's zu befolgen und der öffentlichen Meinung eine Genugthuung zu gewähren. Aber Hr. de Montesquiou, die Mittelsperson Hrn. Lainé's, erschien, seit er Concessionen gemacht, nur noch als ein Mann ohne Muth, ohne wahren Werth, und man hörte ihn kaum an. Je mehr sich die Gefahr steigerte, um so mehr Uebergewicht gewannen die extremen Royalisten und während sie sich nicht gestehen wollten, daß ihr Unrecht darin bestand, sich die öffentliche Meinung entfremdet zu haben, meinten sie, sie bedürften zu ihrer Rettung nur geschickter Leute, die jene höllische Geschicklichkeit besäßen, welche sie Napoleon zugestanden, wie sehr sie auch dessen Genie bestritten, und sie waren geneigt, solche Leute allenthalben zu suchen. Es gab einen frühern Kriegsminister, welcher zehn Jahre lang die kaiserlichen Befehle empfangen, befördert und ausführen lassen, der überdies, seit seiner Rückkehr von Blois, unablässig die demüthigsten Versicherungen seiner Ergebenheit an den Hof gerichtet hatte, nämlich den General Clarke, Herzog von Feltre. Bisher hatte man weder seine Demuth noch seine Dienste angenommen. Man beschloß sie nun in Anspruch zu nehmen, denn wenn es irgend Jemand verstand, mußte er es verstehen, wie man Napoleon durch ein dem seinigen

ähnliches Verfahren bekämpfen könnte. Man ließ ihn also rufen und fand ihn über dieses Anerbieten so erfreut, daß er die damit verknüpfte Gefahr vergaß. Sobald er einmal kein Bedenken trug, sich in einem solchen Momente zu compromittiren, war man berechtigt, auf seine Treue zu zählen, und man schickte ihn sofort ins Kriegsministerium, um ohne Verlust eines Augenblicks den Marschall Soult darin zu ersetzen.

Da es sich nicht darum handelte, die öffentliche Meinung zu gewinnen, und da man in allem, was vorging, nichts weiter als einen Kampf sah, wo derjenige die Oberhand behalten würde, der jene Napoleon zugeschriebene satanische Geschicklichkeit im höhern Grade besaß, so war es der rechte Augenblick, rücksichtlich des Polizeiministeriums an Hrn. Fouché zu denken. Man hatte ihn dieses Ministerium fortwährend hoffen lassen, ohne es ihm zu geben, bis man es ihm, wie wir erwähnt haben, endlich verleidet hatte. Man hatte oft unterbrochene Verbindungen mit ihm wieder aufgenommen und er hatte, wie früher eine große Ehrerbietung gegen die Bourbonen affectirend, gleichwol mit der Erklärung geantwortet, daß er nichts annehmen könne und daß sich bei dem dermaligen Stande der Sachen eine ernste Krise unmöglich vermeiden lasse. Dieses Meisters im Polizeifache beraubt, war man, was Bedeutung, Geist, Ruf anlangt, bei weitem tiefer hinabgegangen und hatte, was in allen diesen Beziehungen dem neuen Canditaten abging, durch die Heftigkeit seines Hasses gegen Napoleon auszugleichen gesucht. Man hatte sich an Hrn. de Bourrienne gewendet, der seit geraumer Zeit des kaiserlichen Vertrauens verlustig und aus diesem Grunde Director der Post geworden war, und man hatte ihm die Polizei nicht als Minister, denn es war un=

möglich, ihm einen solchen Titel zu ertheilen, sondern als Generaldirector anvertraut. Man war überzeugt, daß er jedenfalls die Männer des Kaiserthums kennen, hassen und ohne Erbarmen verfolgen müsse und daß seinerseits rücksichtlich derselben weder von Connivenz noch von Schonung die Rede sein werde.

Die beiden Veränderungen, deren Anlaß und Beweggründe wir angegeben haben, waren eine eigenthümliche Manier, den Rathschlägen der HH. Lainé und de Montesquiou zu entsprechen, die fortwährend dringend verlangten, daß man vier Minister entlassen und sie durch achtbare und populäre Männer ersetzen solle. Aber die Erbitterung steigerte sich mit der Gefahr, und die Verblendung mit der Erbitterung. Man glaubte, die Rettung sei eine Sache nicht des Vertrauens, das man der öffentlichen Meinung einzuflößen habe, sondern großer Schlauheit, und der geschickteste Ränkeschmied, wie wenig achtbar er auch sein möge, sei der einzige Retter, den man herbeizurufen habe; traurige Verblendung, welche nicht die Verderbtheit der Bourbonen oder der Emigrirten, die der Mehrzahl nach sehr rechtliche Leute waren, sondern die Verderbtheit des Parteigeistes bezeugte, die stets dem Mangel an Einsicht gleich ist!

Dieser Personenwechsel fand den 11. und 12. März statt und ein in diesem Augenblick erzielter theilweiser Erfolg gewährte einen vorübergehenden Hoffnungsstrahl. Die Generale Lallemand, Lefebvre-Desnoettes und d'Erlon waren in der That, wie man gesehen hat, nach dem Norden abgereist, um ihr unnützes und unvorsichtiges Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Nachdem sich Lefebvre-Desnoettes mit dem Grafen d'Erlon, welcher die Infanterie von Lille auf Compiègne führen sollte, und mit den Brüdern Lalle-

mand, welche alles, was sie an Truppen aller Waffen würden mit sich fortreißen können, aus dem Aisnedepartement auf La Fère führen sollten, verständigt hatte, war er den 9. März morgens mit den königlichen Jägern (frühern Gardejägern zu Pferd) von Cambray aufgebrochen, indem er den königlichen Kürassieren (frühern Grenadieren zu Pferd) hatte sagen lassen, daß sie zu ihm stoßen sollten. Die Jäger zu Pferd, gewohnt dem General blind zu gehorchen, der sie zehn Jahre lang auf allen Schlachtfeldern geführt hatte, waren ihm wie gewöhnlich gefolgt und den 10. März morgens vor La Fère erschienen, dessen Thore offen waren und sich vor französischen Truppen nicht schließen konnten. Die ihrerseits hinzugeeilten Brüder Lallemand hatten versucht, das zu La Fère stehende Artillerieregiment mit fortzureißen, indem sie erklärt, es habe zu Paris eine Revolution zu Gunsten des Kaiserthums stattgefunden, die Bourbonen seien entthront und gefangen und man müsse sich in Bewegung setzen, um Napoleon Beistand zu leisten. Das Artillerieregiment würde gar nichts Besseres gewünscht haben, als den Brüdern Lallemand Gehör zu geben und ihnen zu folgen, aber der General d'Aboville, der sich dort befand, ein fester Beobachter seiner Pflichten, hatte sich widersetzt, und die Brüder Lallemand, welche Zeit zu verlieren fürchteten, waren mit Lefebvre-Desnoettes nach Compiègne aufgebrochen, indem sie die Grenadiere zu Pferd und namentlich die vom Grafen d'Erlon geführte Infanterie von Lille zu finden hofften. An der Spitze der ehemaligen Jäger der Garde, die ein Corps von ungefähr 1000 trefflichen Reitern bildeten, nach Compiègne gelangt, versuchten Lefebvre-Desnoettes und die Brüder Lallemand das 6. Jägerregiment zu gewinnen, dessen Offiziere unschlüssig waren und sich endlich widersetzten.

Während sie bei diesem Regimente nicht zum Ziel kamen, mußten sie auf den Grafen d'Erlon warten, welcher nicht erschien. Dieser letztere war nämlich in dem Augenblicke, wo er seine Infanterie in Bewegung setzen wollte, von dem von Paris eintreffenden Marschall Mortier überrascht und völlig paralysirt worden. Der Marschall hatte ihm gesagt, er solle sich ruhig verhalten, die Revolutionen sich vollenden lassen, ohne sich dabei zu compromittiren, und sich für den Augenblick verbergen, um nicht der Gegenstand eines Actes der Strenge zu werden. Der Graf d'Erlon war also unvermögend gewesen zu handeln, und hatte sogar entweichen müssen, um sich Verfolgungen zu entziehen.

Diese Nachricht bestürzte die Generale Lallemand und Lefebvre-Desnoettes, welche zu spät begriffen, daß unter so ernsten Umständen, wo die Gemüther zwischen Pflicht und Leidenschaft schwankten, jeder Andre als Napoleon, welcher aufträte, sie zur Entscheidung zu bringen, sie nur in Verlegenheit setzen, statt mit sich fortreißen werde. In dieser Lage befanden sie sich, ohne zu wissen, wozu sie sich entschließen sollten, als der Vicecommandant Lion, da er sie in dieser Verlegenheit sah, sie scharf befragte und zu erklären nöthigte, was sie mit dem solchergestalt compromittirten Corps zu thun gedächten. Sie gestanden ihm nun alles und schlugen ihm vor, sich als Parteigänger auf die Straße von Lyon zu werfen, was in der That das einzig Thunliche für sie war. Ueber ein solches Vorhaben erschrocken, verweigerte der Commandant Lion seine Theilnahme und zog sie gewissermaßen aus der Verlegenheit, indem er das Commando des Corps übernahm, während sie zu entweichen suchen sollten. In der nämlichen Stunde noch schickte er im Namen der Jäger eine Erklärung des

Gehorsams und der Reue nach Paris, worin sie sich auf die Unwissenheit beriefen, in welcher sie sich über die Absichten der Generale, die sie irre zu führen gesucht, befunden hätten.

Es bedurfte keines Geringern, als der den 10. März in Paris verbreiteten Nachricht von diesem ohnmächtigen Versuche, um der Wirkung die Wage zu halten, welche die verhängnißvollen Nachrichten von Grenoble und Lyon hervorgebracht hatten. Nur in der äußersten Bedrängniß lassen sich die Parteien dazu bringen, an ihrer Rettung zu verzweifeln, und wenn eine unerwartete Hoffnung einen Augenblick vor ihren Augen schimmert, so klammern sie sich eifrig daran, wie die Sterbenden ans Leben, sobald es ihnen wiedergegeben scheint. Die Hoffnung war diesmal geeignet, selbst verständige Geister zu täuschen, denn hatten auch die treu gebliebenen Truppen sich nur Unbedachtsamen und nicht Napoleon gegenüber fest gezeigt, so konnte man doch, wenn man ein wenig geneigt war, sich Illusionen zu machen, daraus schließen, daß sie in der Hand energischer Führer auch selbst gegen Napoleon Stand halten würden. Die Berichte, die man aus der Franche-Comté, und namentlich vom Stabe des Marschalls Ney (dessen Abfall man noch nicht kannte), empfing, waren ebenfalls günstig. Die royalistischen Offiziere in der Umgebung des Marschalls stellten über sein Benehmen die befriedigendsten Zeugnisse aus. Der nach Metz gereiste Marschall Oudinot versicherte seinerseits, in der ehemaligen kaiserlichen Garde zu Fuß nur treffliche Gesinnungen gefunden zu haben. Aus alldem bildete man ein Ensemble beruhigender Nachrichten, die man zu glauben und glauben zu machen bestrebt war. Man sagte sich, daß Bonaparte von Cannes bis Lyon Jeder-

mann unversehens überfallen, nichts zum Widerstande bereit gefunden und triumphirt habe, wie so oft in seinem Leben, indem er seine Feinde überrascht und bestürzt gemacht. Aber von diesem Punkte an, fügte man hinzu, werde er überall auf einen energischen und unbezwinglichen Widerstand stoßen. Er werde vom Marschall Ney in der Flanke gefaßt werden und mit dem Bravsten der Braven nicht fertig werden können. Der Marschall Oudinot werde von Metz marschiren, um ihn im Rücken zu fassen. Endlich würden die in Paris und der Umgegend vereinigten Truppen eine Armee von 40,000 Mann bilden, die der Herzog von Berry, mit dem Marschall Macdonald als Generalstabschef, in Person commandiren werde, und unter den Augen des Prinzen und des geachteten Marschalls, der ihn unterstützen solle, werde Jedermann seine Pflicht thun. Damals war überall die Rede vom ersten Flintenschusse, der zu thun sei, als dem entscheidenden Heilmittel, welches die Monarchie retten werde, denn sei der Conflict einmal begonnen, so würden, sagte man, die Truppen schon genöthigt sein, sich zu schlagen. Nun besaß man aber zu Paris das sichere Mittel, diesen ersten Flintenschuß thun zu lassen, nämlich die königliche Leibgarde, die aus 5000 völlig ergebenen braven Leuten bestand, und bezüglich dieser durfte man nicht zweifeln, daß sie Feuer geben würden. Man hoffte, mindestens 30 bis 40,000 Mann zu haben, während Napoleon nur 8 bis 10,000 mit sich führen konnte, und welch geschickter General er auch sein mochte, bei einem solchen Mißverhältniß der Streitkräfte konnte er doch den Sieg nicht davontragen.

Diese Gründe waren plausibel und der Parteigeist hat sich oft mit minder guten abfinden lassen. Man ernannte

also den Herzog von Berry zum Commandanten der Armee von Paris, welche vorwärts von Villejuif lagern sollte. Man gab ihm als Majorgeneral den Marschall Macdonald, der zu Lyon Wunder der Treue und des Muthes gethan hatte. Man beauftragte den Herzog von Orleans, sich nach dem Norden zu begeben, dort mit den Truppen, die jüngst einen so guten Geist bekundet hatten, eine Reservearmee zu bilden, dieselben zu Amiens oder zu Saint-Quentin zu vereinigen und sie, nachdem er sie mit dem nothwendigen Material versehn, auf Paris zu führen, um die Linke des Herzogs von Berry zu bilden und ihm zur Seite zu kämpfen. Man schickte an den Marschall Oudinot den Befehl, die Infanterie der alten Garde, wenn er noch immer auf sie zählte, in Bewegung zu setzen und in der Weise zu marschiren, um sich quer auf die Straße von Lyon nach Paris zu stellen, und jedem Soldaten, der sich dazu verstehen würde, Feuer zu geben, den Offiziersgrad zu versprechen.

Zu gleicher Zeit legte man in Paris Listen aus zu Einschreibung der Freiwilligen. Alle Tage zogen in den Straßen der Hauptstadt eifrige Royalisten umher, indem sie weiße Fahnen schwenkten und den Ruf: Zu den Waffen! gegen den Usurpator, den Tyrannen, erschallen ließen, der die zwiefache Geisel des Despotismus und des Kriegs über Frankreich bringen wolle. Obwol diese Demonstrationen keinen sehr merklichen Eindruck auf die Bevölkerung machten, so zog doch die liberale Jugend, die unter dem Einflusse des Journales der Censor stand, welches, um der Censur zu entgehen, bandweise erschien und bestrebt war, alle die Gefahren der Rückkehr Napoleon's nachzuweisen, die liberale Jugend, sagen wir, zog,

ohne für die Bourbonen leidenschaftlich eingenommen zu sein, dieselben doch bei weitem Napoleon vor und war bereit, das von ihr Vorgezogene mit den Waffen in der Hand zu unterstützen. So hatten sich auch die Studenten der Rechte in ziemlich großer Anzahl eingeschrieben. Man hoffte, daß die Nationalgarde, die für den Frieden besorgt war, wie die studirende Jugend für die Freiheit, der königlichen Sache mit dem nämlichen Eifer dienen werde. Man war also in diesem Augenblick bemüht, einander gegenseitig zu ermuthigen und aus der Niedergeschlagenheit emporzuraffen, welche die Nachrichten von Grenoble und Lyon verursacht hatten.

Um diese Gesinnung durch den Widerhall der Tribüne zu verbreiten, veranlaßte man eine Sitzung der Kammern. Diese Sitzung fand den 13. März statt. Der neue Kriegsminister, Herzog von Feltre, und Hr. de Montesquiou, Minister des Innern, spielten dabei die Hauptrolle. Der Kriegsminister beantragte zu erklären, daß sich die Garnisonen von Antibes, La Fère, Lille, sowie die Marschälle Mortier und Macdonald um den König und das Vaterland wohl verdient gemacht hätten. Desgleichen beantragte er, bekannt zu machen, daß die Militärs, welche unter den gegenwärtigen Umständen Dienste leisten würden, Nationalbelohnungen empfangen sollten. Er schilderte bei dieser Gelegenheit den Versuch des Generals Lefebvre-Desnoettes und der Brüder Lallemand, den er als infam bezeichnete; er versicherte, die Truppen seien von einem trefflichen Geiste beseelt, sie würden ihre Pflicht erfüllen; übrigens werde er der Erste sein, ihnen mit dem Beispiele voranzugehen, und wenn Lyon keinen Widerstand geleistet habe, so sei einzig der Mangel an Geschütz daran Schuld gewesen. Diese Erklärungen, diese

Hoffnungen, diese Versprechungen der Hingebung nahm man mit Beifallklatschen auf, weil man ein dringendes Bedürfniß hatte, daran zu glauben. Ein Mitglied der Kammer stellte den Antrag, die Charte unter den besonderen Schutz der Armee und der Nationalgarde zu stellen, ein andres, die Rückstände der Ehrenlegion sofort zu bezahlen. Alle diese Anträge wurden beinahe einstimmig votirt. Der etwas albernen Sprache des Kriegsministers ließ der Minister des Innern verständige und würdige Worte folgen, und nachdem er nicht im Stande gewesen, die Führer der constitutionellen Partei ins Ministerium zu rufen, dankte er ihnen wenigstens für ihr edles Benehmen bei dieser Gelegenheit. Namentlich lobte er in sehr guten Ausdrücken die liberalen Schriftsteller, welche persönliche Meinungsverschiedenheiten vergäßen, um das Allen gemeinsame Gut, nämlich den König und die Freiheit, zu vertheidigen.

Da die Wirkung dieser Scene günstig geschienen hatte, bereitete man eine feierlichere vor. Man kündigte an, daß sich den 16. der König und die Prinzen in die Deputirtenkammer begeben würden, um daselbst ihr Bündniß mit der Nation zu erneuern und ausdrückliche Versicherungen ihres treuen Festhaltens an der constitutionellen Charte zu geben. Da Hr. de Montesquiou und Hr. Lainé weder den König seiner Unschlüssigkeit, noch die Prinzen ihrer beklagenswerthen Tendenzen wegen dazu bringen konnten, sich der constitutionellen Partei in die Arme zu werfen, so wollten sie wenigstens, daß man durch wiederholte Demonstrationen die öffentliche Meinung, als die einzige Wehrkraft, mit welcher man Napoleon erfolgreich begegnen könnte, für sich gewinnen sollte.

Der König bereitete eine Rede vor, die er selber sorg-

fältig ausarbeitete und auswendig lernte, um sie desto besser vorzutragen. Diese dem Staatsrathe mitgetheilte Rede wurde für ein Meisterstück erklärt und war in der That ebenso würdevoll als geschickt. Durch dieses Urtheil beruhigt, brach Ludwig XVIII. in großem Pomp aus den Tuilerien auf, bekleidet mit dem Bande der Ehrenlegion, umgeben von sämmtlichen Prinzen und sich durch eine von Nationalgardisten und Linientruppen gebildete Gasse bewegend. Er hatte den Herzog von Orleans in seinem Wagen und verfehlte nicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er den Stern der Ehrenlegion trüge. — Ich möchte wol wünschen, antwortete ihm der Prinz, daß dies heute nicht zum erstenmal geschehe. — Während der Fahrt zeigte sich das besonders aus der pariser Bourgeoisie bestehende Publikum herzlich theilnehmend; die Nationalgarde rief: Es lebe der König! die Truppen verhielten sich schweigend. Während der Herzog von Orleans und der Herzog von Berry dieses Schauspiel beobachteten, schenkte ihm der König keine Aufmerksamkeit und recitirte im Stillen die Rede, die er halten wollte.

Im Palaste Bourbon angelangt, trat Ludwig XVIII. in den Sitzungssaal und bestieg, auf die HH. de Blacas und de Duras gestützt, die Stufen des Thrones. Die Mitglieder der beiden Kammern erhoben sich eifrig beim Anblicke des Monarchen und applaudirten mit aller Kraft. Am freigebigsten mit ihren Kundgebungen waren die auf der linken Seite sitzenden Deputirten. Sie wollten insgesammt den Frieden, die Charte, den König, und waren bestrebt, ihm zu beweisen, daß sie wenn er mit ihnen aufrichtig sei, es auch mit ihm sein würden. Drei- und viermal erhoben sie sich, indem sie den Ruf: Es lebe der König! wiederholten. Bei dieser

Kundgebung von den royalistischen Deputirten unterstützt, ließen sie Ludwig XVIII. Acclamationen vernehmen, die ihn tief rührten und die ihn hätten glauben machen können, er sei gerettet. Unglücklicherweise war das nur der Ruf einiger aufgeklärten und wahrhaft patriotischen Bürger. Fortgerissen durch das Rachegefühl, dessen unwillkürliche Ursache die Bourbonen waren, eilte der Rest der Nation neuem Unglück entgegen!

Nachdem sich der König gesammelt, sprach er mit klarer und wohlaccenduirter Stimme folgende Worte:

„Meine Herren!

„In diesem kritischen Augenblicke, wo der öffentliche Feind in einen Theil meines Königsreichs eingedrungen ist und die Freiheit des Ganzen bedroht, komme ich in Ihre Mitte, um die Bande noch fester zu schließen, die, indem sie Sie mit mir vereinigen, die Kraft des Staates ausmachen. Ich will, indem ich meine Worte an Sie richte, ganz Frankreich meine Gesinnungen und meine Wünsche darlegen.

„Ich habe mein Vaterland wiedergesehn, ich habe es mit allen auswärtigen Mächten versöhnt, welche, zweifeln Sie daran nicht, den Verträgen getreu sein werden, die uns den Frieden zurückgegeben haben; ich habe für das Glück meines Volkes gearbeitet; ich habe empfangen und empfange noch täglich die rührendsten Merkmale seiner Liebe; könnte ich, mit sechzig Jahren, meine Laufbahn besser vollenden, als indem ich in seiner Vertheidigung stürbe?..."

Hier erschallten neue Acclamationen. — Nein, riefen die Deputirten, nicht Ihnen sondern uns ziemt es, für den Thron und die Charte zu sterben! — Der König fuhr fort:

„Ich fürchte also nichts für mich, aber ich fürchte für Frankreich. Derjenige, der unter uns die Fackel des Bür-

gerkriegs zu entzünden im Begriff ist, bringt uns auch die Geisel des Kriegs mit dem Auslande; er will unser Vaterland wieder unter sein eisernes Joch bringen; er will endlich auch diese constitutionelle Charte vernichten, die ich Ihnen gegeben habe, diese Charte, die mein schönster Ruhm in den Augen der Nachwelt, diese Charte, die allen Franzosen theuer ist und die ich hier aufrecht zu erhalten schwöre.

„Scharen wir uns denn um sie! sie sei unsre geheiligte Standarte! die Nachkommen Heinrich's IV. werden sich voranstellen; alle guten Franzosen werden ihnen folgen. Endlich, meine Herren, möge die Mitwirkung beider Kammern der Staatsgewalt all die Kraft verleihen, deren sie bedarf; und dieser wahrhaft nationale Krieg wird durch seinen Ausgang beweisen, was ein großes, durch die Liebe zu seinem Könige und zum Grundgesetze des Staates vereinigtes Volk vermag.“ —

Kaum waren diese letzten Worte gesprochen, als sich der Graf von Artois erhob und, indem er die Hände des Königs ehrfurchtsvoll ergriff, zu ihm sagte: Gestatten Sie, Sire, daß ich im Namen Ihrer Familie meine Stimme mit der Ihrigen vereinige, um unsre aufrichtige und herzliche Übereinstimmung mit Ihrer Majestät zu betheuern und zu schwören, Ihnen und der constitutionellen Charte treu zu sein. — Ja, ja, riefen der Herzog von Berry und der Herzog von Orleans, wir schwören es! — Bei diesem unerwarteten Auftritte erhoben sich die beiden Kammern, um einer Einmüthigkeit der Gesinnungen, die sehr heilsam hätten sein können, wenn sie früher kund gegeben worden wäre, zu applaudiren, dem Monarchen zu danken, daß er seine Stütze in der Nation suchen wolle, und ihm dieselbe in voller Stärke zu versprechen. Aber ach! sie stand ihnen

nicht zur Verfügung und diese Kammern selbst hatten in ihrer außerordentlichen Behutsamkeit vielleicht dem Monarchen nicht Widerstand genug geleistet, um eine Popularität zu vertheidigen und zu retten.

Ludwig XVIII. zog sich inmitten der allgemeinen Bewegung zurück, sehr gerührt über den Erfolg sowol seiner Rede als der Sitzung, einen Erfolg, der vierzehn Tage früher entschieden nützlich gewesen wäre und heute von sehr zweifelhaftem Nutzen war!

Nach der königlichen Sitzung hatte man die Nationalgarde versammelt, damit die Prinzen sie die Revue passiren lassen und damit unter ihren Augen die wohlgesinnten Leute, welche die mobilen Bataillone bilden sollten, aus den Reihen treten möchten. Der Graf von Artois entfaltete all sein einnehmendes Wesen, um der unter den Waffen stehenden pariser Bourgeoisie zu gefallen; als man jedoch die Freiwilligen aufrief, stellte sich nur eine geringe Anzahl. Man hatte in der That die Gefühle dieser Bourgeoisie zu sehr verletzt, um ihr eine besonders eifrige Hingebung einflößen zu können. Sie fürchtete das Kommende, ohne große Liebe für das Scheidende zu hegen. Indeß rettete man den Schein und die Prinzen wurden, obwol minder gut aufgenommen als in der Deputirtenkammer, doch in einer anständigen Weise empfangen. Unter dem Eindrucke dieser verschiedenen Kundgebungen und namentlich des fehlgeschlagenen Versuchs der Brüder Lallemand hatte man wieder ein wenig Hoffnung gewonnen und glaubte an die numerische Stärke und an die Treue der Truppenmasse, die sich zu Melun unter dem Herzog von Berry, dem Marschall Macdonald, den Generalen Belliard, Maison, Haro u. s. w. bilden sollte. Die durch das Unternehmen der Brüder Lallemand bestürzt ge-

machten Bonapartisten hingegen, die darin ein rücksichtlich der Stimmung der Armee beunruhigendes Symptom zu sehen glaubten, zitterten und versteckten sich, indem sie besonders der Name des neuen Polizeipräfecten Bourrienne einschüchterte.

Während dieser Zeit traf Napoleon, den 17. zu Auxerre angelangt, daselbst Anstalt zu seinem Marsche auf Paris. Mit den Truppen von Grenoble, von Lyon und mit denen aus der Franche-Comté, die ihm der Marschall Ney zuführte, konnte er ungefähr 20,000 Mann und 60 Kanonen vereinigen. Das zu seiner Bekämpfung nach Auxerre geschickte 14. Linienregiment hatte sich ihm unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! angeschlossen und somit seine Streitkräfte um ein Infanterieregiment verstärkt. Zu Auxerre hatte man die Nachricht von der Bildung einer Armee zu Melun erhalten. Man sprach von etwa 40,000 Mann Linientruppen, von der Leibgarde und Nationalgarde unter den unmittelbaren Befehlen des Herzogs von Berry und mehrer Marschälle, und es war möglich, daß jener von den Royalisten so ersehnte, von Napoleon so gefürchtete erste Flintenschuß endlich unter Paris erfolgen werde. Man durfte in der That glauben, daß unter den 5 bis 6000 Mann, welche die Leibgarde bildeten, sich immerhin genug finden würden, um das Gefecht anzuspinnen, und alsdann konnte die Situation bedenklich werden. Napoleon ließ sich durch diese Gerüchte wenig beunruhigen. Er sagte sich, daß vor Paris die Truppen ebenso wenig als vor Lyon und Grenoble Stand halten würden, daß bei seiner Annäherung der König den Kopf verlieren und davon gehen werde, wie es die Präfecten, wenigstens diejenigen gethan hatten, welche treu zu bleiben entschlossen gewesen. Uebrigens ver-

sicherten die aus der Umgegend der Hauptstadt gekommenen Emissäre, auf ihrem Wege keine Soldaten gefunden und zu Melun nur Offiziere mit halbem Sold versammelt gesehn zu haben, die auf die Regierung, welche sie vertheidigen sollten, sehr übel zu sprechen gewesen. Napoleon legte daher kein großes Gewicht auf die umlaufenden Gerüchte, er war jedoch ein zu umsichtiger Feldherr, um ihnen nicht Rechnung zu tragen, und hatte beschlossen, zwei bis drei Tage zu Auxerre zuzubringen, um dort seine Truppen zu concentriren und in kriegsmäßiger Weise auf Paris zu marschiren. Er erwartete den Marschall Ney mit dem Corps der Franche-Comté, vielleicht sogar mit der alten Garde, die man den Händen des Marschalls Oudinot entschlüpft sagte, und er hatte die Gewißheit, in diesen zwei Tagen seiner Armee eine genügende Consistenz gegeben zu haben. Um die ihm folgende Infanterie nicht zu sehr zu erschöpfen, kam er auf den Gedanken, sie zu Auxerre auf der Seine einzuschiffen und zu Wasser bis Montereau reisen zu lassen. Ebenso verfuhr er mit der Artillerie und ließ deshalb gegen baare Bezahlung alle Boote der Seine herbeischaffen. Seine Cavalerie setzte er zu Lande nach dem nämlichen Punkte, nach Montereau, in Bewegung und veranstaltete alles in der Weise, um den 19. mit allen seinen alsdann vereinigten Waffen in den Wald von Fontainebleau einzudringen.

Nachdem er diese Maßregel mit seiner gewohnten Schnelligkeit und Präcision ergriffen, verwendete er seine Zeit die Maires, die Unterpräfecten, die Corpschefs zu empfangen und sich in der Weise gegen sie auszusprechen, wie er es allenthalben gethan hatte. Am Abend, an der Tafel des Präfecten und in einem engern von Drouot, Bertrand, Cambronne und dem Präfecten selbst gebildeten Kreise sprach

er vertraulich und in der bestimmten, treffenden und scharfen Audrucksweise, die ihm eigen war. — Ich habe in meiner Umgebung verlautbaren lassen, sagte er, daß ich im Einverständniß mit den Mächten sei; es ist daran nichts. Ich bin mit Niemand im Einverständniß, nicht einmal mit denen, die man in Paris anklagt, für meine Sache zu conspiriren. Von der Insel Elba aus habe ich die Fehler gesehn, die man beging, und habe beschlossen, Vortheil daraus zu ziehen. Mein Unternehmen hat ganz den Anschein eines Actes außerordentlicher Kühnheit und ist in der Wahrheit nur ein Act verständiger Erwägung. Es war nicht zweifelhaft, daß die Soldaten, die Bauern, selbst die Mittelklassen, nach alledem was man gethan hatte, um sie zu verletzen, mich mit Freuden empfangen würden. Zu Grenoble brauchte ich nur mit meiner Tabaksdose ans Thor zu klopfen, um es sich öffnen zu sehn. Ludwig XVIII. ist ohne Zweifel ein verständiger, durch das Unglück aufgeklärter Fürst, und wäre er allein gewesen, so würde ich ungleich mehr Mühe gehabt haben, ihm Frankreich wieder abzunehmen. Aber seine Familie, seine Freunde vernichten all das Gute, was er zu thun vermocht hätte. Sie haben sich überredet, daß sie in das Erbe ihrer Väter zurückkehrten und darin nach Belieben schalten könnten, und sie sehen nicht, daß sie vielmehr in mein Erbe zurückkehren und daß das meinige nicht wie das ihrige behandelt werden konnte. — Auf die Bemerkung des Präfecten, daß sich die Bourbonen gleichwol auf die stricte Beobachtung der Gesetze beschränkt hätten, antwortete Napoleon, es sei nicht genug, nach dem Buchstaben der Gesetze zu regieren, man müsse nach ihrem Geiste regieren. — Man führte, sagte er, die Gesetze der Gegenwart mit dem Geiste der Vergangenheit aus, und auf diese Weise mußte man

nothwendigerweise die gegenwärtige Generation empören. Das ist die alleinige Ursache meines Erfolges. Man hat im vorigen Jahre behauptet, ich sei es, der die Bourbonen zurückgebracht habe. Sie bringen mich in diesem Jahre zurück, folglich sind wir quitt... —

Solchergestalt brachte Napoleon den Abend zu, indem er sich mit seinem gewohnten Feuer unterhielt, die Fehler der Bourbonen aufs treffendste auseinandersetzte, desgleichen die seinigen mit edler Rückhaltlosigkeit einräumte, übrigens aber versicherte, er habe sich geändert und man werde fortan in ihm weder den unbedingten Gebieter noch den Eroberer finden, denn, sagte er, er verstehe sich zu bessern und sei nicht wie die Bourbonen, die in 25 Jahren nichts gelernt, nichts vergessen hätten... —

Den folgenden Tag, den 18., traf der Marschall Ney ein. Napoleon hatte ihn mit Ungeduld erwartet und schien sogar verwundert, daß er nicht früher eingetroffen war. Durch die Befehle, die er auszufertigen gehabt hatte, zurückgehalten, hatte sich der Marschall allerdings verspätet und übrigens näherte er sich dem Hauptquartiere auch nicht ohne Verlegenheit. Zwei Ursachen machten ihn befangen: sein Benehmen zu Fontainebleau und das soeben zu Lons-le-Saulnier beobachtete. Sein Benehmen zu Fontainebleau konnte sich, abgesehn von den Formen, welche hart gewesen waren, aus der Macht der Umstände erklären. Sein letzter Umschlag war, obwol er sich auf gleiche Weise erklären ließ, so plötzlich erfolgt, daß er sich selbst Napoleon gegenüber, der so großen Vortheil daraus gezogen, verlegen darüber fühlte. Zu seiner Rechtfertigung hatte der Marschall überall wiederholt, was er schon zu Lons-le-Saulnier gesagt hatte, nämlich daß er dem Wunsche Frankreichs nachgebe, welcher

sich zu Grenoble, zu Lyon, zu Macon, zu Chalons u. s. w. einmüthig kund gegeben habe, daß er aber nicht gemeint sei, sich einem Manne und am wenigsten demjenigen zu ergeben, der die Franzosen nach Moskau geführt; die Umstände hätten sich geändert, Frankreich brauche gegenwärtig den Frieden und die Freiheit, dies sei seine Meinung und er werde es dem Kaiser bei seiner bevorstehenden Zusammenkunft sagen, und wolle der Kaiser diese Sprache nicht hören, so werde er sich auf seinen Landsitz zurückziehen, um ihn nicht wieder zu verlassen. — Solcher Art waren die Worte, die Ney überall auf seinem Wege geäußert hatte, die er bei seiner Ankunft gegen den Präfecten, seinen Schwager, wiederholte und die er an Napoleon selbst richten wollte. Während er sich indeß näherte schwand seine Kühnheit nach und nach, und indem er fürchtete, er werde das, was er im Sinne hatte, auszusprechen entweder nicht wagen oder nicht verstehen, hatte er eine von Fontainebleau beginnende und bis Lons-le-Saulnier reichende schriftliche Auseinandersetzung seines Benehmens und seiner Gesinnung gemacht. Er las sie seinem Schwager vor, der nichts daran zu tadeln fand, und begab sich wenig Augenblicke nach seiner Ankunft mit dieser Auseinandersetzung in der Hand zu Napoleon

Napoleon hatte mit seinem seltenen Scharfsinn alles errathen, was der Marschall ihm zu sagen versucht sein würde, und nach dem, was er bereits aus mehr als einem Munde vernommen hatte, sah er zur Genüge voraus, daß Ney ihm zugleich Entschuldigungen und Vorstellungen bringen werde. Nun wollte er ihn aber der erstern überheben und sich die letztern ersparen. Er kam ihm mit offenen Armen entgegen, indem er rief: Umarmen wir uns, mein lieber Marschall... Als hierauf Ney sein Papier entfaltete, ließ er ihn die Vor-

lesung desselben nicht beginnen. — Sie bedürfen keiner Entschuldigung, sagte er zu ihm. Ihre Entschuldigung, wie die meinige, liegt in den Ereignissen, die stärker als die Menschen gewesen sind. Aber sprechen wir nicht mehr von der Vergangenheit und gedenken wir derselben blos, um uns in Zukunft besser zu benehmen. — Nach diesen ersten Worten machte Napoleon, indem er dem Marschall nicht Zeit ließ, ein Wort hervorzubringen, eine Auseinandersetzung der Lage und seiner Absichten, die nichts zu wünschen übrig ließ, denn er erkannte die Nothwendigkeit sowol des Friedens als einer genügenden Freiheit an und schien entschlossen, beides zu bewilligen. Er erklärte, er acceptire den Vertrag von Paris, habe dies zu Wien sagen lassen, rechne auf den Erfolg dieser Erklärung und auf die Vermittelung Marie Louisens, um einem neuen Kampfe mit Europa vorzubeugen, und werde, sobald er nach Paris gelangt sei, die aufgeklärtesten Männer versammeln, um sich mit ihnen über die Aenderungen zu vereinigen, denen man die kaiserlichen Constitutionen füglicherweise zu unterziehen habe. Vergebens würde der Marschall bemüht gewesen sein, zu Napoleon's Erklärungen etwas hinzuzufügen, denn sie umfaßten alles Wünschenswerthe und drückten die Bedürfnisse des Augenblicks präciser aus, als er es zu thun vermocht hätte. Indeß wiederholte er doch nach seiner Weise alles, was er vernommen hatte, um sich wenigstens rühmen zu können, es gesagt zu haben, und Napoleon hörte ihn ohne Ungeduld an, weil alles nur die Wiederholung seiner eigenen, vorher ausgesprochenen Gedanken war. Die Unterredung war demnach ganz nach Wunsch. Gleichwol begriff Ney, ohne die Feinheit seines Unterredners zu besitzen, recht gut, daß sich der letztere nicht habe wollen Bedingungen stellen

lassen, und Napoleon hatte noch besser begriffen, daß man beabsichtigt hatte, ihm solche zu machen. Sie waren daher im Grunde weniger zufrieden miteinander, als sie es zu scheinen affectirten. Als sich Ney zurückgezogen hatte, sagte er allen Offizieren und seinem Schwager, er sei sehr zufrieden mit dem Kaiser gewesen, der sich gegen ihn sehr freundschaftlich und sehr vernünftig gezeigt habe. Seine Kameraden applaudirten und erklärten, sie hätten nichts mehr zu wünschen, da sie den Kaiser wiederfänden und zwar durch die Ereignisse gebessert wiederfänden. Napoleon, der seinerseits aus den Mienen und aus entschlüpften Worten errieth, daß man die Verletzung seiner militärischen Pflichten mit dem laut kund gegebenen Entschlusse entschuldigte, ihm einen Zaum anzulegen, stellte sich, als bemerkte er davon nichts und affectirte sich vollkommen zufrieden mit dem Marschall zu zeigen. Nachdem indeß dieser erste Augenblick der Herzensergießung vorüber war, nahm er nach und nach gegen Ney einen gewissen kaiserlichen Stolz wieder an und gab ihm Rendezvous zu Paris, als ob er seiner nicht bedurft hätte, um daselbst einzuziehen.

Nachdem alle seine Dispositionen getroffen waren und seine Truppen Montereau erreicht haben mußten, verließ Napoleon den 19. morgens Auxerre, um sich an ihre Spitze zu stellen. Gegen Einbruch der Nacht befand er sich, von seinen Soldaten umgeben, am Saume des Waldes von Fontainebleau. Dort sprach man ihm viel von den Truppenbewegungen, die vorwärts von Paris stattfanden; er nahm keine Rücksicht darauf und drang, von einigen Reitern begleitet, in den Wald ein. Um 4 Uhr morgens, den 20. März, zog er in jenen Hof des Schlosses von Fontainebleau ein, wo er elf Monate früher (20. April) Ab=

schied von der kaiserlichen Garde genommen hatte. Es hatte sich bereits eine von der Armee von Melun desertirte Cavaleriegruppe dorthin begeben, um ihn zu erwarten. Als er den Fuß in diesen Palast setzte, wo das erste Kaiserthum geendigt hatte und wo das zweite wiederzubeginnen schien, strahlte sein Gesicht im Gefühle einer lebhaften Genugthuung. Diese ihm vom Glück gewährte Revanche war sicherlich glänzend, und in diesem großen Geiste, der sich auf der Insel Elba von allen Illusionen geheilt hatte (wir werden den Beweis bald sehen), brachte die Freude auf einen Augenblick die Voraussicht zum Schweigen.

Die heftigste Aufregung herrschte indeß in den Tuilerien. Die Hoffnungen, in denen man sich gewiegt hatte, waren nicht von langer Dauer gewesen, und während der Marschall Soult drei Monate bedurft hatte, um sich zu discreditiren, hatten für den Minister Clarke acht Tage genügt, um alles auf ihn gesetzte Vertrauen zu verlieren. Als man den triumphirenden Marsch Napoleon's inmitten der Bevölkerung Burgunds, als man namentlich den Abfall des Marschalls Ney erfuhr, hatte man bald erkannt, daß es kindisch sei, sein Heil von einem Kriegsminister, wer er auch sein mochte, zu erwarten, und hatte sich einer völligen Verzweiflung überlassen. Die heftigen Royalisten hatten nirgends Rettung gesehen, als in einer zweiten Emigration nach dem Auslande, wo sie abermals die Unterstützung zu finden hofften, die sie zu allen Zeiten erlangt hatten. In der That lauteten, wenn die Nachrichten von Frankreich trostlos klangen, die von Wien vielmehr beruhigend und man wußte, daß der außerordentlich versammelte Congreß ein wahres Todesurtheil gegen Napoleon geschleudert hatte. Unglücklicherweise mußte man draußen diese gefährliche Unterstützung

des Auslandes suchen, die wol einige materielle Stärke verschaffen konnte, jedoch nur indem sie alle moralische Stärke raubte!

Um gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß Hr. Lainé, Hr. de Montesquiou und überhaupt Alle, welche die Rettung der königlichen Sache im Bunde der Dynastie mit der liberalen Partei zu finden glaubten, an ihrer Politik nicht verzweifelten und es bis zum letzten Augenblicke damit auf ihre eigne Gefahr versuchen wollten, d. h. auf die Gefahr, in die Hände Napoleon's zu fallen, bevor sie die gewünschte Vereinigung zu bewerkstelligen vermocht hätten. Die HH. Lainé und de Montesquiou drangen darauf, daß man sich den Constitutionellen gänzlich überlassen, daß man sie zu Ministern nehmen, daß man Hrn. de Lafayette an die Spitze der Nationalgarde stellen und solchergestalt Napoleon mit der den Händen der Liberalen anvertrauten Charte begegnen möchte. Die Constitutionellen erklärten sich einverstanden mit diesen Vorschlägen, indem sie sich bis zum letzten Augenblicke anboten, und den 19. morgens erschien von Hrn. Benjamin Constant im Journal des Debats ein äußerst heftiger Artikel gegen Napoleon, worin sich der Verfasser ausdrücklich und unwiderruflich für die Bourbonen und für die Charte erklärte.

Zu dieser Stunde war der Rath der Minister beinahe nicht mehr der Rath des Königs, denn es umgaben, wie es in den Tagen einer Krise zu geschehen pflegt, eine Menge Dienstfertiger die Regierung, drängten sich ihr auf, mischten sich in ihre Berathungen und maßten sich an, die Geschäfte fast in gleichem Grade zu führen wie diejenigen, die dafür verantwortlich waren. Diese Augenblicke sind diejenigen der Auflösung der Staatsgewalt, denn Jedermann befiehlt, Nie-

mand gehorcht, und sobald dieser Zustand eintritt, kann man behaupten, daß der Todeskampf beginnt. Die Royalisten verschiedener Schattirungen hatten die zwei oder drei Stockwerke der Tuilerien eingenommen; man begegnete ihnen überall, sich ereifernd, sprechend und gegen die HH. de Montesquiou und de Blacas declamirend, denen man alles Unglück schuld gab. Der erstere war ein Gegenstand des Abscheues geworden, seit er Rathschläge der Mäßigung vernehmen ließ, und man sagte, er sei ein oberflächlicher Kopf, eine werthlose Größe, erdichtet und gerühmt von den Frauen, und unfähig, die Last der Regierung zu tragen. Der letztere hatte in den Augen dieser heftigen Royalisten das Unrecht, der Geschäftsträger des Königs zu sein. Man betrachtete ihn als die Ursache der Trägheit und der Unschlüssigkeit Ludwig's XVIII. Ja, selbst die Gemäßigten legten es ebenso gut wie die Ungemäßigten ihm zur Last, daß man sie nicht hörte, warfen ihm vor, gleichsam wie eine starre Mauer den Monarchen rings zu umgeben, damit keine gesunden Eingebungen zu ihm gelangen könnten, und sein kalter Stolz war allerdings geeignet, diese Idee einzuflößen, obwol er sich in Wahrheit beeilte, alles, was er erfuhr, Ludwig XVIII. pünktlich mitzutheilen. Fügen wir hinzu, daß man in schwierigen Lagen in der Regel die Günstlinge, oder die für solche gelten, für das öffentliche Unglück verantwortlich macht und sich für ihre Gunst rächt, indem man ihnen alles, selbst was sie zu verhüten streben, zur Last legt.

Man war daher gegen diese beiden Männer außerordentlich aufgebracht. Hr. de Montesquiou, der sich wenig aus der Fassung bringen ließ, verfocht beharrlich das System der Concessionen, während Hr. de Blacas ein kaltes Schweigen beobachtete. Die extremen Royalisten, welche hartnäckig kein

andres Unrecht der Regierung als das der Schwäche einräumen wollten, betrachteten die Concessionen als eine Verdoppelung dieser Schwäche, welche die Mißachtung der Staatsgewalt steigern würde, ohne den Stand der Sachen merklich zu verbessern. Ihrer Ansicht nach blieb nichts übrig, als Paris zu verlassen und sich ins Ausland zurückzuziehen, wo man die Unterstützung Europas finden werde, die einzige, auf die man fortan zählen könne. Sie sagten sich mit einer kaum verhehlten Genugthuung, daß die Coalition diese undankbare Nation strafen werde, die man nicht zu regieren verstanden, weil sie nur von einer eisernen Hand, derjenigen Napoleon's oder derjenigen Europas, geführt werden könnte. Sie fügten hinzu, man werde dabei den Vortheil haben, diese Charte los zu werden, die ihrer Meinung nach die Hauptursache des neuen Unglücks war, womit sich die Legitimität bedroht sah. Das Unrecht war in ihren Augen nicht, dieselbe schlecht beobachtet, sondern sie gegeben zu haben.

Indeß waren selbst die heftigen Royalisten weit entfernt, gleicher Ansicht zu sein. Manche, und vor allen Hr. de Vitrolles, fühlten die größte Abneigung, ihre Zuflucht zum Auslande zu nehmen. Sie hatten jüngst empfunden, wie unbequem der Einfluß des Auslandes war, denn dieser Einfluß hatte sie verhindert, sich allen ihren Leidenschaften zu überlassen, und sie würden gewünscht haben, nicht wieder von ihm abhängig zu werden. Um dem zu entgehen, hatten sie ein Mittel ausgedacht, sie wollten nämlich, wenn sie Paris verließen (was die einen wie die andern als unvermeidlich betrachteten), sich nicht nach dem Norden, gegen Lille oder Dünkirchen, sondern nach dem Westen, gegen Angers, Nantes und La Rochelle zurückziehen, was sie in die Vendée, in die Mitte der alten Soldaten des Royalismus führen sollte, die

seit zehn Monaten wieder zu den Waffen gegriffen hatten. Man bildete sich ein, man werde dort 50,000 Soldaten sammeln, welche, auf Nantes, La Rochelle, Bordeaux gestützt, von Engländern Unterstützung an Geld und Material empfangend, ziemlich lange standhalten, einen Theil der Streitkräfte des Usurpators auf sich ziehen und Europa, ohne anscheinende Complicität mit demselben, Zeit verschaffen würden, die Hauptfrage zwischen dem Rhein und der Seine zu lösen. Der Herzog von Bourbon war bereits nach Tours und Angers abgereist und man zweifelte nicht, daß es ihm gelingen werde, die Vendée tief aufzuregen. Man hatte Nachrichten von Bordeaux, wo der Herzog und die Herzogin von Angoulême zu Ausbrüchen eines lebhaften Enthusiasmus Anlaß gegeben hatten, und man betrachtete das Asyl des Westens als ebenso sicher wie ehrenvoll, denn, wurde man auch in diesem Asyle bedrängt, so blieb am Ende doch das Meer übrig, um zu flüchten und nach England zurückzukehren, woher man gekommen war.

Man konnte unstreitig sehr plausible Gründe zu Gunsten dieses Planes geltend machen, aber es verknüpfte sich mit der Unterstützung der Chouans ebenso große Impopularität, als mit derjenigen des Auslandes, und zwischen diesen beiden Impopularitäten war die Wahl schwer. Daher sagte auch Hr. de Montesquiou, welcher der gewöhnliche Widersprecher des Hrn. de Vitrolles geworden war, im Tone eines Mannes, der sich durch thörichte Rathschläge belästigt fühlt: Ei doch! mein Herr, der König der Chouans wird niemals der König der Franzosen sein! — Worauf Hr. de Vitrolles anwortete, der König der Oesterreicher, Engländer und Russen habe keine bessere Aussicht, es zu werden. — Die gegenseitige Antipathie dieser beiden Persönlichkeiten war

auf einen solchen Grad gestiegen, daß keiner mehr die Gegenwart des andern zu ertragen vermochte und sie stets bereit waren, zu Beleidigungen zu kommen, indem Hr. de Vitrolles deutlich genug merken ließ, daß er Hrn. de Montesquiou als einen ebenso impertinenten wie unbedeutenden Hofabbé betrachte, Hr. de Montesquiou aber seinerseits Hrn. de Vitrolles für einen ebenso ermüdenden als gefährlichen Unruhstifter erklärte.

Nachdem das System der Concessionen beseitigt war, sah Hr. de Montesquiou keinen andern Ausweg, als sich nach der nördlichen Grenze, nach Dünkirchen oder Lille zurückzuziehen, in einem dieser beiden Plätze zu bleiben, ohne sich vom französischen Boden zu entfernen, und den Zweikampf Napoleon's mit Europa sich abthun zu lassen, ohne daran theilzunehmen. Dies war der Rath, den der Herzog von Orleans, den der Marschall Macdonald, den alle verständigen Männer Ludwig XVIII. gegeben hatten, sobald man, wie alles es ankündigte, die Hauptstadt verlassen und Napoleon preisgeben müßte. Aber dem greisen Monarchen gefiel dieser Plan ebenso wenig, wie derjenige, sich nach der Vendée zu flüchten. Paris zu verlassen, war für die Trägheit Ludwig's XVIII. ein äußerst unangenehmer Entschluß und jeder Plan, der mit einem Ortswechsel begann, war ihm verhaßt. In der Vendée Krieg zu führen, schien ihm ein Abenteurerentschluß, der sich weder mit seinem Alter, noch mit seiner Gesundheit, noch mit seiner Würde vertrug. Eine Festung zum Asyl zu nehmen, schien ihm kaum thunlich, denn erstens mußte man einen opferbereitwilligen Platz, zweitens eine Garnison haben, um ihn gut zu vertheidigen, und die 3 bis 4000 Reiter, auf die sich die königliche Leibgarde, sobald man Paris verlassen würde, reduciren sollte,

waren keine genügende Garnison für eine Stadt wie Lille, deren Vertheidigung mindestens 12 bis 15,000 Mann der besten Infanterie erforderte. In einer Festung belagert zu werden, um sich am Ende zu ergeben, war übrigens in seinen Augen ein ziemlich lächerliches Loos.

Was ihm am meisten zusagte, war Paris und, wenn es Paris nicht sein konnte, London. Bei dieser Neigung zur Trägheit war es nun aber im Grunde sein geheimer Entschluß, bis zum Augenblicke der äußersten Noth in den Tuilerien zu bleiben, denn von einer zweiten Emigration versprach er sich nichts Gutes. — Das erstemal, sagte er, hat man uns gut aufgenommen, weil man unser Unglück der großen und unwiderstehlichen Katastrophe der Revolution zuschrieb; aber diesmal wird man es unsrer Ungeschicklichkeit zuschreiben und uns wie ungeschickte Leute und lästige Gäste behandeln. — Er war daher Willens, bis zur letzten Stunde zu warten, während er alles vorschlagen ließ, ohne auf etwas einzugehen, und während er Hrn. de Blacas das undankbare Geschäft überließ, den Vorschlägen, die ihm mißfielen, Einwendung auf Einwendung entgegenzustellen.

Inmitten dieses tumultuarisch aufgeregten Hofes, wo die Planmacher bald dem zerstreuten und ironischen Blicke des Königs, bald den trockenen Verneinungen des Hrn. de Blacas begegneten, befand sich eine Persönlichkeit, die sich in einer so ernsten Lage nicht ruhig zu verhalten vermochte, nämlich der Marschall Marmont. Leichtfertig, eitel, unruhiger Kopf, wie gewöhnlich großer Wirrwarrstifter, bei dieser Gelegenheit berufen, die Leibgarde des Königs zu commandiren, was er übrigens durch seine seltene Bravour verdiente, wollte auch er den König retten und behauptete, das Mittel dazu gefunden zu haben. Da ihn, während er

sich eifrig zu schaffen machte, die ziemlich abstoßende Kälte des Hrn. de Blacas unangenehm berührte, war er vom heftigsten Hasse gegen diesen Minister erfüllt worden, und ohne sich entschieden auf die Seite der maßlosen Tadler zu stellen, eiferte er doch mit ihnen gegen denselben und schrieb dessen Einflusse alles Unglück des Königthums zu. Er hatte die Unbedachtsamkeit so weit getrieben, Hrn. de Vitrolles vorzuschlagen, Hrn. de Blacas zu entführen, um ihn vom Könige zu entfernen, sich dann der Regierung zu bemächtigen und die Monarchie ohne Hrn. de Blacas, ja selbst ohne den König zu retten. Seinem Plane zufolge sollte man, sobald er und Hr. de Vitrolles sich der Gewalt bemächtigt haben würden, die Tuilerien befestigen, Lebensmittel und Munition darin anhäufen, sich mit den getreuen Royalisten darin einschließen, auf diese Weise Napoleon erwarten und ihm die allerdings sehr große Verlegenheit bereiten, einen greisen König in seinem Palaste zu belagern, ja, ihn darin vielleicht inmitten der allgemeinen Entrüstung zu bombardiren. Hr. de Vitrolles hatte geantwortet, die Zeit der Günstlingsentführungen sei mit den Günstlingen selbst längst vorüber, Hr. de Blacas sei kein solcher und man werde, ohne den König zu retten, nur ein ebenso gehässiges als lächerliches Schauspiel geben. Ludwig XVIII., dem vom Marschall Marmont der zweite Theil seines Planes vertraut worden war, hatte ihm in nicht besonders schmeichelhaftem Tone geantwortet: Sie schlagen mir den curulischen Stuhl vor; diese Idee ist mindestens ebenso alt als alle jene, die man meinen armen Emigrirten vorwirft. —

In jeder verzweifelten Situation nimmt man gern Zuflucht zu den Empirikern und man wendete sich ein letztes Mal an Hrn. Fouché, um in Ermangelung seiner Mithilfe

wenigstens einen guten Rath von ihm zu erhalten, denn, wie gesagt, der Beschämung, zu einem Königsmörder seine Zuflucht zu nehmen, unterzog man sich lieber als derjenigen, den Constitutionellen Zugeständnisse zu machen.

Man beauftragte daher Hrn. Dambray, sich an Hrn. Fouché zu wenden um sich im Namen Ludwigs XVIII. mit ihm zu unterreden. Hrn. Fouchés Neigung zur Intrigue war so stark, daß er, obwol so entschieden gegen die Bourbonen, daß er selber die Brüder Lallemand angetrieben hatte, ihren tollen Versuch zu unternehmen, noch immer Vergnügen daran fand, dem Kanzler Ludwig's XVIII. zu begegnen, Anträge zu hören und darauf zu antworten. Nachdem Hr. Dambray im Namen des Königs Hrn. Fouché um seine Meinung und seinen Rath ersucht, was deutlich genug anzeigte, daß man bereit sein werde, seine Mitwirkung anzunehmen, sagte er, was Jedermann wußte, nämlich es sei zu spät; der Impuls sei gegeben und die Armee werde bis zum letzten Manne der Bewegung folgen; binnen weniger als acht Tagen werde Napoleon in Paris sein, es bleibe sonach nichts übrig, als sich zurückzuziehen und die königliche Familie aus dem Bereiche der Gefahr zu bringen, um in Sicherheit die fernern Ereignisse abzuwarten. Als sich Hr. Dambray über die so trostlosen Prophezeiungen ereiferte und anzudeuten schien, daß Hr. Fouché derartige Extremitäten wol nur so leicht voraussähe, weil er sie im Grunde vielleicht wünschte, antwortete dieser mit einer Mischung von Unvorsichtigkeit und Eitelkeit ohne Gleichen, ihm mache, für seine Person, die Rückkehr Napoleon's ebenso großen Verdruß wie den Royalisten selbst, er verabscheue Napoleon und werde von ihm verabscheut, aber er ergebe sich in eine unvermeidlich gewordene Prüfung; hätten die Bourbonen seine Rath-

schläge weniger spät angenommen, so würde er ihnen und Frankreich diese neue und gefährliche Krise erspart haben, aber es sei nicht mehr Zeit, ihr zu entgehen; um sie glücklich zu überstehen, müsse man sich ihr sogar überlassen, daher werde man auch nicht staunen dürfen, wenn in einigen Tagen er, der Herzog von Otranto, Minister Napoleon's werde; er werde es werden, um der Tyrannei desselben zu entgehen und deren Sturz zu beschleunigen; auf diesen Rettungsweg habe er sein Augenmerk gerichtet und alsdann werde er vielleicht, von diesen gefährlichen Thoren befreit, zu Gunsten der Bourbonen vermögen, was er im Augenblick nicht vermöge.

Man weiß nicht, worüber man sehr staunen soll, über den Cynismus solcher Geständnisse, über die Unvorsichtigkeit solcher Mittheilungen oder über die Leichtfertigkeit eines Dünkels, der die Ereignisse so aus der Ferne vorauszusehn und zu beherrschen glaubte. Hr. Dambray ließ sich durch diesen falschen Schein einer tiefen Politik täuschen und verließ seinen Unterredner, bestürzt und überwältigt von dessen vermeintlicher Ueberlegenheit. Er setzte den König und den Grafeu von Artois davon in Kenntniß, denen beiden, namentlich dem letztern, es leid that, sich so spät erst an das Genie Hrn. Fouché's gewendet zu haben. Indeß erschien seine Weigerung den Anträgen des Hofes zu entsprechen, verdächtig und man sagte sich, da er Eröffnungen, welche wirkliche Anträge waren, zurückweise, so müsse er sich mit dem Feinde entschieden eingelassen haben. Da man ihn nicht für sich hatte, so mußte man ihn vernichten und sich deshalb seiner Person bemächtigen. Die gewaltthätige Polizei des Hrn. de Bourrienne konnte von einem solchen Act weder durch ihren gesunden Verstand noch durch ihre

Scrupel zurückgehalten werden und sie sendete Agenten, um den Herzog von Otranto festzunehmen. Dies war eine unnütze Extravaganz, die man wenigstens nicht hätte versuchen sollen, ohne des Erfolges gewiß zu sein. Aber Hr. Fouché, welcher, während er sich in alles mischte, wenigstens so gescheidt war, auf alles gefaßt zu sein, hatte sich eine Zuflucht in dem Hotel der Königin Hortensia, das an sein eignes stieß, bereit gehalten, und indem er bei den Agenten, die ihm verhaften wollten, das Bedürfniß, sich auf einige Minuten zu entfernen, als Vorwand brauchte, entschlüpfte er ihnen durch seinen Garten.

Dieses Abenteuer hätte vielen Stoff zum Lachen geboten, wäre die Lage minder bedenklich gewesen. Als man den 19. morgens die Nachricht, daß Napoleon demnächst in Fontainebleau sein werde, empfangen hatte, war der äußerste Augenblick, auf welchen Ludwig XVIII. seinen Entschluß verschoben hatte, augenscheinlich gekommen. Bei seiner Denkweise und seinen Neigungen blieb ihm kaum eine Wahl übrig. Es war in der That zu spät, zur constitutionellen Partei Zuflucht zu nehmen, deren hervorragende Führer er wenig kannte und denen er sich, hätte er sich ihnen auch anvertraut, nur hätte überlassen können, indem er zugleich den Zorn seiner Partei in einem Grade erregt hätte, der seinen Muth überstieg. Das Project des Marschalls Marmont, einer Belagerung in den Tuilerien zu trotzen, betrachtete er als lächerlich; den Plan des Hrn. de Vitrolles, sich nach der Vendée zu flüchten, fand er des Grafen von Artois würdig, und für ihn war damit alles gesagt. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich nach der nördlichen Grenze zurückzuziehen, ohne sie zu überschreiten. Dieser letzte Plan, derjenige des Herzogs von Orleans und des Marschalls Macdonald, sagte seinem besonnenen Geiste

besser zu und er zog ihn allen andern bei weitem vor. Der Herzog von Orleans hatte sich nach Flandern begeben. Der Marschall Macdonald, welcher die Armee von Melun unter dem Herzog von Berry commandiren sollte, befand sich in Paris und Ludwig XVIII. hatte für dessen Klugheit, Kaltblütigkeit und Loyalität eine große Achtung gewonnen. Er hatte ihn rufen lassen, um seine Ansicht zu vernehmen. Der Marschall, beschäftigt die Armee von Melun zu formiren, hatte dem König erklärt, diese Armee flöße ihm kein Vertrauen ein, die königliche Leibgarde, ergeben, brav, aber unerfahren, werde nicht zwei Stunden gegen die kaiserlichen Truppen standhalten; die freiwilligen Bataillone der Nationalgarde seien in numerischer Beziehung beinahe Null; die Linientruppen endlich würden, sobald man auf Kanonenschußweite sei, zum Feinde übergehen. Ihre Stimmung war sogar so wenig beruhigend, daß der Marschall nicht gewagt hatte, sie zu Melun zusammenzuziehen, weil er fürchtete, ihre geheimen Gesinnungen würden ausbrechen, wenn er sie versammelte. Er hatte daher nur die vom Marschall Soult als Elitebataillone formirten Offiziere mit halbem Solde dorthin geschickt, welche schon die erschrecklichsten Reden führten und sich jeden Augenblick zu insurgiren drohten. Nach dieser aufrichtigen Auseinandersetzung der Umstände war der Marschall der Ansicht gewesen, daß man sich nach Lille zurückziehen, sich dort einschließen und das Ergebniß des Kampfes erwarten müsse, der sich zwischen Europa und dem wiederhergestellten Kaiserthum entspinnen sollte. Der König hatte die Ansicht des Marschalls sehr verständig gefunden und war derselben völlig beigetreten. Nur glaubte er, es sei nicht viel leichter, Lille zu halten, als Paris, und sein Wunsch war, ganz einfach das Asyl Hart-

well wiederzuerreichen, wo er sechs Jahre lang einer vollkommenen Ruhe genossen hatte und wo er, dank den Fehlern seiner Freunde und seines Bruders, sein Leben beschließen zu müssen fürchtete. Da übrigens Lille auf dem Wege nach London lag und da auf der Grenze zu bleiben, wenn man es vermochte, offenbar gerathener war, so nahm er den Plan des Marschalls an und befahl ihm, dessen Ausführung vorzubereiten. Eine Besorgniß hielt ihn jedoch befangen und der Marschall konnte nicht umhin, dieselbe in gewissem Maße zu theilen. Das Gedächtniß, diese gefährliche Fähigkeit der Bourbonen, erinnerte ihn, daß Ludwig XVI., als er zu fliehen gesucht, zu Varennes angehalten und gewaltsam nach Paris zurückgeführt worden war. Er befürchtete daher, eine von den Leuten der Vorstädte und den auf halben Sold gesetzten Offizieren angestiftete Volksemeute werde seinen Wagen anhalten und ihn an der Abreise verhindern können. Der Marschall, der seine Befürchtungen gelten ließ, kam mit ihm überein, die Truppen, unter dem Vorwande ihrer Aufstellung als Armeecorps nach Villejuif zu schicken und, nachdem man sich ihrer entledigt, die königliche Leibgarde unter dem gleichfalls plausibeln Vorwande, sie die Revue passiren zu lassen, im Marsfelde zu versammeln, die königliche Familie in deren Mitte zu führen, dann plötzlich die Seine zu überschreiten, den Weg von Revolte einzuschlagen, und über Saint-Denis die nach Norden führende Straße zu erreichen. Der König stimmte in all diesen Punkten dem Marschall bei, sagte dem Marschall Marmont, dessen Indiscretion er mißtraute, nichts von seinen Absichten und ertheilte dem letztern keine andern Befehle, als die königliche Leibgarde fortwährend in Bereitschaft und schlagfertig zu halten.

Die Sachen waren am Morgen des 19. zu einem Punkte

gediehen, daß Niemand mehr daran dachte, zu widersprechen oder Plane vorzulegen, und daß bei der Aussicht, Napoleon binnen 24 Stunden in Paris einziehen zu sehen, ein jeder nur darauf bedacht war, sich der Grausamkeit desselben zu entziehen, die man nach dem Hasse bemaß, den man gegen ihn hegte. Ludwig XVIII. war also seine Widersprecher los, und was seinen Bruder, den Grafen von Artois und seinen Neffen, den Herzog von Berry, anlangt, so gestattete ihnen die augenscheinliche Gefahr nicht mehr, eine andere Ansicht als die seinige zu haben. Alles war daher den 19. morgens in tiefem Geheimniß veranstaltet, um im Laufe des Tages oder in der Nacht abzureisen, sobald man über Napoleon's Annäherung keinen Zweifel mehr haben würde.

Dem angenommenen Plane gemäß, setzte der Marschall Macdonald die Truppen sofort auf Villejuif in Marsch, dirigirte die von Hrn. de Viomesnil commandirten königlichen Freiwilligen auf Vincennes und kündigte an, daß er sich mit den Prinzen nach Villejuif begeben werde, um dort das Commando der Armee zu übernehmen. Diese Gerüchte hatten zum Zweck, die Masse des Publikums zu täuschen; aber man verbarg es kaum den Leuten des Hofes, daß man sich anschicken müsse, Paris zu verlassen. Daher fanden auch den ganzen Tag Abreisen Einzelner statt. Man hatte Geld nöthig und bei einem so scrupulösen Minister wie Hrn. Louis war es schwer, sich es zu verschaffen. Indeß gelang es, dem Bedürfniß durch vollkommen regelmäßige Mittel abzuhelfen. Man hatte noch nicht über den außerordentlichen Schatz verfügt, der von der Civilliste verwaltet wurde. Es fanden sich darin etwa sechs Millionen in Bankactien, die man seit mehreren Tagen verkaufen zu lassen Sorge getragen hatte. Die Civilliste machte sich dafür dem außerordentlichen Schatze

gegenüber zur Schuldnerin und sie realisirte dieselben in Gold und in Silber. Da man sich im Anfange des Jahres befand, so konnte die Civilliste, welche bedeutend war, einen Vorschuß von mehrern Millionen nehmen und auf diese Weise verschaffte man sich deren noch fünf oder sechs, was also im Ganzen elf oder zwölf Millionen ausmachte. Davon vertraute man vier dem Schatzmeister der königlichen Leibgarde an und ungefähr drei Hrn. de Blacas, um die Kosten der königlichen Hausverwaltung zu bestreiten. Einige Millionen wurden unter die Prinzen, die vornehmsten Herren des Hofes und die Generale vertheilt, welche die königliche Familie begleiteten*); ferner brachte man, was weniger in der Ordnung war, die Diamanten der Krone in Bagagewagen, um sie im Gefolge der flüchtenden Königsfamilie mit hinwegzunehmen. In politischer Beziehung glaubte man keine Weisung zu ertheilen zu haben und ertheilte daher keine. Man begnügte sich, den Ministern zu befehlen, dem König zu folgen, aber man machte den Kammern keine Mittheilung. Da sich indeß der Herzog und die Herzogin von Angoulême im Süden befanden, wo sich großer Eifer zu Gunsten der königlichen Sache kund gab, und da der Herzog von Bourbon seinerseits nach der Vendée abgereist war, so kam man überein, daß Hr. de Vitrolles, der immer stark auf die südlichen Provinzen zu zählen geschienen hatte, sich dorthin begeben sollte, um sowol dem Herzog von Angoulême als dem Herzog von Bourbon als verantwortlicher Minister zu dienen und unter der Autorität dieser Prinzen eine besondere Regierung für jene Landestheile zu bilden zu suchen.

*) Die sehr ordentlich aufgestellte Berechnung dieser Summen befindet sich im Archive des Kaiserthums.

Er war mit königlichen Vollmachten versehen und sollte in dem Augenblicke nach dem Süden abreisen, wo die königliche Familie die Straße nach dem Norden einschlagen würde.

Den 19. erfüllte während des ganzen Tages eine beunruhigte, neugierige und augenscheinlich wohlwollende Menge den Carrouselplatz, betrachtete die Wagen, welche kamen und gingen, und ahnte zufolge der Abreisen, die man in der Vorstadt Saint=Germain bemerkt hatte, daß bald eine wichtigere in den Tuilerien stattfinden werde. Obwol sich in den Reihen dieser Menge mancher Offizier mit halbem Solde barg, der sich eingefunden, um zu beobachten, was vorging, so bekundete sie doch eine wahre Theilnahme für die königliche Familie und rief von Zeit zu Zeit: Es lebe der König! Im Laufe dieses Tages wiederholte Hr. Lainé im Namen der constitutionellen Partei ein letztes Mal das Anerbieten, einen Widerstandsversuch zu machen, indem man Hrn. de Lafayette an die Spitze der Nationalgarde stellen möge. Man empfing ihn mit Artigkeit, aber ohne ihm die bevorstehende Abreise des Hofes anzuzeigen und indem man merken ließ, daß es für jeden Plan zu spät sei. Am Nachmittage wollte der König, im Einverständniß mit dem Marschall Macdonald, eine erste Ausfahrt machen, um die Stimmung des Volkes zu sondiren und zu sehen, ob er die Freiheit haben werde, die Hauptstadt zu verlassen. Der Marschall Marmont hatte Befehl empfangen, die königliche Leibgarde im Marsfeld zu versammeln, was jedoch, weil unvermuthet anbefohlen, nur theilweise hatte ausgeführt werden können. Indeß hatte die Mehrzahl der Leibgarde dem Appel entsprochen und man war übereingekommen, daß der König unter dem Vorwande, sie die Revue passiren

zu lassen, aus den Tuilerien geben, wenn ihm alles ruhig schiene, dahin zurückkehren, und dagegen, wenn sich die Menge besorgnißerregend zeigte, die Seine auf der Jenabrücke überschreiten, den Weg durchs Gehölz von Boulogne einschlagen und die Straße von Saint-Denis erreichen sollte, während er seinen Gardes du Corps befehlen würde, ihm zu folgen.

Zwischen 3 und 4 Uhr fuhr er in der That aus, fand die Menge des Carrouselplatzes ruhig, ja herzlich theilnehmend und ehrerbietig Raum gebend, um ihn passiren zu lassen. Er begab sich ins Marsfeld, bemerkte überall die größte Ruhe und kehrte in der Absicht nach den Tuilerien zurück, erst am Abend abzureisen, was ihm etwas mehr Zeit gab, seine Anstalten zu treffen.

Gegen Tagesschluß erfuhr man, daß sich Napoleon gegen Fontainebleau gewendet hatte, und man zweifelte nicht mehr an seinem Einzuge am folgenden Tage. Daher entschloß man sich, die Abreise nicht länger zu verzögern. Um 11 Uhr, als sich die Menge der Neugierigen ein wenig zerstreut hatte, schloß man die Gitter der Tuilerien und die gesammte königliche Familie stieg in die Wagen. Sie wendete sich auf Saint-Denis, ohne auf Widerstand oder Neugierige zu stoßen, denn um diese Stunde waren die Straßen der Hauptstadt gänzlich verlassen. Der Marschall Macdonald befahl den Truppen, die noch nicht nach Villejuif abgegangen waren, den Weg von Saint-Denis einzuschlagen, während er übrigens nicht die geringste Hoffnung hatte, sie der Ansteckung zu entziehen und dem Königthum zu erhalten. Um Mitternacht kam man durch Saint-Denis, ohne einen andern Unfall erfahren zu haben, als einige ungebührliche Rufe eines in dieser Richtung in Marsch gesetzten Bataillons

auf halben Sold gesetzter Offiziere. So betrat nach elf Monaten die unglückliche Familie der Bourbonen, weniger infolge ihrer eigenen als der Fehler ihrer Freunde, ein zweites Mal den Weg des Exils!

Als am nächsten Morgen, 20. März, der anbrechende Tag die Einsamkeit der Tuilerien beleuchtete, herrschte eine bange Erwartung unter den Neugierigen, die wie Tags vorher zusammengeströmt waren, um zu erfahren, was vorging. Man sah noch Domestiken in Livree, aber man entdeckte keinen Offizier, keinen Garde du Corps, man bemerkte nur die wie gewöhnlich außerhalb aufgestellten Posten der Nationalgarde. Die weiße Fahne wehte noch immer über der Hauptkuppel, einige seltnere Rufe: Es lebe der König! ließen sich vernehmen, aber der Ruf: Es lebe der Kaiser! wagte nicht laut zu werden, obwol viele Offiziere mit halbem Solde anwesend waren. Bald verbreitete sich indeß das verhängnißvolle Geheimniß und erfüllte Paris in einem Augenblicke. Die zuerst unterrichteten hervorragenden Persönlichkeiten der Parteien eilten es sich einander mitzutheilen, und zwar die Royalisten mit Verzweiflung, die Constitutionellen mit Verdruß, genarrt und und unnützerweise compromittirt worden zu sein, die Häupter der bonapartistischen Partei mit einer sehr natürlichen Freude, denn seit der verfehlten Verhaftung Hrn. Fouché's hatten sie in beständiger Besorgniß gelebt, und noch in diesem Augenblick konnten sie sich einer gewissen Furcht nicht erwehren, denn so lange Napoleon nicht in den Tuilerien war, schien ihnen nichts entschieden. Einige begaben sich zum greisen Cambacérès, um ihn zu fragen, was man zu thun habe. Er empfahl ihnen ausdrücklich, dem Willen Napoleon's in nichts vorzugreifen, der es Niemand Dank wissen

werde, vor ihm und ohne ihn handeln gewollt zu haben. Als man ihm von den Staatskassen, der Post, kurz von Allem sprach, auf dessen Rettung inmitten eines Volksaufstands man bedacht sein müßte, sagte er: Mischt euch nicht darein, Alles ist besser, als die Autorität des Kaisers ersetzen zu wollen. — Das war die Stimme des alten Kaiserthums, dem jedoch das neue nicht wol gleichen konnte.

Hr. Lavallette entschloß sich indeß, nachdem so lange Zeit von ihm verwalteten Postamt zu gehen und zwar einzig, um Nachrichten zu erlangen, nicht ahnend, daß er durch diesen Schritt das Todesurtheil vorbereitete, das ihn später treffen sollte. Als ihn die Beamten erblickten, umringten sie ihn, baten ihn dringend, sich an ihre Spitze zu stellen, und Hr. Ferrand, der Postdirektor für Rechnung Ludwig's XVIII., bat ihn inständig, an seine Stelle zu treten und ihm selber einen Erlaubnißschein zu geben, um Pferde zu erhalten. Ueberzeugt, daß die Bourbonen nicht durch ihre Fehler, sondern durch eine Verschwörung erlegen wären, glaubte dieser alte Royalist in dem gleichwol ganz zufälligen Erscheinen Lavallette's deren Vollendung zu sehen. Hr. Lavallette, der jeder Verschwörung, selbst dem unbedeutenden Complot der Brüder Lallemand fremd war, beschränkte sich darauf, einen Courier nach Fontainebleau abgehen zu lassen, um Napoleon von der Räumung der Tuilerien in Kenntniß zu setzen.

Auf die Kunde von dieser Räumung hatten sich die jungen Offiziere, die seit einem Jahre Paris mit ihren Reden und mit ihrer Opposition erfüllten, einige Tausend stark, nach dem Carrouselplatz begeben. Der General Exelmans war dort einer der ersten erschienen. Nachdem sie diesen schweigenden und verlassenen Palast, auf dem noch immer die

weiße Fahne wehte, eine Zeit lang beobachtet, drangen sie hinein, fanden die Diener sehr bereit, ihnen die Thüren zu öffnen, und ließen unter dem Jubel der Zuschauer die weiße Fahne niederreißen und die dreifarbige aufstecken. Man vertheilte sich darauf in Paris, um die alten Minister, die alten Würdenträger des Kaiserthums, die HH. de Bassano, de Rovigo, Decrès, Mollien, Gaudin, die Königin Hortensia und die ehemalige Königin von Spanien, Gemahlin Joseph's, aufzusuchen. In einem Augenblicke hatte sich der Palast mit dem Dienern des Kaiserthums gefüllt, die ihren Gebieter mit Ungeduld erwarteten. Eine große Anzahl Militärs aller Grade waren ihm auf der Straße von Fontainebleau entgegengegangen.

Während der Nacht in der That nach Fontainebleau gelangt, hatte Napoleon daselbst einige Stunden geruht, um seine Cavalerie zu erwarten; bald hatte er den Courier Hrn. Lavallette's empfangen und auch Hrn. de Caulaincourt im ersten Postwagen, den er sich hatte verschaffen können, herzueilen sehen. Napoleon hatte diesen treuen Diener in seine Arme geschlossen und ihn lange an sein Herz gedrückt gehalten. Er beschloß auf der Stelle aufzubrechen und am nämlichen Tage in Paris einzuziehen, um sich ohne allen Verzug der Regierung zu bemächtigen. Uebrigens war der 20. März der Geburtstag seines Sohnes, und er hatte den Aberglauben der Jahrestage, welcher sich gewöhnlich bei Denjenigen findet, die viel vom Glücke gefordert und viel von ihm erhalten haben.

Nachdem er einige Befehle in Betreff des Marsches seiner Truppen ertheilt, verließ er Fontainebleau in einem Postwagen, begleitet von Hrn. de Caulaincourt und seinen treuen Gefährten Bertrand und Drouot. Bei Villejuif sah er den

größten Theil der Truppen, welche die Armee von Melun bilden sollten, zu ihm kommen. Der Generalstab dieser Armee hatte sich, wie wir erwähnt haben, auf Saint-Denis gewendet. Die Soldaten waren demnach ohne Führer, und so war es um so leichter für sie, sich ihren Gefühlen zu überlassen. Nachdem Napoleon die Kundgebungen ihres Enthusiasmus empfangen, setzte er seine Reise fort, escortirt von einer Menge Offiziere zu Pferde, die zu allen Regimentern gehörten. Da diese Menge seinen Marsch hemmte, zog er erst um fünf Uhr Abends in Paris ein. Er folgte dem äußern Boulevard bis zu den Invaliden, um die engen Straßen im Centrum der Hauptstadt zu vermeiden, und fuhr dann längs der Quais bis zur Pforte der Tuilerien hinauf. Das Volk von Paris wußte nichts von seiner Ankunft und es gab keine andern Zeugen dieser seltsamen und erstaunlichen kaiserlichen Restauration, als einige Neugierige und die Masse der auf dem Carrouselplatze versammelten Offiziere.

Der Wagen drang in den Hof des Palastes ein, ohne daß man anfangs wußte, was er enthielt. Aber eine Minute genügte, um davon unterrichtet zu sein. Napoleon, den Händen der HH. de Caulaincourt, Bertrand und Drouot entrissen, wurde nun in den Armen der Offiziere mit halbem Solde getragen, die vor Freude außer sich waren. Ein furchtbares Geschrei: Es lebe der Kaiser! hatte die Menge der hohen Beamten, welche die Tuilerien füllten, aufmerksam gemacht. Sie stürzte alsbald nach der Treppe, und indem sie gegen die heraufkommenden Offiziere einen Gegenstrom bildete, entstand eine Art beinahe beunruhigenden Conflictes, denn man war nahe daran, einander gegenseitig und zugleich Napoleon selbst zu ersticken. Solchergestalt trug man ihn unter wahnsinnigem Geschrei die

Treppe empor, und er, zum erstenmal in seinem Leben außer Stande, seine innere Bewegung zu beherrschen, ließ sich einige Thränen entschlüpfen und schritt, endlich auf den Boden gestellt, vor sich hin, ohne Jemand zu erkennen, indem er seine Hände denjenigen überließ, die sie drückten, küßten und mit ihren Kundgebungen zerquetschten.

Nach einigen Augenblicken ward er seiner Sinne wieder mächtig, erkannte seine treuesten Diener, umarmte sie und schloß sich dann, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, mit ihnen ein, um eine Regierung zu bilden.

Solchergestalt hatte sich binnen zwanzig Tagen, vom 1. bis 20. März, jene seltsame Prophezeiung erfüllt, daß der kaiserliche Adler ohne Aufenthalt von Thurm zu Thurm bis zu den Thürmen von Notre-Dame fliegen werde! Nichts in Napoleon's Schicksal war außerordentlicher und dem Anschein nach schwerer zu erklären gewesen, obwol es sich in Wahrheit äußerst leicht erklären ließ. Die unglücklichen Bourbonen, die hinweggingen, legten diese Revolution nicht ihren Fehlern, sondern einer ungeheuern Verschwörung zur Last, die ihrer Ansicht zufolge ganz Frankreich umfaßte. Nun gab es aber, wie man gesehen hat, keine Verschwörung. Allerdings hatte ein unbedeutender Plan einiger von Hrn. Fouché irregeführter junger Offiziere existirt, ein Plan, der so wenig Werth hatte, daß er, mit der starken Aufmunterung der Landung Napoleon's zur Ausführung gebracht, vollständig gescheitert war. Aber dieser Plan stand in keinem wirklichen Zusammenhange mit der Insel Elba, da der Herzog von Bassano, der ihn kannte, ohne dabei betheiligt zu sein, an Napoleon die Nachricht von der allgemeinen Unzufriedenheit geschickt hatte, ohne auch nur einen Rathschlag hin-

zuzufügen. Durch diese Mittheilung wenig beeinflußt, aber gewärtig, demnächst von der Insel Elba entführt zu werden, seine Exilsgefährten vor Langerweile oder Mangel unter seinen Augen umkommen zu sehen, hatte sich Napoleon, welcher den Congreß aufgelöst glaubte, zum Aufbruch entschlossen, angetrieben hauptsächlich durch seine verzehrende Thatenlust, durch seine außerordentliche Kühnheit, und indem er rücksichtlich der Ueberfahrt übers Meer auf sein Glück, rücksichtlich des Zuges durch das Innere Frankreichs aber auf alle die Gefühle zählte, welche die Bourbonen verletzt hatten. Die ganze Tiefe seines Planes hatte also darin bestanden, in sicherer Weise vorauszusehen, daß das durch die Armee repräsentirte Nationalgefühl und die durch die ländliche und städtische Bevölkerung repräsentirten Gefühle von 1789 bei seinem Anblicke ausbrechen würden, daß er folglich, mittels Ueberwindung einer ersten Gefahr, das Volk und die Armee mit sich fortreißen und mit einem Zuge, gefolgt von den zu seiner Bekämpfung abgeschickten Soldaten, nach Paris gelangen werde. Er hatte sich daher mit dem gewohnten Glauben an seinen Stern eingeschifft, das Meer glücklich durchsegelt, war dann ohne Schwierigkeit auf einer kaum von einigen Douaniers bewachten Küste gelandet, hatte unter zwei Straßen, der mit physischen Hindernissen bedeckten Alpenstraße und der mit moralischen Hindernissen bedeckten Straße des Littorales, der erstern den Vorzug gegeben und, als er zu La Mure ein unschlüssiges Bataillon fand, dasselbe zur Entscheidung gebracht, indem er ihm kühn seine entblößte Brust zeigte. An diesem Tage war Frankreich erobert gewesen und Napoleon wieder auf seinen Thron gestiegen! Ein Act der Voraussicht, der darin bestand, im Herzen des von der Emigration verletzten Frankreichs zu

lesen, ein Act der Kühnheit, der darin bestand, ein zwischen der Pflicht und seinen Gefühlen schwankendes Bataillon fortzureißen, waren sonach, nebst den Fehlern der Bourbonen, die wahren Ursachen dieser erstaunlichen und, fügen wir hinzu, sehr natürlichen Revolution, wie außerordentlich sie auch erscheinen möge! War es denn in der That möglich, daß das alte Regime und die Revolution, im Jahre **1814** einander wieder gegenübergestellt, sich beisammen befänden, ohne abermals handgemein zu werden, um sich einen letzten und furchtbaren Kampf zu liefern? Sicherlich nicht, und ein neuer Kampf zwischen diesen beiden Mächten war unvermeidlich. Napoleon gab demselben allerdings, indem er sich darein mischte, europäische, d. h. gigantische Proportionen. Ohne ihn würde dieser Kampf vielleicht weniger schnell gewesen sein; auch würde er dann vielleicht die Einmischung des Auslandes nicht hervorgerufen haben, und in diesem Falle würde man unendlich beklagen müssen, daß derselbe, während er unvermeidlich war, durch seine Gegenwart verschlimmert worden. Aber dieser Punkt war sehr zweifelhaft, und wahrscheinlich würde das Ausland, wenn es die Bourbonen durch die Königsmörder gestürzt sah, nicht minder versucht gewesen sein zu interveniren, als indem es das erbitternde Gesicht des Siegers von Austerlitz erscheinen sah!

Wie dem auch sein möge, inmitten der tollen Freude der Einen und der natürlichen Bestürzung der Andern mußten die aufgeklärten Patrioten, welche gewünscht haben würden, daß die gemäßigte Freiheit, sich zwischen dem alten Regime und der Revolution ins Mittel schlagend, deren letzten Zusammenstoß mit friedlichen und gesetzmäßigen Kämpfen enden lassen möchte und daß dieser Zusammenstoß

kein letzter Zweikampf auf Leben und Tod zwischen Frankreich und Europa würde, die aufgeklärten Patrioten, sagen wir, mußten schwer bekümmert sein. Daher war denn auch die Bourgeoisie, welche mehr dieser Patrioten als irgend eine andere Klasse zählte, ohne die Emigrirten zurückzuwünschen, ohne Napoleon, der ihr durch seinen Ruhm gefiel, zurückzuweisen, unschlüssig, beunruhigt, ohne Thränen in den Augen, ohne Freude im Gesicht, und kaum neugierig, so sehr sah sie traurige Dinge voraus, die sie schon gesehen hatte und die ihr schwere Besorgniß einflößten. Die Ereignisse sollten ihre schmerzlichen Ahnungen rechtfertigen!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.